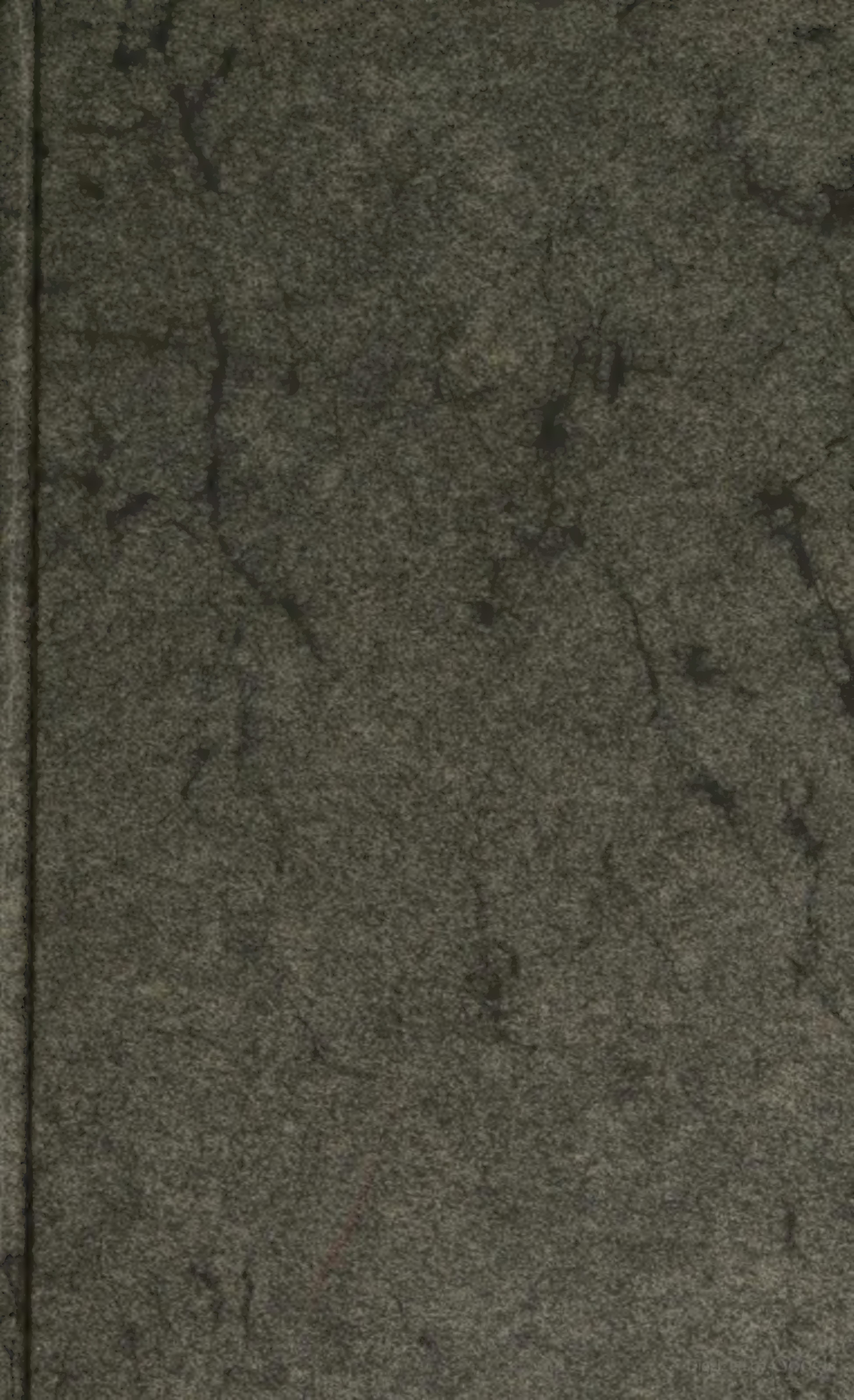


L. gen. 12 b

Digitized by Google

<36619818740011

<36619818740011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Ueber

Sprache und Schrift.

Aus dem Französischen des

Präsidenten von Brosses

übersezt, und mit Anmerkungen begleitet, von

Michael Hißmann,

der Weltweish. Doktor in Göttingen.

Erster Theil.

Mit Kupfern.

Leipzig, 1777
in der Weygandschen Buchhandlung.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Seiner

Hochfreyherrlichen Excellenz,

dem

Hochgebohrnen Freyherrn

Samuel von Bruckenthal,

Ihrer Römischen Kayserl. Königlichen und Apostolischen Majestät wirklichen geheimden Staatsrath, Commandeur des Königl. Hungarischen St. Stephansordens,

Präsidenten des Hochlöbl. Kayserl. Königl. Landesgouvernements, und Hochbestallten Kayserl. Königl. Commissair im Großfürstenthum Siebenbürgen,

Meinem gnädigsten Herrn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr!

Ich wage es, Euer Hochfreyherrlichen Excellenz diese Arbeit unterthänigst zu widmen, die ich, so unbedeutend sie auch ist, schwerlich würde unternommen haben, wenn mich nicht der schmeichelhafte Beyfall, den

Euer

Digitized by Google

Euer Hochfreyherrliche Excellenz meinen bisherigen litterärischen Bemühungen gnädigst zu ertheilen geruhet, zu einem anhaltenden Eifer aufgemuntert hätte. Zuschriften rechtfertigen sich in dem Fall ohnehin selbst, wenn sie an Mäcenaten gerichtet werden, denen man beynahe das ganze Daseyn eines Werks zueignen muß.

Die edelste Huld, mit welcher **Euer Hochfreyherrliche Excellenz** alle Bemühungen mildreichst zu krönen die Gnade haben, die auf irgend eine Art auf die Ausbreitung der Wissenschaften, und auf die, die Aufklärung begleitende, Sittenverbesserung abzielen, — läßt mich an der gnädigen Aufnahme dieser Bearbeitung und Uebersezung eines in seiner Art unerreichten philosophischen Werks kaum zweifeln. Und sie war es, die mir Muth ge-

nug

Digitized by Google

nung einflößte, dasselbe **Euer Hochfreyherr-lichen Excellenz** überreichen zu dürfen. Wie glücklich werde ich mich schäzen, wenn **Euer Hochfreyherrliche Excellenz** diese Probe meiner schuldigsten Ehrfurcht, als eine thätige Beeiferung ansehen, wodurch ich mich zum Dienst der Welt auszubilden, und den Befeh-len **Euer Hochfreyherrlichen Excellenz**, und meinen Pflichten nachzukommen suche!

Ich unterdrücke den Ausdruck aller lebhaf-ten Empfindungen der Dankbarkeit, mit denen ich, fern von meinem Vaterland, an der Glück-seligkeit, die **Euer Hochfreyherrliche Excellenz** über dasselbe verbreiten, so gut als irgend einer seiner getreuesten Söhne, Theil nehme. Ich werde mich wenigstens durch über-flüssige Lobsprüche des hohen Beyfalls **Euer**

Hoch-

Digitized by Google

Hochfreyherrlichen Excellenz, der meine Hofnungen so sehr belebt, nicht unwürdig zu machen suchen.

Ich verharre mit der pflichtmäßigsten Hochachtung und der getreuesten Verehrung

Euer Hochfreyherrlichen Excellenz,

Meines gnädigsten Herrn

Göttingen,
den 22. Merz 1777.

unterthänigst gehorsamster
Michael Hißmann.

Ne quis tam parva fastidiat elementa: non quia magnae sit operae consonantes a vocalibus discernere, ipsasque eas in semivocalium numerum mutarumque partiri; sed quia interiora velut sacri huius adeuntibus apparebit multa rerum subtilitas, quod non modo acuere ingenia, sed exercere altissimam quoque eruditionem ac scientiam possit.

QVINCTIL. I. 4.

Vorrede des Uebersezers.

Zu einer Zeit, da die Untersuchungen über die Sprache, über ihre mechanische Bildung, über die daraus fliessende Folge ihres menschlichen Ursprungs, über die Vollkommenheit und Unvollkommenheit derselben, über ihren mehr oder weniger vortheilhaften Einfluß auf den menschlichen Geist, kurz, die Philosophie der Sprache, eine Modebeschäftigung des philosophischen Deutschlands ist; — zu einer solchen Zeit dürfte die nähere Bekanntmachung des gegenwärtigen Werks diesem untersuchenden

chenden Theil unsers deutschen Publikums ziemlich willkommen seyn.

Wenn ein gewisses Zeitalter durch einen Zufall, oder vorsezlich auf solche Untersuchungen verfällt, die zur Aufklärung der Menschheit, und zur Gründung und Erweiterung brauchbarer und reeller Theile der Wissenschaften vorzüglich viel beytragen: so ist es Pflicht eines jeden rechtschaffenen Bürgers der gelehrten Republik, die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger durch allerhand Mittel auf diese Gegenstände hinzuziehen, und sie bey ihnen zu erhalten. Modebeschäftigungen, wenn sie diese Eigenschaften haben, das heißt, wenn sie den Gegenständen, die eben die Lieblingsmaterien sind, nicht einen eingebildeten Werth beylegen, sondern, wenn sie wirklich nüzliche Kenntnisse betreffen, — haben allemal den grossen Vortheil, daß durch sie entweder einzelne wissenschaftliche Felder besser bear-

beitet, oder das ganze Gebieth der Gelehrsamkeit merklich erweitert wird. Man darf daher in diesem Fall dem Strom der Modebeschäftigungen nicht nur nicht entgegen arbeiten, sondern man muß seine hinreissende Kraft auf alle mögliche Weise zu verstärken suchen. Nur, wenn die Mode unnüzen Spizfündigkeiten, und unfruchtbaren Spekulationen einen gewissen Anstrich von Wichtigkeit und Nuzbarkeit giebt, die sie wirklich nicht haben; wenn sie so herrschend wird, daß man alle übrigen nüzlichen Kenntnisse unbearbeitet liegen läßt, daß man den Gelehrten verachtet, der in etwas andern seine Lieblingsbeschäftigung findet, und den Werth oder Unwerth aller übrigen Begriffe und Beschäftigungen nach dem Genius der Mode bestimmt; — nur dann muß man die Herrschsucht desselben einzuschränken, und den Bemühungen seines Zeitalters eine andre Richtung zu geben suchen.

Vorrede des Uebersezers.

Ich halte es vor überflüssig, diese Betrachtungen auf meine gegenwärtige Arbeit anzuwenden. Der Leser, der das Angenehme dieser Untersuchungen gefühlt, und über die Vortreflichkeit dieser Materie nachgedacht hat, wird selbst die Anwendung machen. Die Zergliederung des wunderthätigen Instruments, wodurch der Mensch, Mensch ist, hat Interesse und Nuzen genug; und Kenner mögen beurtheilen, ob der Präsident von Brosses ihr Interesse eingesehen, und ob er ihr, Interesse zu geben, gewußt hat. Man darf, um sich zu überzeugen, daß der Verfasser dieses Werks Philosoph und Gelehrter war, nur die Aufschriften der einzelnen Abschnitte ansehen, die er aus der ungeheuren Menge von Materialien ausgehoben und abgehandelt hat. Sein grosser Name ist dem, der ihn schon aus seinen andern vortreflichen Werken kennt, für die Vortreflichkeit dieses Werks ziemlich

Bürge,

Bürge, und für diejenigen, die ihn noch nicht kennen, würden meine Anpreisungen desselben auch ganz unnüz seyn, da ich es ihnen zu gleicher Zeit mitgebe, und sie darüber urtheilen lasse *). Vielleicht halten sie es nicht für unwürdig, ihm einen Hauptplaz neben den vortreflichen Berlinischen Preisschriften, unter denen sich Herrn Herders Abhandlung auf eine vortheilhafte Art auszeichnet, einzuräumen.

Ich

*) Das Buch erschien zu Paris 1765 in 2 Duodezbänden unter dem Titel: *Traité de la formation mechanique des langues, et des principes physiques de l' Etymologie.* Ich habe den Titel nicht buchstäblich übersezt, weil wir uns unter dem Wort, Etymologie, selten den richtigen Begrif zu denken pflegen. — Ausser den gelehrten Abhandlungen des Verfassers in den *Memoires de l' Academie R. des Inscriptions* kennt man in Deutschland vorzüglich seine *Histoire des Navigations aux terres Australes, à Paris 1756.* Alle Kenner haben dieses Werk mit den würdigsten Lobsprüchen gekrönet.

Vorrede des Uebersezers.

Ich habe an mehrern Stellen die Leser auf einige Schwächen der angenommenen Säze meines Autors aufmerksam gemacht. Manches hab ich berichtiget: manches mit neuen Gründen verstärkt, die ich bey andern guten Schriftstellern bemerkt hatte. Hie und da sezte ich auch etwas hinzu, was mir als eine wesentliche Bereicherung nöthig schien. Ich hatte noch eine Menge eigner, und fremder Bemerkungen vorräthig, die ich hätte einstreuen, und vielleicht giebt es auch noch einige Behauptungen, die ich hätte berichtigen können. Da ich mir aber gar nicht vorgenommen hatte, Kommentarien über meinen Autor zu schreiben; da die Uebersezung dieses Buchs eigentlich meine Hauptabsicht war; so durfte ich eher zu wenig, als zu viele Anmerkungen und Zusäze liefern. Ich bin vielleicht in der Vertheilung derselben nicht glücklich genug gewesen, weil ich einige Anmer-

kungen

fungen des ersten Bandes eben so gut im zweyten Band hätte anbringen können. Allein ich habe auf die Gleichheit der Bogenzahl um so viel weniger gedacht, da der zweyte Band meinen Einsichten nach an wichtigen Betrachtungen schon für sich reichhaltiger ist, und sich größtentheils auf die in den ersten Kapiteln vorgetragene Lehren stüzt.

Ich habe mich an einigen Stellen in der Uebersezung nicht genau an das Original binden können, weil ich fand, daß ich dunkel wurde. Wenn die wörtliche Uebersezung an Helle, Deutlichkeit und Bestimmtheit verliert; so hat der Uebersezer eines philosophischen Werks das Recht, durch kleine Zusäze und Umschreibungen den wahren Sinn auszudrücken. Die französischen Perioden in diesem Werk sind oft zu sehr gedehnt; und zwischen die Hauptsäze sind häufig zu weitläuftige Einschiebsel eingerückt, als daß ein Uebersezer, der

das

das Buch versteht, und den Sinn des Verfassers einsieht, genau bey der französischen Einkleidung bleiben könnte. Bey Werken des Geschmacks, bey denen man nicht so sehr die Wahrheiten, als die Schreibart, die Wendungen, und den Schmuck der Gedanken kennen lernen will, darf sich der Uebersezer dieser Freyheit nicht leicht bedienen.

Leser, die das Original kennen, werden die Schwierigkeit der Uebersezung desselben fühlen; und, wenn sie nicht gar zu eifrige Puristen sind: so werden sie um so viel mehr meine Aufnahme fremder, ausdrucksvoller Wörter gut heissen, da in unsrer Sprache die gleichbedeutenden Ausdrücke gänzlich mangeln. —

Göttingen im Merz 1777.

Vorb-

Ueber die
mechanische Bildung der Sprachen,
und über die
physische Prinzipien der Etymologie.

Erster Band.

Digitized by Google

Vorbericht des Verfassers.

Das Werk über die Elemente der Sprache, welches gegenwärtig dem Publikum übergeben wird, ist schon lang einer grossen Anzahl von Gelehrten bekannt. Viele Jahre hindurch war die Handschrift in den Händen einiger dieser Gelehrten. Einer theilte sie dem andern mit; und ohne zu gedenken, daß man in einem grossen und berühmten Werk, welches die Versammlung aller menschlichen Entdeckungen und Kenntnisse zur Absicht hat, Gebrauch von dieser Schrift gemacht hat: so findet man, daß die darinnen enthaltenen Gedanken und Ausdrücke auch in neuern Büchern angebracht worden sind, in denen entweder von der Materie, oder von der Form der Sprache, oder von der Philosophie der Rede gehandelt werden mußte. *)

Aus

*) Das grosse Werk, bey welchem man die Handschrift des Verfassers gebraucht hat, ist die grosse Pa-

Aus diesem dreyfachen Gesichtspunkt arbeitete der Verfasser dieses Werk aus. Vornehmlich aber beschäfftiget er sich mit den beyden ersten Stücken, als mit unumgänglich nöthigen Vorbereitungen zur gründlichen Behandlung des dritten Stücks. Das Wahre, oder das Falsche der Ideen hängt grossentheils von der Wahrheit oder der Falschheit der Ausdrücke ab, das heißt, von der genauen Uebereinstimmung der ersten Notionen, die ein jedes Wort, welches man gebraucht, mit sich führt, mit den Neuen Ideen, die man bekannt machen, oder mit den Meinungen, die man festsezen will. Wenn man die ersten Ideen entwickeln sollte, die an

Pariser Encyclopädie. De Brosses legte der königl. Akademie der Inschriften zu Paris mehrere Abhandlungen über die Etymologie vor, die im Manuscript unter den meisten Akademisten herumgiengen. Ich habe in der Pariser Encyclopädie mehrere Artikel nachgeschlagen, in denen es ausdrücklich angeführt wird, daß man die Handschrift des Präsidenten de Brosses, über den Mechanism der Sprache, benuzt habe. Auch Beauzee hat aus der Handschrift zu seiner allgemeinen Grammatik viele Bemerkungen zusammengetragen. Endlich sammlete der Verfasser seine Abhandlungen und sezte dieses Werk zusammen.

Anmerk. des Uebersezers.

an den Ausdrücken kleben, die man zur Behauptung eines Gedankens gebraucht: so würde man oft darüber in Verwunderung gerathen, wie die ursprünglichen Ideen, und die Ideen, die man als Folgen von jenen annimmt, häufig so wenig Beziehung zu einander haben. Man würde zum wenigsten über das Besondere in dem Uebergang von den einem zu den andern, und über den wunderlichen Gang des menschlichen Geistes erstaunen müssen. Daher gränzt auch die Etymologie näher an die Logik, als man glauben sollte. Und beyde einander gänzlich zu nähern, ist gerade die Absicht bey diesem Werk.

In dieser Absicht geht man bis zum ersten Ursprung, bis zu den Grundprinzipien der Bezeichnung der Ideen durch die Bildung der Wörter zurück, um daraus um so viel einsichtsvoller und richtiger die Beziehungen und den Grad der Kraft herzuleiten, den die Wörter haben müssen, wenn sie in einer grossen Anzahl zusammengestellet werden. Man kann nämlich diesen Nachdruck der Rede, der aus der Verbindung mehrerer Ausdrücke erwächst, nicht eher berechnen, als bis man die Kraft der einzelnen Ausdrücke selbst; ih-

ren wahren und ursprünglichen Werth; ihre verabredete und abgeleitete Bedeutungen genau kennt, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit sich einzig auf die erste physische Grundbedeutung des Worts, und auf die richtige Beziehung gründet, die die Ausdrücke, die Dinge, und die Ideen zu einander haben.

Der Verfasser glaubte daher, daß er sich gleich anfänglich mit der Untersuchung dieser Verhältnisse beschäfftigen müsse, wenn er anders seine Leser glücklich zum vorgesteckten Ziel führen wollte. Um den Ursprung und den Fortgang von einer Menge von Meinungen, die unter den Menschen ausgebreitet sind, zu entdecken, schlug er den Weg der Beobachtung ein. Er bemerkte die Wahrheit und die Falschheit der Gründe, worauf sich diese Meinungen stüzen, in dem Bau der Worte selbst, die die Menschen zur Bezeichnung ihrer Ideen erfunden haben, und in der Zusammensezung, und dem Abfall der Farben, die man zur Abbildung der Gegenstände der Natur gebrauchte, um sie andern Menschen in einer ebenbildlichen Zeichnung vorzustellen, so wie man sie selber wahrnahm. Denn in einer jeden Sprache, am meisten aber in

der

der Sprache ausgebildeter Nationen giebt es nur sehr wenige höchst einfache Ausdrücke, bey deren Zergliederung man es nicht deutlich wahrnehmen sollte, daß sie selbst schon eine Sammlung von einer gewissen Anzahl von Zügen, Gegenständen und Ideen seyen, die in ein einziges kleines Gemählde versammlet worden, womit man einen plözlichen und starken Eindruck auf die Seele machen will, der man es vorhält.

Um diese Art von Analyse glücklich auszuführen, mußte man bis zu den Wurzeln zurückgehen, aus denen die Wörter entstanden, die in den menschlichen Sprachen gebraucht werden. Man mußte den ersten Keim aufsuchen, und seine Entwickelungen von Zweig zu Zweig verfolgen. Man mußte die Art und die Ursache auffinden, warum gerade hörbare Zeichen hervorgebracht wurden. Mit einem Wort: man mußte bis zum lezten Grad der Analyse gelangen, bis zu den allereinfachsten, und ursprünglichsten Prinzipien. Denn auch hier, so wie bey allen natürlichen Wirkungen sind die Entwickelungen, die uns am stärksten rühren, weiter nichts, als die nothwendigen Folgen der Entwickelung unbemerkbarer Keime.

Man

Man sah also ein;

Daß diese Keime der so abwechselnden Rede, und der vielfachen Sprachen so vieler Nationen, blosse Inflexionen der menschlichen Stimme sind.

Daß die Form einer jeden von diesen Beugungen, und der Aussprache der Stimme, davon der Schall durch die Bewegung der Luft in unser Ohr gebracht wird, von der Form und dem Bau des Organs abhängt, welches den Schall hervorbringt.

Daß der Bau eines jeden Organs von der Natur dergestalt bestimmt worden, daß ein Organ keinen andern Effekt hervorbringen, noch die Luft auf eine andre Weise in eine zitternde Bewegung sezen kann, als sein natürlicher Bau es zuläßt; weil die Wirkung einer gegebnen wirkenden Ursache nothwendig folgen muß.

Daß ein jegliches von den menschlichen Sprachwerkzeugen seinen eigenthümlichen Bau hat. Aus diesem Bau entspringt die Form des Tons, den das Organ von sich giebt, und diese Form ist schon durch die Form ihrer Zusammensezung bestimmt.

Daß

Daß die Organen, aus denen das ganze Sprachinstrument und der vollständige Mechanism der menschlichen Stimme zusammengesezt ist, an der Zahl nur wenige sind.

Daß folglich auch die Anzahl der Beugungen der Stimme mit jener Zahl übereinstimmen muß, und nicht viel grösser seyn kann. Denn sie sind alle Wirkungen, die von der Maschine müssen hervorgebracht werden.

Aus diesen ersten Bemerkungen, die auf die physische Prinzipien der Dinge, so wie sie die Natur selbst festgestellt hat, gegründet sind, fliessen folgende Schlußfolgen:

Daß die Keime der Rede, oder die Veränderungen der menschlichen Stimme, aus welchen alle Wörter der Sprachen entstanden, physische und nothwendige Wirkungen sind, die, so wie sie da sind, ganz nothwendig aus dem Bau und aus dem Mechanism des Sprachorgans herrühren, und von der willkührlichen Auswahl des Verständigen Wesens, welches sie gebraucht, ganz unabhängig sind.

Daß ein verständiges Wesen mit dieser geringen Anzahl von Wurzeln, nichts weiter vornehmen

darf,

darf, als sie wiederholen, sammlen, auf alle mögliche Arten verbinden, um sowohl Stamm, als auch abgeleitete Wörter zu bilden, und um das ganze Gebäude der Sprache aufzuführen.

Daß die Auswahl desjenigen Keims, oder einer Artikulation, aus den wenigen Keimen, den man zur Verfertigung eines Worts, das heißt, eines Nahmens für einen gewissen wirklichen Gegenstand, gebraucht, schon durch die Natur und durch die Beschaffenheit des Gegenstandes selbst physisch bestimmt ist; so daß er so viel möglich den Gegenstand, so wie er an und für sich beschaffen ist, zu mahlen geschickt ist. Denn sonst würde dem Wort gar keine Idee ankleben. Daher würde ein Mensch, der für eine harte Sache zum erstenmal einen Nahmen erfinden müßte, dieselbe mit einem harten, und nicht mit einem sanften Ton bezeichnen; gerade, wie ein Mahler gezwungen ist, aus den sieben Grundfarben die grüne, und nicht die violette Farbe zu gebrauchen, wenn er ein Gras mahlen will. Man kann dieses ohne weitere Untersuchung schon aus den Wörtern hart (*rude*) und sanft (*doux*) abnehmen. Ist nicht das Eine wirklich grob und das andre lieblich. Man seze

den

den Fall, daß ein Caraibe einem Algonkinen einen Kanonenschlag, folglich einen Gegenstand benennen sollte, der für diese beyde Menschen, die ihre Sprache wechselseitig nicht verstehen, ganz neu ist: gewiß er wird den Kanonenschlag nicht *Nizalie*, sondern *Futu* nennen.

Daß folglich das System des ersten Baues der menschlichen Sprache, und die Bezeichnung der Dinge mit Nahmen nichts weniger, als willkührlich und konventionell ist, wie man gewöhnlich glaubt. Es ist vielmehr ein System der Nothwendigkeit, welches von zween Ursachen ganz nothwendig hervorgebracht wird. Die eine ist die Einrichtung der Sprachorganen selbst, die nur gewisse, ihrem Bau ähnliche Töne, hervorbringen können. Die zwote ist die Natur, und die Eigenschaft der Dinge selbst, die man benennen will. Sie nöthigt uns solche Töne zu Nahmen zu machen, die die Sache gewissermaßen abmahlen, indem sie unter Sache und Werk solche Aehnlichkeiten einführt, nach welchen das Wort eine Idee von der Sache erwecken kann.

Daß, nach dem Zeugniß der Erfahrung und der Beobachtungen, der erste Bau der menschlichen

Spra-

Sprache aus nichts weiter bestanden hat, als aus einer mehr oder weniger vollständigen Abbildung der bezeichneten Sachen: so gut als diese sich nämlich durch Schalle der Nachahmung wirklicher Gegenstände vermittelst unserer Sprachorganen geben ließ.

Daß diese nachahmende Abbildung sich von Graden zu Graden, von Nüancen zu Nüancen durch alle mögliche gute und schlechte Mittel vermehrt hat. Und daß von den Nahmen solcher Gegenstände an, die durch den Ton der Stimme am leichtesten nachgeahmt werden können, bis auf die Nahmen derer, die dieser Nachahmung am wenigsten fähig sind. Ferner, daß der ganze Fortgang der Sprache auf diese oder jene Weise, nach dem von der Natur eingeflößten Nachahmungsplan geschehen sey. Daß dieses der Plan sey, den die Natur selbst entworfen, wird noch immer von der Erfahrung und den Beobachtungen bestätiget.

Daß es unter solchen Umständen eine ursprüngliche, organische, natürliche und nothwendige Sprache giebt, die dem ganzen menschlichen Geschlecht gemein ist, die aber kein Volk in ihrer anfänglichen Einfachheit kennt, oder spricht, und

die

die dem ohngeachtet alle Menschen reden. Eine Sprache, die die erste Grundlage zu den Sprachen aller Nationen ist, die man aber bey dem ungeheuren Zufluß von zufälligen Nebenumständen kaum erkennen kann.

Daß auch diese hinzukommende Beschaffenheiten, die von Zweigen in Zweige, von Ordnungen in Unterordnungen aus einander entspringen, am Ende alle aus den ersten organischen Grundtönen, als aus ihrem gemeinschaftlichen Stamm, entstehen. Daß sie eine blosse weitläuftige Erweiterung des ersten Baues der ursprünglichen Grundsprache sind, die ganz aus Wurzelwörtern besteht. Eine Erweiterung, die nach einem System der Ableitung bewerkstelliget worden, bey welchem man Schritt vor Schritt, von Analogien zu Analogien, durch eine Menge von geraden, krummen und Kreuzwegen fortgieng. Ihre unzählbare Menge, die ungeheure Verschiedenheiten, und die sonderbaren Abweichungen machen die grossen scheinbaren Verschiedenheiten aus, die man unter den Sprachen wahrnimmt. Alle diese Wege führen, der Verschiedenheit ihrer scheinbaren Richtung ungeachtet, zulezt doch auf denselbigen gemeinschaftlichen Punkt hin, von welchem sie aus-

ausgiengen, und wovon sie sich so weit von einander entfernten.

Daß, da das System der menschlichen Sprache und der ersten Verfertigung der Wörter keinesweges willkührlich, sondern natürlich und nothwendig ist: auch das Nebensystem der Ableitung nothwendig mehr, oder weniger an der Natur des ersten nothwendigen Sprachsystems, aus welchem das leztere in einer zwoten Ordnung entstanden, hat Antheil nehmen müssen. Ferner, daß das System der Ableitung, wenigstens in einem von seinen Theilen, viel mehr nothwendig ist, als verabredet, wie jenes Sprachsystem.

Daß folglich die menschliche Sprache, und die Form der Namen, die man den Dingen gegeben hat, nicht von der Willkühr des Menschen abhängt, so sehr man sich auch gewöhnlich davon zu überreden pflegt. Daß diese Form in der ersten Fabrike der menschlichen Sprache, und der Wurzelwörter ein ganz nothwendiges Produkt der Empfindungen war, die von den Eindrücken der äusseren Gegenstände, ohne alles Zuthun der menschlichen Willkühr, hervorgebracht wurden. Daß die Willkühr auch an den Ableitungen viel weniger

Antheil gehabt, als man sich vorstellt. Diese Derivationen wurden allemal aus denen, die wirklichen Gegenstände nachahmenden Wurzeln und Stammnahmen hergeleitet. Und das selbst alsdann, wenn die Ableitung nicht blos bey physischen, in der Natur vorhandenen Gegenständen, sondern wenn sie auch bey Ideen, oder geistigen Gegenständen des Verstandes, die blos in der Seele vorhanden sind, kurz bey abstrakten Wesen, die einzig und allein unserm Verstand, oder irgend einem andern innern Sinne zugehören, — ausgeübt wird.

Daß es nöthig und nützlich sey, nach der Feststellung der ersten Prinzipien der Sprache, die aus der Organisation des Menschen, und aus dem Eigenthümlichen der benannten Dinge hergeholt werden müssen, auf die allmählige Entwickelung dieser Prinzipien wieder zurück zu kommen; nach der Aufsuchung der Ursachen und der Elemente der Derivation, auf ihre Wirkungen zu sehen; die Wege aufzufinden, auf welchen sie von physischen zu moralischen, von körperlichen zu unkörperlichen Gegenständen fortgegangen ist; durch die Zergliederung ihrer allmähligen Wirkungen die Herrschaft

und

und den Einfluß der Natur auf den Mechanism der Rede, und auf die Bildung der Wörter, vom Willkührlichen der Sprache zu unterscheiden, welches blos nach dem Willen des Menschen durch den Gebrauch, und durch eine eingeführte Konvention zur Sprache hinzugekommen ist; endlich zu zeigen, nach welchen Bestimmungen und Methoden, und wie viel die Willkühr auf diesen von der Natur selbst gelegten physischen und nothwendigen Grund fortgebauet hat.

Nach diesen ausgemachten und bekannten Grundsäzen betrachtet man hier die ungeheure Menge von Sprachen, die über die ganze Erde verbreitet sind. Man sieht aber einzig auf das allgemeine, ursprüngliche, und gemeinschaftliche, ohne Rücksicht auf die Eigenheiten, die von der grossen Verschiedenheit des Klima, der Sitten und Gebräuche, der Denkungs- und der Lebensart herrühren. Mehrern einsichtsvollen Männern schien diese Methode einer solchen Anwendung der Analyse und Synthese, auf die Bildung der Sprache, neu und wichtig, bey welcher man keiner fremden Hülfe bedarf, sondern nur der Natur Schritt vor Schritt in ihren Wirkungen zu folgen braucht.

Einige

Einige von den Bemerkungen und Grundsäzen, die eben vorgetragen worden sind, waren schon bekannt. Aber so wie sie ganz isolirt und ohne Zusammenhang gemacht waren: so blieben sie auch unbenuzt liegen. Man sah hier aber ein, daß sie in ihrer Verbindung und Zusammenkettung an Stärke außerordentlich gewannen. Ihre Verkettung wirft ein neues Licht über das ganze System der menschlichen Sprache, indem sie die Art entdeckt, nach welcher die Physik und die Methaphysik sich von selbsten, und gleichsam durch einen Instinkt in der Grammatik anwenden lassen. Man fand, daß diese Methode einen neuen Weg bahnte, auf welchem man ungehindert zu einem weitläuftigen Gebieth der Metaphysik hinkommen kann, welches nur sehr wenig bekannt war, und wohin man bisher nur durch enge Fußsteige eingedrungen.

Leibniz sagte: es sey zu wünschen, daß die Philosophie einen Theil von ihren Untersuchungen, der Untersuchung der Methoden und der grammatischen Erfindungen, widmen möchte. Man wird nicht ohne Verwunderung sehen, daß die Indianer ehedem eine sehr ähnliche Idee befolgt haben. Denen

nen Nachrichten zu Folge, die wir von der Sprache der Brachmanen haben, waren diese Gelehrten in diesem Stück, auf eine fast so vollkommene und wahre Art fortgegangen, als nur möglich war. So wahr ist es, daß das hohe Alterthum in den Wissenschaften schon größere Schritte gethan, als wir heut zu Tage glauben, nachdem die Monumente verlohren gegangen sind. Man sucht in diesem Werk das, was Leibniz verlangte, auszuführen. Zwar werden sich die hier vorkommende Betrachtungen nicht auf die Syntaxe, die nur im Vorbeygehen berührt werden soll; sondern blos auf die Wörter erstrecken, die den Grundstof zur Syntaxe ausmachen. Man wird sich hier nicht nach der Weise einiger Grammatiker mit dem Bau einer künstlichen Sprache abgeben, die durch ihren allgemeinen Gebrauch, den man sowohl mündlich als schriftlich davon machen könnte, im Umgang und in den Kenntnissen aller Nationen des Erdbodens, dieselbige Stelle vertreten, und dieselbigen Dienste thun soll, die die Algebra in den mathematischen Wissenschaften leistet. Ohnehin ist dieses ein solches Projekt, von welchem sich nicht hoffen läßt, daß es die Menschen je annehmen werden. Man be-

begnügt sich daher, wenn man nur zeigen kann, daß dieser Grund zur allgemeinen Sprache wirklich vorhanden ist. Statt daß man die Zeit mit fruchtlosen Versuchen darüber, was durch die Kunst bewerkstelliget werden könnte, verschwendet, legt man lieber dasjenige deutlich aus einander, was die Natur schon wirklich gethan hat. Die Resultate der leztern Untersuchungen sind wenigstens gewiß viel wichtiger und reichhaltiger, als die Resultate von jenen Versuchen seyn würden.

Anfangs wird das Organ der menschlichen Stimme beschrieben, nebst der Anzahl, der Form und der Bewegung aller einzelner Theile, aus denen dieses wunderbare Werkzeug besteht. Die Ordnung wird bestimmt, in welcher die Natur diese Theile entwickelt, und sie arbeiten läßt. Die nothwendigen Wirkungen eines jeden Theils in Absicht auf seine materielle Bewegung, und auf die Erschütterung, die er der Luft mittheilt, werden angeführt; wie auch die Verschiedenheiten und Eigenschaften einer jeden Artikulation derselben. Ferner wird die bestimmte und richtige Anzahl sowohl der Vokalen, als auch der Accente und der

Konsonanten angegeben. Es wird die Art und Weise gezeigt, wie durch eine sanfte, heftige oder gemäßigte Bewegung ein jeder Mitlauter aus seinem Organ in seiner einfachen Gestalt hervorkömmt, oder wie er sich gegen ein anliegendes Organ schlägt, wenn er eine zusammengesezte Form haben soll. Noch mehr. Man bemerkt die Verschiedenheiten, die der Durchgang des Tons durch den Mund, oder durch die Nase, die die beyden Pfeifen des Instruments der Stimme sind, am Selbstlauter hervor bringt. Man giebt die mögliche Ursachen der so bemerkbaren Verschiedenheit, unter der Sprach' und unter der Singstimme, an. Man giebt eine Formel der sehr einfachen organischen Schrift, aus welcher ein jeder Zug seinem Organ, und der eigenthümlichen Bewegung desselben vollkommen entspricht. Dieses organische Schriftformular hat keinen andern Gebrauch als statt eines Sprachmessers gebraucht zu werden, vermittelst dessen man die Grade der Vergleichung mehrerer Sprachen abmessen und die Etymologien und Derivationen berichtigen kann. Alles dieses betrifft das Mechanische, welches freylich dem Leser eine unangenehme, und ermüdende Lektüre seyn wird. Allein es kann gar nicht übergangen werden,

den, weil es Wirkungen der Natur darlegt, die die Grundsäze abgeben, aus denen die Folgen und Entwickelungen fließen.

Man wirft ferner die Frage auf: welches die ursprüngliche Sprache sey? Und, nachdem man die Wege angezeigt, auf denen sie zu finden ist; so wird gelehrt, in welcher Ordnung und Folge, nach welchen Beziehungen, die die Natur selbst unter gewissen Organen, unter gewissen Empfindungen und Sensationen, und unter gewissen physischen Objekten und den Arten ihres Daseyns gemacht hat, die ursprüngliche Sprache fortgeht. Der Beweis wird geführt, daß sich hiebey ursprünglich alles auf die Nachahmung der äußern Gegenstände gründete, die man sowohl mit Tönen der Stimme, als auch in geschriebenen Figuren nachahmte. Es wird bewiesen, daß, da es unmöglich ist, die bloßen sichtbaren, lautlosen Gegenstände durch nachgeahmte Töne zu bezeichnen, und sie folglich hörbar zu machen, die Menschen eben durch diese Unmöglichkeit genothiget würden, zu einer andern Art von Nachahmung ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch man in den Stand gesezt würde, Gegenstände des Auges durch sichtbare Zeichen

zu

zu bezeichnen, und die Schrift zu erfinden. Man verfolgt die verschiedenen Stufen, die Fortgänge und die Entwickelung dieser neuen Kunst von der ersten Bilderschrift, bis zu den alphabetischen Schriftzeichen. Man zeigt, daß der Anfang und Fortgang der Schrift von eben der Art sey, wie bey der Sprache, weil die Natur dem Menschen hierinnen eine ähnliche Hülfe geleistet hat, indem sie die Grundsäze, und die Grundrisse der Entwickelung nach einem ähnlichen Plan der Nachahmung, und der Annäherung der Gegenstände, an die Hand gegeben; bis der Mensch endlich dieses Schriftsystem gänzlich veränderte, indem er nicht mehr wie vorhin, die äußern Objekte, sondern die Bewegungen seiner Sprachorganen, durch die Erfindung des Alphabets, zu malen anfieng. Man giebt auf die Art Acht, nach welcher die wunderbare Harmonie des Gesichts und des Gehörts bewirkt worden, wodurch die Gegenstände des einen und des andern Sinnes unter denselben Gesichtspunkt, in eben dem Augenblick gebracht werden, da die Gegenstände und die Sensationen doch wirklich von einander unterschieden bleiben. Man merkt an, wie viel die Art des Verfahrens und der Sensationen,

die

die zur Bildung einer jeden Sprache dienten, zur Charakterisirung derselben beytragen, und wie man durch ihre Hülfe die Sprache unter zwo Hauptklassen bringen kann, davon die eine fürs Gesicht, und die andre fürs Gehör gehöret. Man handelt von der Art zu schreiben einer jeden alten und neuen, rohen, wilden und unausgebildeten Nation, von den Veränderungen und dem allmähligen Fortgang dieser Kunst; und von den Ziffern, oder von der Zahlenschrift eines jeden Volks.

Nachdem man auf solche Weise diese allgemeine Materien vorgetragen hat: so geht man zur detaillirteren Untersuchung, über die Bildung und den Fortgang irgend einer Sprache fort, (vorausgesezt, daß sie ursprünglich sey). Man untersucht ihre Kindheit, ihre Blüthe und ihre Reife, nebst den Ursachen, die auf ihr Wachsthum, auf ihre Syntax, auf ihren Reichthum, auf ihr Verderbniß, Abnahme, und den gänzlichen Verfall, Einfluß gehabt haben: ferner, die Gründe, die sie dem Anschein nach zu einer Muttersprache machen, und die Gründe, wodurch die Muttersprache in mehrere Dialekte abgetheilt wird. Man sucht die Stücke

auf,

auf, die die Identität einer Sprache ausmachen, die man spricht; indem man den Zeitpunkt bestimmt, da die Sprache vorhanden war, und dann wiederum den Zeitpunkt, da sie verschwunden zu seyn scheint, ob sie gleich noch immer fortgesprochen wird; aber mit so merklichen Abänderungen, daß sie der Sprache, so wie sie in der vorhergehenden Periode gesprochen wurde, gar nicht mehr ähnlich ist. Man beobachtet die Wirkungen der Derivation, und der Abstammung einer Sprache von der andern. Man sezt die Reihe von allmähligen Veränderungen auseinander, die die Ausdrücke im Ton, in der Bedeutung und in ihrer Figur leiden. Man zeigt den natürlichen und den unnatürlichen Gang, den die Wörter haben, und die Ursachen von den häufigen Anomalien. Man handelt von allen Formen und Verlängerungen, die ein Stammwort haben kann; von der neuen Kraft, die ein Wort in diesen hinzugekommenen Formen, durch die hinzukommenden Ideen erhält, die mit jedem Wachsthum des Worts hinzukommen; von der Bedeutung einer jeden Verlängerung, und von ihren Ursachen. Man giebt sowohl die allgemeine, als auch die besondere Formel der Syntaxe an, mit einem Beyspiel eines

Grund-

Grundtons, den man in allen seinen Abänderungen untersucht, in einer einzigen Hauptbedeutung, und in einer einzigen Syntaxe. Hierauf handelt man von den Namen, die man solchen Dingen gegeben, die in der Natur nicht wirklich vorhanden sind; dergleichen z. B. die intellektuelle, abgezogene moralische Wesen, die Verhältnisse, und die allgemeine Beschaffenheiten, sind. Man beweiset, daß diese Namen keinen andern Ursprung, noch einen andern Grund ihrer Bildung haben, als die Namen der äußern, und der physischen Gegenstände haben. (Eine sehr artige Materie). Hievon geht man zu den eigenthümlichen Namen einzelner Gegenstände, von Personen, und von Oertern über; und es wird gezeigt, daß sie alle eine vorstellende Bedeutung haben, die aus den sinnlichen Gegenständen fließt. Die Gründe von ihrer Ertheilung, und die von mehrern Völkern gebrauchte Methoden, sie zu ertheilen, werden dabey mit angegeben.

Hierauf kömmt man zu den allgemeinen Grundsätzen, und zu den Regeln der Etymologie. Man handelt von den Wurzeln; von ihrem ersten Keim; von ihren Aesten, die aus dem ursprünglichen

Stamm entsprossen, und oft selbst im gemeinen Gebrauch für Stammwörter gehalten worden sind; von ihren Zweigen, die fast bis ins unendliche abgetheilt sind; von ihrer außerordentlichen Entfernung von einander; von den Ursachen ihres erstaunlichen Auseinanderlaufens; von der Art, sie zu verfolgen, und auf ihre ersten Gründe zurück zu führen. Man bemerkt, daß die Wurzeln, die den Grund von den Sprachen ausmachen, in den Sprachen selbst fast überall ungebräuchlich sind, und daß die mehresten von ihnen nichts weiter, als allgemeine Werkzeuge sind, die zur Bildung der gebräuchlichen Wörter dienen, und in dem Stück den abgezogenen und allgemeinen Begriffen ähnlich sind, die, da sie Wesen benennen, die für sich nicht da sind, demohngeachtet zur Bezeichnung fast von dem allen, was wirklich vorhanden ist, angewandt worden sind. Man lehret die Art, wie man die Kritik zur Etymologie anwenden soll. Man sucht diejenigen, die sich mit dergleichen Untersuchungen abgeben wollen, auf die Wege zu leiten, die sie fortgehen müssen, um vom Mittelpunkt an die äußersten Enden, und von den äußersten Enden wieder zum Mittelpunkt zurück zu kommen;

um den Faden und die Quelle einer jeden Derivation zu finden, und um die Kennzeichen der Wahrheit und der Falschheit, der Richtigkeit und der Unrichtigkeit mehrerer Etymologien zu unterscheiden, die oft von einem und eben demselbigen Wort gemacht werden. Man schließt endlich das ganze Werk mit der Entwerfung des Plans, und einer sehr auseinandergesezten Methode, nach welcher man ein allgemeines Wörterbuch aller Sprachen, oder ein allgemeines Wurzelverzeichniß zu machen hat. Man zeigt, daß ein Wörterbuch von dieser Art und Form, an statt ein ungeheures unmögliches Werk zu seyn, wie man etwa glauben sollte, nicht allein ohne viele Mühe möglich ist, sondern auch zum Fortgang und der Erleichterung der Gelehrsamkeit außerordentlich vortheilhaft seyn würde; daß es auch wirklich schon nothwendig geworden, wegen der Menge der Sprachen, und der menschlichen Kenntnisse, welche, da sie unaufhörlich wachsen, endlich sich so sehr vermehren werden, daß künftig ohne diese Beyhülfe die bloße Erlernung der Sprachen einen solchen Zeitraum erfordern würde, wozu das ganze menschliche Leben zu kurz seyn müßte.

Die

Die allgemeine Vorschriften und Regeln sind vorzüglich in den beyden lezten Theilen des Werks mit Beyspielen unterstüzt worden, die zu ihrem Beweis dienen und sie fühlbarer machen. Die Beyspiele, die sehr oft ganz sonderbar, bisweilen angenehm sind, versüßen das Trockene der abgezogenen Schlüsse ein wenig, mit denen das Buch durchgängig angefüllet ist. Alle grammatikalische Materien sind schon für sich unangenehm, und alle metaphysische Betrachtungen ermüden. Was muß nun daraus werden, wenn diese beyde vereinigt werden? Und doch soll ihre Vereinigung die Neugierde des Lesers reizen, und sie ist es, die dieses Buch brauchbar machen kann, wenn es anders der Verfasser hat brauchbar machen können. Es giebt so wenige Personen, die an Gegenständen dieser Art, und an Werken von dergleichen Stoff Gefallen finden; daß der Verfasser sich eben nicht viele Leser versprechen darf. Das einzige Angenehme, welches die Leser aus dieser Lektüre hoffen können, besteht darinnen, daß sie finden, wie ein neues System sich in allen seinen Folgen entwickelt, welches auf ganz einfachen, und richtigen Gründen beruht; daß sie selber den Faden der Verbindung verfolgen, der ein Ding an das andre

knüpfet, unter denen man doch gar keine Beziehung wahrnimmt; daß sie sich, so wie sie in dieser Lektüre fortfahren, überzeugen werden, daß Säze, die ihrer Besonderheit wegen sehr gewagt schienen, demohngeachtet richtig und wahr sind; daß sie ihren Augen ein natürliches und kleines Gemählde der Sprache und des menschlichen Geistes vorhalten, welches aus einem neuen Gesichtspunkt dargestellt worden.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß man das Trockene der Materie durch das Angenehme des Stils hätte zudecken können. Es giebt keinen Gegenstand, der die Schönheit der Schreibart nicht vertragen sollte; und wenn solche Schönheiten wirklich fehlen, die der Materie angemessen sind: so liegt allemal die Schuld am Schriftsteller. Aber nur selten findet man Schriftsteller, die in einem Buche, welches von grammatikalischen Untersuchungen voll ist, so viele Schönheiten anzubringen im Stand wären, als wir im Quintilian finden, und als Julius Cäsar in seinem Werk, von der Analogie höchst wahrscheinlich angebracht hat. In diesem Werk hingegen hat man sich blos der Verständlichkeit beflissen, und mit aller möglichen Nettigkeit abgezo-

gezogene Begriffe, die oft schwer auszudrücken sind, zu geben gesucht. Vielleicht ist es dem Verfasser nicht allezeit gelungen.

Findet mein Werk wenige Leser; so kann es dagegen vielleicht Tadler genug finden. Ich will einigen Arten von Kritikern zum voraus antworten. Diejenigen, welche die Uebersezungen eines aus mehrern Sprachen verglichenen Wortes aus dem Grund tadeln werden, weil sie nicht genau genug seyn, weil z. B. ein Indikatif durch einen Infinitif gegeben worden; — mögen wissen, daß es keine grössere Genauigkeit brauchte, da es blos auf die Betrachtung der absoluten Bedeutung der Wörter, und auf ihre Wurzelform ankam. Denen Kritikern, die an meinem Buche aussezen werden, daß die Beyspiele nicht allemal glücklich genug ausgewählt worden, um einen Saz einleuchtend zu machen, — geb ich zu, daß sie zuweilen Recht haben werden, weil die Beyspiele, welche anfänglich dem Verstand eine Wahrheit deutlich darstellten, in dem Augenblicke, da man schreibt, einem nicht allemal so beyfallen, als man wünschen würde, und weil, wenn man einmal darüber verdrüßlich ist, daß man sie sich nicht wieder

zurückrufen kann, man sich sehr leicht mit denen begnügt, die sich in ihre Stelle darbieten. Andern Kunstrichtern, die meine gegebene Etymologien verwerfen werden, weil sie selbst andre vorziehen, muß ich zur Antwort geben, daß freylich ihre Meynung von der meinigen in dem Stück verschieden ist, daß ich aber eben so Recht habe, meine Meynung in dieser Materie zu haben, und dem Publikum die Entscheidung über den Vorzug derselben zu überlassen; und daß endlich, im Fall ich mich in gewissen Ableitungen sollte geirret haben, die Anwendung eines falschen, oder unglücklich gewählten Beyspiels demohngeachtet die Wahrheit eines allgemeinen Grundsazes nicht umstoßen wird, bey welchem man das Beyspiel übel angebracht. Allen Kunstrichtern erkläre ich endlich, daß ich auf solche Kritiken gar nicht zu antworten gedenke, die nur Episoden von meinem Gegenstand betreffen; sondern nur auf solche, welche, nachdem sie die Gründe von der Theorie, die man hier aufgebauet, angegriffen, das ganze Gebäude über den Haufen werfen werden. Nun aber wird sich dieses anders nicht thun lassen, außer man zerbreche die ganze Kette, die alle Theile zusammenhält, Und das wird wohl kein Werk von einigen Phrasen,

oder

oder von ein paar Seiten seyn; sondern diese Gegenuntersuchung würde ein eben so weitläuftiges und zusammenhangendes Werk erfordern, als das meinige ist.

Nur die Zeit, der Fortgang der grammatikalischen Kenntnisse, und vervielfältigte Bemerkungen über eine große Anzahl von sehr verschiedenen Sprachen könnten diese Theorie vollkommen befestigen, oder umstoßen. Man entwirft hier ein allgemeines System, welches sich mit der Natur, und mit den Beobachtungen sehr gut verträgt, die man an den gemeinen und bekannten Sprachen gemacht hat, aus welchen die mehrsten angeführten Beyspiele hergenommen sind. Da die Natur überall dieselbige ist: so hat man einiges Recht zu schließen, daß dieselbige Erfahrungen, wenn sie auf alle übrige Sprachen übergetragen werden sollten, dieselbige Resultate geben werden. Es ist hier nichts mehr übrig, als daß das Faktum bestätiget werde. Diejenigen, die sich in den barbarischen und ganz entfernten Sprachen werden umgesehen haben, werden einstens sehen, ob sie, so wie diese, die wir kennen, zu einer Theorie gebracht werden können, die diesen Saz

als

als Grundsaz festsezt, daß der erste Bau der Wörter auf nachahmenden Vorstellungen der bekannten Gegenstände beruht, und daß der Fortgang und die Entwickelung einer jeden Sprache nichts weiter ist, als eine Folge, und eine Entwickelung des nämlichen Mechanism, der so gar in denen Fällen angewandt wird, in denen er gar nicht schicklich oder anwendbar zu seyn scheint.

Aber man muß ja eine sehr vollkommene Kenntniß einer barbarischen Sprache besizen, ehe man sie nach dieser Theorie prüfen kann: Man muß ihre Wurzeln, ihre Quellen, ihre verwickelte Zusammensezung, das Verfahren, ihre willkührliche Anwendung, die idealischen und materiellen Ableitungen, die Analogien und Anomalien, und vor allen Dingen das diesem Volk gewöhnliche Spiel der Organen kennen: Man muß bey weitem wegen des glücklichen Fortgangs der ersten Versuche noch nicht entscheiden; sondern wohl bedenken, daß es keine so arme und barbarische Sprache giebt, die nicht schon durch Ableitung aus einer Menge von andern Sprachen vermischt wäre, die schon alle von ihrer ersten Bildung, und von ihrem ersten Bau unendlich weit ent-

entfernt sind. Man muß sich überzeugen, daß, da es uns in unsern gewöhnlichen Sprachen so viel Mühe kostet, die Wurzeln zu entdecken, die fast alle in der Sprache nicht mehr vorkommen, und die von der Menge von Aesten, die sie bedecken, fast völlig erstickt worden sind; da wir so schwer die erste Wirkung der Natur aus dem verworrenen Gemisch der vielen Hinzukommenheiten, die die Natur verheelen, herauswickeln können: — wir auch nur äußerst schwer die Sachen auf diesen ersten Punkt der Simplicität zurück werden führen können, woferne wir nicht eine vollständige Kenntniß der untersuchten Sprache besizen.

Uebrigens muß man noch bedenken, daß man gewöhnlich durch verschiedene Mittel zu demselbigen Zweck gelangen kann, wenn mehrere Wege gleich gut zu diesem Ziel führen; und daß es hier zureicht, daß das Verfahren von der Natur selbst gelehret worden, und überall von derselbigen Art ist, ob gleich in der Art es auszuführen, Verschiedenheiten wahrgenommen werden. Stellet man den Gegenstand durch die eine, oder durch die andere von seinen scheinbaren Beschaffenheiten vor: so will

man allemal sein Bild zeichnen. Der eine wird den Namen *roc* (Fels) von seiner Härte; ein andrer, von der Schwierigkeit an demselben zu klimmen, herleiten. Vergleicht man die Geschwindigkeit mit einem Vogel, oder mit einem Pfeil; nennt man die Seele einen Schmetterling, wie im Egyptischen, oder einen Lufthauch, wie im Chaldäischen: so vergleicht man doch immer. Alle Nationen haben das natürliche und gemeinschaftliche Verfahren, wenn sie den Superlativ einer Sache anzeigen wollen, daß sie die Anstrengung in der Aussprache verdoppeln, um die Zusammensezung des Worts noch mehr zu beladen. Zu dem Ende wiederholen die Amerikaner das bloße Wort zweymal hintereinander. Die Griechen und Lateiner machen das Wort wachsen, indem sie es durch einen scharfen Stoß des Organs endigen. Indessen gebrauchen die Griechen zu eben der Absicht, um den höchsten Grad auszudrücken, auch die Endigung *τατος*, und die Lateiner das *errimus* oder *issimus*. Alle erreichen denselbigen Zweck durch Mittel von verschiedenen Arten, die aber alle zu derselbigen Gattung gehören.

Man

Man wird einmal alle Sprachen mit einander vergleichen können, wenn man sie nämlich einmal gut kennen wird. Man wird sie alsdenn alle versammeln, und sie in Parallelen auf einmal übersehen können. Wenn man einmal die allgemeine Archeologie, oder den Entwurf eines allgemeinen Wörterbuchs vermittelst der organischen Wurzeln für die Sprachen, die uns bekannt sind, auf eine solche Weise verfertiget, als der Verfasser vorschlägt: so wird man ein völlig zubereitetes Magazin haben, in welches man diejenigen Sprachen wird hinzuthun können, die man noch wird kennen lernen; und es ist mehr, als wahrscheinlich, daß alle Wörter aus einer jeden Sprache sich sehr leicht von selbst ein jedes unter seine organische Wurzel begeben wird, und in sein eignes und ihn vorbereitetes Fach; bis man endlich über diese Materie etwas vollständiges haben wird. Wir müssen aber hiebey bemerken, daß die Sprachen in ihrer allmähligen Ordnung der Abstammung und der Verwandschaft dazu gelangen wollen. Anfänglich wird vielleicht eine Sprache den Versuch nicht aushalten, und nur sehr schwer in der Archeologie einen Plaz finden können: weil der Entwerfer

dieser

dieser Methode vielleicht andre Zwischensprachen, die ihm noch unbekannt sind, nicht in ihre gehörige Stellen hat bringen können. Wenn auch diese aber einmal bekannt seyn werden: so wird man den aneinanderhangenden Faden der Ableitung, und den natürlichen Uebergang von einer Form zur andern haben. Diese gefundene Sprachen werden alsdenn vermittelst unmerklicher Nüancen den leeren Zwischenraum ausfüllen, der vormals zwo schon bekannte Sprachen von einander trennte. Und so wird sich im allgemeinen Wörterbuche mit nach und nach alles in seine gehörige Ordnung einpassen lassen.

Hätte man nicht befürchten müssen, daß man den Leser bey einem Gegenstande, der (in Wahrheit) so wenig dem Geschmack aller Gelehrten angemessen ist, zu lange aufhalten würde, so hätte der Verfasser noch zwey Bände hinzugethan, um eine Anwendung von seiner grammatikalischen Theorie, (die im zweyten Kapitel angezeigt worden ist,) auf mehrere andre Wissenschaften zu geben, und vorzüglich auf die Geographie, in so weit diese Wissenschaft die Namen der Oerter betrift; auf die Mythologie; auf die Geschichte der alten

Natio-

Nationen; auf die Geschichte der Auswanderungen und der Verpflanzung der Völker. In diesem Theile des Werks hat er die Folge der verschiedenen Völker untersucht, die nach einander ein gewisses Land bewohnt haben; ferner hat er hier die Spuren ihrer Sprachen aufgesucht, die sich in denen Namen, die sie denen Oertern gegeben, erhalten haben, und die fast beständig einen bedeutenden Nachdruck haben, der ihrer Lage angemessen ist; und endlich die vorhergehenden Sprachen, aus welchen eine jede Sprache nach verschiedenen Maaßen zusammengesezt ist. Er untersucht und erklärt die alten Namen, sowohl der Könige als der Gottheiten eines jeden Landes, indem er zeigt, wie sehr natürlich die Kenntniß der Bedeutung eines jeden von diesen Namen die historischen Fakta, und die Gebräuche aufklärt; wie sie den Ursprung der Fabeln darstellen, die die Geschichte vorstellen, und wie sie das wunderbare Falsche verschwinden macht; wie sehr sie mit einem Wort dazu dient, um diese dicke Decke wegzunehmen, die die Nacht der Zeiten, der Irrthum, und die Unwahrheit über die gemeinsten Begebenheiten verbreitet haben. Die Geschichte der Kolonien,

nien, und der Auswanderungen der Völker hängt sehr genau mit der Geschichte der Sprachen zusammen. Das erste Mittel, wodurch man den Ursprung einer Nation entdecken kann, ist dieses, daß man auf die Spuren ihrer Sprache zurückgeht, die man mit der Sprache der Völker vergleicht, von denen uns die Ueberlieferung die Nachricht giebt, daß diese Nation mit ihnen in einigem Verhältniß gestanden. Es giebt auch Fälle, wo man aus der Uebereinstimmung der Sprache, ohne daran zweifeln zu können, abnimmt, daß zwey Völker einen gemeinschaftlichen Ursprung haben; wenn gleich die Geschichte davon nichts sagt; und wenn gleich die Sprache, die die gemeinschaftliche Mutter von beyden ist, unbekannt, oder gar verlohren gegangen ist.

Wenn diese beyden ersten Bände bey gelehrten Männern Beyfall finden: so sind die leztern Bände dazu bestimmt, um vermittelst der Bedeutung der Wörter, und der Namen, die man denen Sachen gegeben hat, die Geschichte zu erklären; um dasjenige, was man (Num. 199.) angemerkt

hat,

hat, zu beweisen, daß nämlich die Anatomie eines Worts gewöhnlich entweder die Definition der benannten Sache, oder die Beschreibung einer angeführten Thatsache angiebt; um zu zeigen, daß die Litteratur dasjenige größtentheils bestätiget, was durch bloßes Räsonnement herausgebracht worden.

Erstes

Erstes Kapitel.

Allgemeiner Plan dieses Werks; — Beweis, daß die Etymologie weder eine unnüze, noch eine ungewisse Wissenschaft sey.

1. Der Bau der Wörter besteht aus vier, einander ganz unähnlichen Grundtheilen; dem wirklichen Ding, der Idee, dem Ton, und dem Buchstab.

2. Die Vereinigung dieser vier Stücke beweiset indessen, daß sie bey aller ihrer Unähnlichkeit von einem geheimen Band zusammen gehalten werden. Dieses ist der nothwendige Grund vom Bau der Wörter, den man hier eben zu finden wünschet.

3. Von der Ursache ihrer Vereinigung, und von den ersten Keimen, oder Wurzeln der Wörter.

4. Von den Ursachen von ihrer unendlichen Entfernung von einander bey dem Fortgang, und bey der Entwickelung der Sprachen. — Von der Art, sie durch die Analyse auf dieselbige allgemeine und gemeinschaftliche Grundsäze zurück zu führen.

5. Von der Nothwendigkeit, die kleinen besonderen Beobachtungen zu sammlen, um von ihnen die allgemeinen Grundsäze abzuziehen.

6. Es kömmt in diesem Werk auf die materielle Operation der Stimme, und nicht auf die geistige Verrichtung der Seele an, die jene lenkt.

7. Die Wahrheit der Wörter besteht in ihrer Uebereinstimmung mit den benannten Sachen.

8. Die Etymologie ist nicht eine ungewisse Wissenschaft.

9. Sie ist nicht eine unnüze Wissenschaft.

1. Der Bau der Wörter besteht aus vier einander ganz unähnlichen Grundtheilen; dem wirklichen Ding, der Idee, dem Ton, und dem Buchstab.

Der Hauptzweck dieses Werks geht auf die Untersuchung des Materiellen der Sprache, dieses großen Eigenthums der Menschheit, wodurch der Mensch in eben dem Grad über die übrigen Thiere erhaben ist, in welchem es dem Schöpfer gefallen hat, nur das menschliche Geschlecht vor allen andern Thierarten mit dieser wichtigen natürlichen Fähigkeit auszurüsten [1]). Ihre ganze Bestimmung ist

1) Wenn dieser Saz, den man mehrentheils für einen Allgemeinplaz hält, seine Richtigkeit hat: so ist die Sprachfähigkeit ein Charakter, der den Menschen von allen uns bekannten Geschöpfen unterscheidet. Und in diesem Fall verwandelt sich die unbestimmte und schwankende Definition vom Menschen, nach welcher er ein vernünftiges Thier seyn soll, in die bestimmtere Beschreibung: der Mensch ist ein sprachfähiges Thier. Ohnehin ist vielleicht in der ganzen Philosophie kein Begriff so unbestimmt, als der Begriff von der Vernunft, und kein Ausdruck dunkler, als eben dieser; und doch soll er den Menschen, die Philosophie und andre wichtige Gegenstände charakterisiren. — Wenn man aber auch bey den gewöhnlichen Beschreibungen der Schule bleibt, die den Begriff Vernunft bestimmen sollen: so ist die gangbare Definition vom Menschen noch immer weitläuftig und unrichtig. Denn es ist falsch, daß die so genannten unvernünftigen Thiere nicht auch Verstand und Vernunft besizen sollten. Sie wählen die zu ihrer Nahrung vorzüglich

ist diese; das, was durch die Sinnen zur Seele gelanget war, durch die Stimme wieder von sich zu geben, und dasjenige von neuem äußerlich anzuzeigen, was im Innersten vorgeht, und
was

züglich dienlichen Gegenstände unter einem Gemische von fremdartigen Gegenständen mit Sorgfalt aus, und irren sich darinnen vielleicht auch nur so oft, als der Mensch. Sie fliehen die andern Thiere, die ihre Feinde sind, und wiederum andere fliehen sie nicht. Sie rechnen also offenbar ihre vorzüglicheren Nahrungsmittel zu Gegenständen derselbigen Art. Und die Thiere, die sie als ihre Feinde fliehen, zehlen sie wiederum zu Gegenständen derselbigen Art; das heißt, sie haben allgemeine Begriffe; sie haben Verstand. Noch mehr; sie haben Vernunft; denn sie verrichten alle Operationen der Vernunft. Sie vergleichen ein Paar gleichzeitige Eindrücke mit einander, und nehmen ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit wahr; das heißt, sie urtheilen, und müssen urtheilen; weil das Urtheil ein ganz nothwendiges Resultat von ein Paar gleichzeitigen Eindrücken auf unsere äußeren oder inneren Organen, und von ungelähmten Nerven untrennbar ist. Ferner, Thiere schließen; denn sie haben Gedächtniß, und müssen daher ganz nothwendig gegenwärtige Eindrücke mit ehemaligen vergleichen, und ihre Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung erkennen. Vernunft ist daher auch kein ausschließender Vorzug der Menschheit, wenn man es gleich in erkünstelten Systemen noch so systematisch zu beweisen sucht. Erfahrung und Beobachtung lehren das Gegentheil. Aber Sprachfähigkeit und uneingeschränkte Sympathie charakterisiren unser Geschlecht ganz genau. Ob diese Fähigkeit der Sprache den feinern Seelenorganen, oder den gröbern Werkzeugen des Körpers eigenthümlich zugehören, will ich künftig untersuchen. Man vergleiche hiemit
mit

was schon von außen in das Innerste hineingekommen war. Hiebey geht nichts weiter vor, als, daß ein äußerer physischer Gegenstand da ist; ferner ein Eindruck, den das Bild dieses Gegenstandes im Gehirn zurückläßt; sodann ein Ausdruck dieses Bildes durch einen Ton der Stimme, der auf den Gegenstand entweder eine wirkliche, oder eine blos verabredete Beziehung hat, und endlich ein Gemählde dieses Tons, der durch gewisse Charaktere bestimmt und dauerhaft wird, und der uns auf einmal den Gegenstand, die Idee des Gegenstandes, und den Ausdruck der Idee durch die Stimme vorhält; und das selbst zu der Zeit, wenn alles dieses abwesend ist. Wie verschieden, unähnlich und unvereinbar scheinen nicht alle diese Stücke; und demohngeachtet sind sie in einem sehr kleinen Punkt gesammlet und vereinigt, und zwar durch außerordentlich geringscheinende Mittel! wie groß sind nicht diese Wunder, die aber, weil sie zu alltäglich geworden, nur demjenigen auffallen, der mit Vorsaz das bewundrungswürdige Spiel der Getriebe einer Mechanik in der Nähe betrachtet, die in Absicht ihrer Wirkungen so zusammengesezt; in Absicht auf ihre Gründe so einfach; so ausgebreitet

mit eine vortrefliche Stelle aus Quinctilian: (*Instit. Orat.* II. 16.) Deus ille princeps, parens rerum, fabricatorque mundi, nullo magis hominem separavit a caeteris — animalibus, quam dicendi facultate: Rationem igitur nobis praecipuam dedit. Sed ipsa ratio neque tam nos iuvaret, neque tam esset in nobis manifesta, nisi, quae concepissemus mente, promere etiam loquendo possemus.

tet in ihrem Fortgang, und so natürlich in ihrer Wirksamkeit ist! Wie können dergleichen so sehr auseinanderlaufende Linien in demselbigen Mittelpunkt zusammenstoßen? Wie haben sich ein wirkliches Wesen, eine Idee, ein Ton, und der Bubstab, vier ihrer Natur nach so ganz entgegengesezte, unvereinbarscheinende Dinge, einander so freundschaftlich genähert? Ich will nicht einmal der Art gedenken, nach welcher körperliche Gegenstände in die Seele hinübergehen. Das ist eine noch schwierigere metaphysische Frage, als diejenige ist, mit der ich mich gegenwärtig beschäftige. Aber, was findet sich denn unter der Idee und dem Ton der Stimme für eine Beziehung, der von der Idee und von dem Gegenstand so verschieden ist, da er durch eine körperliche Bewegung der im Mund befindlichen Organen erzeugt wird? Was hat der unsichtbare, bewegliche Luftton mit unbeweglichen und sichtbaren Schriftzeichen für eine Aehnlichkeit?

2. Die Vereinigung dieser vier Stücke beweiset indessen, daß sie bey aller ihrer Unähnlichkeit, von einem geheimen Band zusammengehalten werden. Dieses ist der nothwendige Grund vom Bau der Wörter, den man hier eben zu finden wünschet.

Unter allen diesen vier Stücken muß sich demohngeachtet ein gewisses verborgenes Verhältniß finden, welches von einem auf das andere hat führen können. Ich meyne ein physisches, und in Absicht auf sein erstes Prinzipium nothwendiges Verhält-

hältniß. Die Rede ist also nicht von einem blos willkührlichen und verabredeten Zusammenhange dieser vier Hauptstücke, wie wir ihn heut zu Tage finden, da der Mensch durch Gewohnheit, Fertigkeit und Unachtsamkeit ein weitläuftiges, aber baufälliges Gebäude aufgebauet, umgerissen und wieder von neuem aufgeführet hat; indem er von dem festen Grund abgegangen ist, worauf man die ersten Grundsteine hätte legen müssen, die bey aller Zusammensezung ewig feststehen, ohne erschüttert zu werden. Die Sprachen mögen aber in Absicht auf ihre Zusammensezung und auf den Bau der Wörter noch so verschieden seyn; das Willkührliche mag noch so viel Theil daran nehmen: so ist es doch gewiß, daß auch der Antheil, den die willkührliche Verabredung an den Sprachen hat, sich auf einen richtigen Grund stüzt, der aus dem Daseyn, und den Eigenschaften der Dinge selbst erwächst. Diesen Grund findet man, wie die Erfahrung lehrt, wenn man den Faden Schritt vor Schritt, bis an sein erstes Ende verfolget. Ohne diesen Grund würde auch das Willkührliche, welches zwar den Grund selbst verbirget, oder verstellet, niemals bey den Sprachen statt gefunden haben. Der Mensch, da er nicht der Schöpfer der Materie ist, ist genöthiget, seine Sprachorganen so zu gebrauchen, wie er sie von der Natur erhalten hat. Er ist auch hier nicht selbst der Baumeister des Instruments, dessen er sich bedienet. Er thut weiter nichts, als daß er die Form, die die Materie annehmen kann, gut oder schlecht bildet. Denn die Materie selbst bestimmt die Form. In ihren Eigenschaften ist der

physi-

physische und ursprüngliche Grund von allen Operationen enthalten. Wenn die Natur unübersteigliche Klüfte zwischen die Wesen befestiget hat: so kann sie keine menschliche Kraft vereinigen. Da sie nun hier einige Arten von Gegenständen vereiniget hat, von denen es das Ansehen hat, als seyen sie gar nicht fähig, in denselbigen Vereinigungspunkt gebracht zu werden: so müssen sie nothwendig durch ein geheimes Band aneinander geknüpfet seyn, welches wir eben hier aufsuchen wollen.

3. Von der Ursache ihrer Vereinigung, und von den ersten Keimen oder Wurzeln der Wörter.

Wir wollen vermittelst der oben festgesezten Maxime zu diesem Zweck zu gelangen suchen; nämlich vermittelst der Untersuchung des Materiellen der Sprache, und der Wörter; vermittelst einer genauen Analyse eines jeden einzelnen Theils unsrer Tonmaschine, und einer jeden, diesen verschiedenen Theilen eingenthümlichen Bewegung, die ganz nothwendig aus dem natürlichen Bau dieser Theile entspringt. In den Kapiteln: Vom Organ der Stimme: Von der eigenthümlichen Verrichtung eines jeden Theils dieses Organs: Vom organischen Alphabet, — soll der natürliche Bau dieser Theile beschrieben werden.

Wir werden daselbst zuerst sehen, daß ein jedes Organ des Mundes, indem es die Luft in eine gewisse von der Natur seines Baues bestimmte Bewegung versezt, einen gleichfalls bestimmten Schall hervorbringt, der nur sehr wenig verändert werden kann: daß

daß die Anzahl dieser Schälle klein ist: daß das Ohr, wenn es diese Töne hört, ohne Mühe zu unterscheiden weis, aus welchem Organ der Schall hergekommen, wenn man nur den Bau und die eigenthümliche Bewegung eines jeden Organs einmal kennt: daß man die bloße Verschiedenheit der Bewegungen desselbigen Organs von den wesentlichverschiedenen Schällen, die aus einem andern Organ herkommen, leicht unterscheiden, und auf solche Weise eine jede Bewegung, die der Luft von der menschlichen Stimme mitgetheilt worden, in ihre Klasse bringen kann, nach dem Organ, welches sie geformt hat. Ein jeder von diesen Tönen, oder artikulirten Bewegungen ist der erste Keim zu einer gewissen Anzahl von Wurzeln. Die Anzahl der auf diese Weise erzeugten Wurzeln ist gar nicht groß; aber die Zahl der Aeste und Zweige, die aus diesen Wurzeln entsprossen, ist fast unendlich.

Wir werden hierauf sehen, daß der Mensch, wenn er mit der Stimme ein wirkliches Objekt vorstellen, und die Idee von demselben, die in seiner Seele vorhanden ist, in das Ohr eines andern hinübertragen will, keine natürlichere, nachdrücklichere und fertigere Methode finden kann, als, daß er vermittelst seiner eignen Stimme den nämlichen Schall hervorbringt, den das Objekt von sich giebt, welches eben benannt werden soll. Denn es giebt nur sehr wenige Gegenstände, die nicht tönen sollten, und dieser Töne hat man sich bedient, da man den Gegenständen ihre ersten, ursprünglichen Stammnamen gab. Nichts ist einfacher, als diese Methode, da die Rede eigentlich für das Gehör gehöret. Ein

Wilder,

Wilder, der eine Flinte nennen will, nennet sie gewiß Puh. Man nennt einen gewissen Vogel Kukuk, weil er einen ähnlichen Ton von sich hören läßt. Das ist die erste, mechanische und natürliche Bildung der Wörter [2]).

Das Sprachorgan nimmt, so viel möglich, die Gestalt des Gegenstandes selbst an, der vermittelst der Stimme angezeigt werden soll. Es giebt einen hohlen Ton von sich, wenn der Gegenstand hohl ist; einen harten Ton, wenn der Gegenstand hart ist. Solchergestalt wird der Ton, der aus der Form und der natürlichen Bewegung des in diesen Zustand versezten Organs erzeugt wird, der Name vom Gegenstand, der ihn durch den groben oder hohlen Ton ähnlich ist, den die ausgewählte Aussprache desselben zum Ohr bringt. Zu dem Ende gebraucht die Stimme, wenn sie den Sachen Namen geben will, vorzüglich diejenigen von ihren Organen, deren eigenthümliche Bewegung dem Ohr entweder die Sache selbst, die man benennen will, oder eine von ihren innern Beschaffenheiten, oder ihre Wirkung am allerbesten bezeichnet. Die Natur führet also die Stimme selbst an, daß sie sich zum Beyspiel, eines Organs bedienet, dessen Bewegung hart ist, um den Ausdruck, raspeln oder krazen hervorzubringen. Dieß ist die zwote Methode.

Diese

2) Ueber diesen, und über einige folgende Punkte in der Methode der Sprachbildung findet sich eine sehr lesenswerthe Abhandlung unter den berlinischen Preißschriften vom Jahr 1759. Es ist der zweyte von den damals von der Akademie bekanntgemachten Aufsäzen.

Diese Grundsäze, deren im Vorbeygehen einige einleuchtende, bekannte und erläuternde Beyspiele beygefügt werden, sind allgemein, natürlich und physisch. Es ist hier nicht der Ort, sie völlig zu entwickeln. In der Folge werd' ich mit nach und nach darauf kommen. Man wird aber daraus den Schluß ziehen müssen, daß, wenn die Töne der Stimme die Ideen wirklicher Gegenstände abbilden; dieses alles deswegen geschicht, weil das Organ sich so stark, als möglich angestrengt hat, eine den Objekten ähnliche Figur anzunehmen, und dadurch, so viel als nur immer möglich, die Lufttöne den Gegenständen ähnlich zu formen. Wir werden in den Kapiteln: Von der ursprünglichen Sprache, und von der Onomatopoiie, Proben davon geben.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir einen Augenblick von den Tönen der Stimme zu den Charakteren der Schrift übergehen. Auch hier werden wir eben dasselbige System der Aehnlichkeit unter dem Charakter und unter dem bezeichneten Gegenstand wahrnehmen. Denn die erste Schriftart war eine grobe Abbildung der Gegenstände selbst, die man den Augen kenntlich machen wollte. Indem der Anblick der Figur die Idee des gemahlten Objekts aufweckte: so sezte die Stimme zu den gezeichneten Charakteren den nämlichen Ton, womit sie das Objekt benannt hatte. So wurde in der alten sinesischen Schrift die Sonne mit einem Charakter geschrieben, der ihr Bild vorstellte, und man spricht ihn durch den nämlichen Ton, der die Sonne anzeigt, aus. Wenn gleich diese beschriebene Methode zu schreiben nur die roheste vorstellende

Schriftart betrift: so werden wir doch bald sehen, daß die mehr zusammengesezten Hieroglyphen dieser groben Schriftart ihren Ursprung zu verdanken haben; aus denen man endlich die Figuren der ältesten alphabetischen Charaktere genommen hat.

Dem zu Folge zielten anfänglich Schrift und Sprache auf dieselbige Aehnlichkeit der Ausdrücke mit den ausgedrückten Gegenständen ab. Wenn daher der geschriebene Charakter Töne der Stimme bedeutet: so geschieht es blos deswegen, weil er dem genannten und bedeuteten Gegenstand, so viel möglich, ähnlich ist. Dieses will ich im Kapitel: Von der ursprünglichen Schriftart darthun. Solchergestalt rührt die Vereinigung dieser drey an sich so verschiedenen Arten von Sachen, als die Idee, die Stimme, und der Buchstab ist, von der gemeinschaftlichen Bemühung der Gleichung (*assimilation*), und von ihrer Richtung gegen das bedeutete Objekt her, wo sie einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt finden, der unter ihnen, nicht blos ein anschauendes, sondern ein wirkliches Verhältniß stiftet, dessen Wirkung außerordentlich plözlich geschiehet.

Die Sprache kömmt schon in der Kindheit, so bald die Organen der Stimme Stärke genug erlangt haben, abgebrochene Töne auszusprechen. Aber nicht alle Sprachorganen erlangen dieses Vermögen zu wirken auf einmal. Sie entwickeln sich nach einander allmählig, nachdem das Organ beweglicher, und seine Funktionen leichter sind. Das Kind ist, so lang es nur eines von seinen Sprachorganen gebraucheu kann, genöthigt, blos die Töne

hervor-

hervorzubringen, die dieses Organ erzeugen kann. Dieses Kind will reden und Sachen benennen: wie kann es dieses anders, als daß es die artikulirten Töne dazu anwendet, die es hervorzubringen im Stande ist. Es muß Papa und Mama sagen; denn diese Töne kommen von der einfachsten Bewegung der Lippen, die von allen Sprachorganen das beweglichste Werkzeug sind. Diese Sylben müssen nothwendig die Namen für die Sachen abgeben, die es benennet. Das Kind hat hier gar keine freye Wahl; denn es kann gar keine andre Artikulationen hervorbringen. Diese beyden sind eine nothwendige Wirkung der Natur, die in allen Sprachen und Ländern fast völlig einerley seyn muß, weil nichts willkührliches, verabredetes oder anders Mögliches darinnen liegt [3]). Dieß ist die dritte natürliche Methode der Bildung der Wörter.

Giebt

3) In allen Sprachen, in denen die zarten Kinder diese Wörter Papa und Mama lallen, sind die Ausdrücke, die Vater und Mutter bezeichnen, von diesen Grundtönen abgeleitet. Merkwürdig ist es auch, daß in allen amerikanischen Sprachen, in denen sich jene Wörter finden, das erste den Vater, und das zweyte die Mutter bedeutet. (M. s. *Condamine* Voyage de l'Amerique Meridion. p. 56. 57.) Man hat auch Beyspiele von erwachsenen taub und stumm gebohrnen Personen, die das Wort Mama zuerst aussprachen, wie sie den Gebrauch der Sprache bekamen. Von einem eilfjährigen Knaben führt Haller aus *Moncony's Voyage* T. I. S. 11. ein solches Beyspiel an. Aber nicht aller Völker Kinder bringen zuerst diese Töne hervor, und wiederum bey einigen, die sie hervorbringen, bezeich-

Giebt es also gewisse Ausdrücke, die das Kind ordentlicher Weise am ersten lallet, so bald es seine Sprachfähigkeit in Ausübung zu bringen anfängt; und sind diese Ausdrücke bey allen Nationen der vier Welttheile vollkommen, und wesentlich einerley: so muß man daraus schließen, daß sie dem menschlichen Geschlecht angebohren sind; daß sie aus dem Physischen Bau des Sprachorgans, und der einfachsten Bewegung desselben herrühren. Die Untersuchung der ersten Wörter in der Sprache der Kinder wird den Beweis hierzu hergeben.

Eine von den vorhergehenden Anmerkungen, daß nämlich ein jedes Organ nach seinem Bau eine ihm eigen-

bezeichnen sie entweder die Eltern gar nicht, sondern die Kinder selbst, oder sie haben die umgekehrte Bedeutung. Das erste bedeutet die Mutter, und das lezte den Vater. Der Vater heißt z. B. im Georgianischen und Iberischen Mamao. Die Polnischen Kinder pflegen von allem Anfang ein gewisses Zischen hervorzubringen; und das gewiß aus keiner andern Ursache, als weil sie in der Sprache ihrer Eltern dieses Gezisch hören, davon die polnische Sprache voll ist. Diejenigen Nationen, die ihre Kinder nicht zur Aussprache dieser leichten Töne, die de Brosses für nothwendige Wörter hält, angewöhnen, haben auch für die Benennung Vater und Mutter solche Ausdrücke, die gar nicht aus den Grundtönen Papa und Mama können entstanden seyn. Im Japanischen heißt der Vater *Cici;* im Armenischen *Hair;* im Altkoptischen *Theut;* im Sklavonischen *Otsche;* in Chili *Chow,* u. s. w. Keines von diesen Wörtern läßt sich von Papa deriviren.

eigenthümliche Bewegung hat, durch welche in der Luft ein eigenthümlicher Ton hervorgebracht wird, leitet zu mehreren Folgen.

Wenn wir den Ton, den ein gewisses Organ von sich giebt, mit dem Namen vergleichen, womit man das Organ selbst belegt hat, so werden wir zu der Bemerkung Gelegenheit finden, daß man den natürlichen Ton des Organs zu seinem Namen gemacht hat: daß, z. B. der artikulirte Ton *ghe*, der eigenthümliche Ton der Kehle ist, und das Wort *gorge* (Gurgel, Kehle) aus dieser Wurzel entsprossen. Da ist also ein natürliches Verhältniß unter der einem Organ natürlichen Bewegung, unter dem durch diese Bewegung hervorgebrachten Ton, und unter den Wörtern sehr sichtbar, die die Namen, sowohl vom Organ selbst, als auch von den Dingen, die auf die Verrichtung des Organs, auf seine Figur, u. s. w. einige Beziehungen haben. Die Namen selbst, die man diesen Organen gegeben, und deren Derivationen und Vergleichungen, die man daraus gezogen hat, werden dieses bald lehren. Es ist also klar, daß die eigenthümliche Bewegung des Organs, und der Ton, der durch diese Bewegung erzeugt wird, die Menschen ganz natürlich dazu bestimmt haben, das Organ mit dem Ton, den es hervorbringt, zu benennen. Kurz, die Bewegung eines Organs bringt einen gewissen Ton hervor: Man will das Organ benennen: Man gebraucht denselben Ton zu seinem Namen. Und das mit Recht, denn besser könnte der Gegenstand gewiß nicht

nicht bezeichnet werden, als durch seine eigne Wirkung. Dieß ist die vierte Methode [4]).

Wir

4) Wenn der vortreffliche Verfasser auf diese Bemerkung, daß die Bezeichnung der Sprachorganen, und dererjenigen Gegenstände, die auf ihre Bewegung und Verrichtung einige Beziehung haben, eine eigne Rangordnung von natürlichen und nothwendigen Wörtern in den Sprachen ausmachen, nicht für ganz allgemein ausgeben will: so hat er allerdings Recht, und seine Bemerkungen bey Num. 77, auf welche dieser Absaz hinweiset, sind seines Scharfsinns würdig. Aber allgemein läßt sich nicht behaupten, daß die eigenthümlichen Artikulationen eines jeden Organs zugleich den Namen für das Organ, und für die ähnlichen Gegenstände hergebe. Die Benennungen einiger Sprachorganen im Deutschen machen schon eine Ausnahme. D, Th und T sind die Buchstaben, die hauptsächlich vermittelst der Zähne ausgesprochen werden. Im Lateinischen, im Griechischen, im Französischen, im Englischen kommen wirklich in dem Wort, welches den Zahn bedeutet, einer, oder ein Paar von den Zahnbuchstaben vor, *Dens*, *ὀδὸς*, *Dent*, *Tooth*; Aber im deutschen Namen dieses Organs ist kein Zahnbuchstab. — Ueberhaupt läßt sich nicht wohl annehmen, daß die ersten Erfinder der Namen für die mehreren Sprachorganen auf das wirkende Organ eines jeden Buchstabens Acht hatten. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß die Spracherfinder zuerst lange Untersuchungen darüber sollten angestellet haben, durch was für ein Organ des Sprachinstruments ein gewisser Buchstab hervorgebracht werde, und welches die Buchstaben alle seyen, die dieses Organ hervorbringt. Eben so unwahrscheinlich ist es, daß sie so frühe den methodischen Gedanken gehabt, die Namen der Organe gerade aus dem Organbuchstab zusammenzusezen. Daß sie es wirklich

Wir haben gesehen, daß, wenn das Instrument der Stimme Gegenständen Namen geben will, es von Natur Leute nachzuahmen sucht, die leicht nachzuahmen sind. Nach eben diesem Grundsaz geschieht noch mehr. Aus einer Menge von Erfahrungen und Beobachtungen wird sich noch eine natürliche Verbindung unter einen gewissen Ton, der aus einem gewissen Organ hervorkömmt, und unter einer ganzen Art von Ideen und Sachen, die von

lich nicht gethan, erhellet daraus, weil in diesen Namen der Sprachorgane sich höchstens ein einziger Buchstab findet, der durch das Organ hervorgebracht wird. Hätten sie so methodisch gedacht, als unser Verfasser voraussezt; oder hätte die Natur selbst diese Namen in einer jeden Sprache zur Bezeichnung der Sprachorganen bestimmt: so ließe sich vermuthen, daß im Namen für ein Sprachorgan nicht blos ein einziger von demselbigen Organ erzeugter Buchstab; sondern entweder alle, oder doch die mehresten vorkommen würden. Fände man also z. B. daß das Wort, welches den Namen von der Gurgel, oder der Kehle ist, aus *C, G, Q, K, CH*, oder auch nur aus ein Paar von diesen Kehlbuchstaben bestünde, so ließe sich noch ohne Zwang auf etwas natürliches und nothwendiges schließen. Aber man gehe die Namen für dieses Organ in allen Sprachen durch; und man wird mehrentheils nur einen einzigen Kehlbuchstaben in denselben finden, der noch dazu mit andern ungleichartigen Konsonanten durchflochten ist. Im Hebräischen heißt der Name *Gharon:* Im Griechischen *Glottis;* Im Lateinischen *Guttur:* Im Italiänischen *Gola:* Im Spanischen *Garguero:* Im Englischen *Gullet:* Im Französischen *Gorge:* Im Deutschen *Gurgel* oder *Kehle.* — Da seh ich den Finger der Natur nicht, und das Joch der Nothwendigkeit fühl ich da nicht.

von einer gewissen Seite angesehen werden, abnehmen lassen. Wir werden z. B. bemerken, daß der größte Theil von Gegenständen, die man ihrer Natur nach für fest hat ansehen können, ihren Namen aus einem gewissen Wurzelwort, oder aus einer gewissen Art von Bewegung des Organs erlangt haben, die mehr, als irgend eine andre Bewegung geschickt war, diesen Zustand der Festigkeit zu bezeichnen. Eben diese Bemerkung läßt sich auch aus den Benennungen solcher Gegenstände abziehen, die man als flüßig, hohl und hart ansehen konnte. Man hat in einem jeden von diesen Fällen, zur Wurzel des Namens für einen Gegenstand, auf eine sehr natürliche Art, bald die Bewegung eines mehr festen, bald eines beweglicheren, bald eines hohleren, bald eines härteren Organs, u. s. w. gebraucht, nachdem sie sich zur Abbildung des zu bezeichnenden Gegenstandes am besten schickte. Diese Methode ist blos eine mehr entwickelte Ausdehnung der zwoten.

Hieraus werden wir sicher folgern können, daß die Natur unter der Form des Tons, und unter der Art, wie die benannten Gegenstände existiren, ein gewisses Verhältniß fest gestellet hat; und daß dieses Verhältniß auf eine Art von unvollkommner Aehnlichkeit ganz natürlich gegründet ist, nachdem nämlich die Bewegung eines vorzüglich angestrengten Organs diese Aehnlichkeit besser anzeigen kann, als irgend eine andere. Schwerlich wird dieses von jemanden bey der Menge von Beyspielen können geläugnet werden, die uns zeigen werden, daß eine jede Klasse von Gegenständen, oder von Betrach-

trachtungen über Gegenstände, in Absicht auf ihren Namen ein Verhältniß zu einer gewissen Bewegung hat, die einem von den Organen eigen ist; und daß sie sich fast durchgängig, durch die nämliche Bewegung der Stimme artikuliren.

Bey diesen wenigen ersten Grundsäzen wollen wir gegenwärtig stehen bleiben, und hier zu Anfang blos die einfachsten und allgemeinsten Prinzipien angeben, wie die ersten Keime zur menschlichen Sprache Wurzeln geschlagen haben, aus denen die in der Sprache gebräuchlichen Wörter entsprossen sind. Noch ist es nicht Zeit, die Nebenmethoden anzuzeigen, und das natürliche Vermögen anzugeben, durch welches die Wörter unmittelbar aus ihren Wurzeln herausgetrieben worden, um den ganzen ungeheuren Vorrath aller Sprachen zu bilden. Denn man kann, bey der unordentlichen Mischung und Zusammenhäufung aller entsprossenen Zweige, nicht anders zur Erkenntniß der wirkenden Ursache, die den wirklichen Zustand eines jeden Zweiges bewirkt, gelangen, als indem man bis auf seine Wurzel nachsucht, wo man erst die Art und den Grund findet, warum sich diese abgeleiteten Zweige gerade so gebildet haben, wie wir sie vor uns sehen. Durch dieses Aufsuchen der Wurzeln für die Derivationen entdeckt man auch die Art und den Grund, warum so oft ein abgeleiteter Ausdruck nach seinem gewöhnlichen und gemeinen Gebrauch weiter keinen Theil an der besondern Natur seiner Wurzel hat, als durch die Form, nicht aber durch seinen Sinn. Denn ein jedes von den einfachen Prinzipien, die ich auseinander ge-

sezt habe, ist eine Quelle von sehr vielen Derivationen geworden, bey welchen zwar die Natur ihres ersten Grundes noch immer vorhanden, ob sie gleich oft sehr verborgen und schwer zu entdecken ist; besonders für Personen, die in dieser Art von Untersuchungen sich nicht geübt haben. Die ersten, ursprünglichen Keime sind nur klein an der Zahl; und sie sind der geringen Anzahl von ihren wirkenden Ursachen gleich; aber ihre Entwickelungen sind ungeheuer weitläuftig. So wächst aus einem einzelnen Saamenkorn des Ulmbaums ein großer Baum hervor, der, wenn er aus jeder Wurzel neue Sprossen treibt, in der Folge einen ganzen Wald erzeuget.

Legen uns wiederholte Erfahrungen und Beobachtungen die Sachen so vor, wie ich sie eben vorgetragen habe: so haben wir Grund zu glauben, daß in den vorhin angeführten Fällen alles ursprünglich auf zwey materiellen Prinzipien beruht; auf der Nachahmung des Objekts vermittelst der Stimme, und auf der, einem jeden Organ nach seinem Bau eigenthümlichen Bewegung; daß auf diese Weise die ersten Operationen, durch welche das ganze System der Sprache aufgeführet worden, aus der physischen Natur der Sachen, oder aus der Nothwendigkeit der Wirkungen einer gegebenen Ursache entstanden sind; und daß folglich Reflexion und die freye Wahl des Menschen wenig Antheil daran hat.

Nun aber, da die Natur die ersten Gründe zu diesem Gebäude gelegt; da sie der wahre Urheber und Schöpfer der ersten Keime der wahren Stammwörter

wörter ist, die die Grammatiker mit Recht Wurzeln genannt haben; da man ihr alle Ausdrücke zu verdanken hat, die gewiß die Wurzelwörter sind: muß man nicht die Folge daraus ziehen, daß die Natur auf die Entwickelung des Ganzen sehr vielen Einfluß gehabt habe; daß man sich also vor allen Dingen an die Verfolgung ihrer Operationen bey dem Fortgang aller Sprachen halten müsse, die so vielfach, so verschieden, so unähnlich sind; die aber demohngeachtet vermittelst dieser Untersuchung auf einen und eben denselben Grundsaz zurückgeführt werden können? Die Aeste nehmen allemal mehr oder weniger an der Natur ihrer Wurzeln Theil, obgleich die Formen um desto mehr willkührlich, sonderbar und abweichend werden; je mehr sie sich von ihren Wurzeln entfernen.

Die Untersuchung der ersteren Fragen, die ich eben aufgeworfen habe, und die detailliirten Bemerkungen, aus denen die Beantwortung derselbigen fließt, werden zugleich die Aufgabe lösen, woher die Wörter kommen, die man Stammwörter (*Primitifs*) nennen kann, die unmittelbar aus den Radikalzeichen entstehen, die, wie Stämme aus der Wurzel hervorkommen, und eine unendliche Anzahl von Zweigen hervortreiben.

Die Untersuchung der leztern Frage wird zu gleicher Zeit zeigen, wo selbst diese Stammwörter hinkommen; und wie die Aeste, die sich an demselben Stamm ausbreiten, und sich in unendlich viele abgeleitete Zweige vertheilen, zulezt bey einer kleinen Anzahl von Stammwörtern, die ganze ungeheure Zusammensezung einer jeden Sprache, und

aller

aller ihrer Dialekte ausmachen. Diese Materie werd ich in den Kapiteln: Von den Wurzeln: von der Derivation, und von dem Wachsthum der Wörter abhandeln.

4. Von den Ursachen von ihrer unendlichen Entfernung von einander bey dem Fortgang und bey der Entwickelung der Sprachen. — Von der Art, sie durch die Analyse auf dieselbige allgemeine und gemeinschaftliche Grundsäze zurückzuführen.

Man konnte mit dem ersten Blick nicht gleich übersehen, wie so verschiedene Dinge, als: ein wirkliches Wesen, die Idee, der Ton und der Buchstab, am Ende in demselbigen Punkt zusammenlaufen könnten, um daselbst eine, und eben dieselbige Wirkung hervorzubringen. Aber, wenn man einmal in dieses dunkle Geheimniß eingedrungen ist: so muß man bey einer fortgesezten Beobachtung nicht weniger erstaunen, wie diese vier Stücke, nachdem sie sich auf die beschriebene Weise in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereiniget hatten, sich von neuem, durch ein System von Derivation, wieder so sehr von einander entfernen. Durch dieses Ableitungssystem werden wieder alle Unregelmäßigkeiten versammlet, welche die totale Ungleichheit ihrer Verrichtungen um die Wette häufen, und die man in den Kapiteln: Von der Derivation, und von den Namen der moralischen Wesen, entwickelt finden wird. Ein jedes von den vier Grundprinzipien, nach denen die Wörter gebauet worden

sind,

sind, arbeitet dahin, die Unregelmäßigkeit dieses Baues zu vermehren: ein jedes läuft auf seiner eignen Bahn aus, und, was noch mehr ist, es verirret sich auf die Bahn des einen und des andern. Der Verstand leitet Ideen von Ideen ab; die Stimme Töne von Tönen; die Hand Figuren von Figuren. Was muß nun daraus werden, wenn sich die Idee in das Gebieth des Tons oder der Figur verirrt, da die Operationen der lezteren keine Aehnlichkeit mit den ersteren haben? Daher so viele Redensarten, die so wenig Analogie mit ihrem Ursprung, die aber demohngeachtet sich durch den Gebrauch eingewurzelt haben. Daher auch so viele seltsame Meynungen; Daher so viele eingebildete Gegenstände, die ihr Daseyn blos der Herrschaft zu verdanken haben, die die gebräuchlichen Wörter über den menschlichen Verstand überkommen, der sich gewöhnet, die bloßen Wörter, ohne alles Nachdenken darüber, für wirksame Wesen zu nehmen, selbst wenn sie nichts Reelles bedeuten. Sprache und Schrift sind die Instrumente des Verstandes; oft führt der Künstler das Instrument; oft aber das Instrument den Künstler, der ganz anders würde gearbeitet haben, wenn er statt dieses oder jenes ein anderes Werkzeug in der Hand gehabt hätte. Unterdessen bleibt das Werk, wie es ist, gut oder schlecht; Im Ganzen ist es mehrentheils erträglich, ob gleich in seinen Theilen bisweilen schlecht zusammengesezt. Wenn es einige von diesen Theilen giebt, von denen es scheinen möchte, daß sie sich von ihrem Ziel entfernen, oder daß sie nur durch viele Umwege zum Ziel führen: so wird

man noch immer eine sehr grosse Anzahl unter ihnen finden, die man auf die gemeinschaftliche Analogie zurückbringen kann, wenn man sie untersucht, auseinander legt, und den Fußstapfen nachspürt, durch welche sie sich vom ordentlichen Weg entfernet haben. Was aber diejenigen Wörter anbelangt, an denen sich diese Auflösung in in ihre ersten Bestandtheile nicht mehr vollziehen läßt: wird man denn nicht auch hier glauben müssen, daß sie durch die Analyse dieselbige bekannte Resultate würden gegeben haben, und daß sie, so wie die andern Wörter, auf dieselbige allgemeine und gemeinschaftliche Grundsäze zurückgeführt werden könnten?

5. Von der Nothwendigkeit, die kleinen besonderen Beobachtungen zu sammlen, um von ihnen die allgemeinen Grundsäze abzuziehen.

Das ist das Ziel, welches ich mir vorgesteckt habe. Ich finde, daß ich in meiner gegebenen kurzen Erklärung dunkler bin, als ich seyn wollte. Aber, das ist man gewöhnlich, wenn man auf einmal bey den Folgerungen bis an die Quellen hinaufgehen, und die beyden äußersten Enden angreifen will, ohne die dazwischen liegende Säze durchzugehen, ohne den Faden, der die beyden Enden zusammenhält, durchzulaufen. Aber ich bitte, man höre mich bis ans Ende an. Alsdenn werden die offenbare Verbindung der Sachen, die man nicht würde vermuthet haben, und die entdeckten Wege des menschlichen Geistes, ohngeachtet der grossen Unregelmässigkeit seines Ganges das alles verständlich machen,

chen, was anfänglich nicht verständlich war. *Ex fumo dare lucem cogitat.* Man wird alsdenn finden, daß der Saz, den ich mir festzusezen vorgenommen habe, den gewöhnlichen Fehler der Systeme nicht hat, nämlich, ungegründet, und von der Natur und der Erfahrung ganz abgelegen und fremd zu seyn.

Man beurtheilet die Geister gewöhnlich mehr nach der Größe oder der Kleinigkeit der Gegenstände, mit denen sie sich abgeben, als nach ihnen selbst. In diesem Fall kann der Etymologist schon seines Titels wegen vom größten Theil von Menschen ein nicht sehr günstiges Urtheil über sich erwarten. In dem Lauf dieses Werks werd' ich oft genöthiget seyn, mich in die Zergliederung der Wörter einzulassen. Der Gegenstand, den ich behandle, erfordert diese Art von Arbeit, die in den Augen der ganzen Welt, so wie in den meinigen, geringschäzig ist, und die viele Personen, denen ich bald antworten will, auch selbst in Rücksicht auf ihr Objekt für unnüz halten werden. Allein ich bleibe bey den Wörtern in keiner andern Absicht stehen, als um zu den Sachen selbst zu gelangen. Wenn ich mich um den Bau, und um die Entstehung der Wörter bekümmere: so geschieht es blos, weil ich Hofnung habe, die Entstehungsart, und die Werkstätte der Ideen dadurch zu entdecken, und für einsichtsvolle Leser die Werkstätte der Meynungen:

Sicque adopinamur de caussis maxuma paruis.

LVCRET.

Dieß ist es ohne Zweifel, was schon lange großen Geistern den Wunsch abgenöthigt hat, daß man der

Unter-

Untersuchung der materiellen Form der Sprache eben sowohl eine eigne Wissenschaft wiedmen müsse, als der Philosophie. Aber man hüte sich ja, diese Wissenschaft ins System zu zwingen, ehe man den Detail aus der Erfahrung zusammengetragen hat. Man kann große Gebäude gar nicht aufführen, bis nicht die kleinen Steine dazu beysammen sind. Eben so kann man Ideen nicht eher allgemein machen, als bis man kleine detaillirte Beobachtungen sammlet. Reflexionen entstehen aus Thatsachen; die allgemeinen Säze, die fast allemal abgezogene Säze sind, würden ohne Beyhülfe einzelner Beyspiele weder leicht genug können begriffen, noch hinlänglich können bewiesen werden. Denn die gleichförmige Zusammenstimmung vieler einzelner Beyspiele giebt die verlangte Konklusion. Ich habe mir vorgesezt, mich allemal, so viel möglich, dem Mittelpunkt zu nähern, wovon alle Linien auslaufen: ferner, die Verbindung aller kleinen Wahrheiten des Details zu veranstalten, die bey dieser Materie zu untersuchen sind: die allgemeinen Aussichten zu zeigen, die die entferntsten Beziehungen in sich fassen, und auf einmal unendlich viele Fragen beantworten, nachdem sie in dieselbige Klasse, unter dieselbigen gemeinschaftlichen Grundsäze gebracht und vereinigt worden sind. Wenn ich mich zuweilen bey gewissen Anmerkungen aufhalten sollte, von denen sich nicht absehen läßt, wie sie auf irgend einen allgemeinen Saz abzielen: so frage ich, wo ist irgend eine Wissenschaft, aus der man schlechterdings alle Untersuchungen verbannen müsse, die blos zum Vergnügen dienen, und nur die Neugier allein be-

friedigen? Oft trift es sich, daß auch solche einen unerwarteten Nuzen stiften, und zum Aufschluß von Etwas dienen; was man nicht erwartete. Ein nachdenkender Mann, der sich gewöhnt hat, die Wahrheit mit Augen zu sehen, die durch Wissenschaft und Erfahrung geübt sind, wird da allgemeine Grundsäze entdecken, wo andre nichts als einzelne Fakta wahnehmen.

6. Es kommt in diesem Werk auf die materielle Operation der Stimme, und nicht auf die geistige Verrichtung der Seele an, die jene lenket.

Ich bemerke zum voraus, daß mein Hauptzweck, die Beobachtung der körperlichen Operationen des Organs der Stimme ist; so wie die Bemerkung der Operationen des menschlichen Geistes bey dem Gebrauch der Rede, und dem Bau der Wörter nur meinen Nebenzweck ausmacht. Kraft dieser physischen Beschaffenheit der Werkzeuge der menschlichen Stimme will ich untersuchen, wie ein geistiges Wesen dazu komme, ein Instrument tönen zu machen, welches die Natur seiner Willkühr unterworfen hat, um nach dem Bau desselben es zu seinen Diensten anzuwenden: woher es komme, daß der geistige Verstand bey der Folge der Töne, die er das Organ von sich zu geben nöthiget, so oft von den Eigenschaften des Instruments unterstüzt und gehindert wird, so wie dieses auch dem Instrument selbst von den Eigenschaften der sinnlichen Gegenstände wiederfährt. Auf solche Weise muß die Folge und

die

die Erzeugung der Töne oft zur Erkenntniß der Folge und der Erzeugung der Ideen, und zur Entdeckung des Gangs des menschlichen Geistes in seinen Operationen behülflich seyn: denn es ist bekannt, daß die Vernunft sich von der Einbildungskraft, und die Einbildungskraft von den Organen und den Sinnen leiten läßt. Diese Methode könnte von Beyspielen zu tausenden bestätiget werden, von denen ich aber in diesem Werk nur wenige anführen werde. Der Geist des Menschen bringt aus dem Instrument der Stimme Konsonanzen und Dissonanzen heraus: denn man kann die Wörter, die in ihrer wahren, physischen, eigenthümlichen und ursprünglichen Bedeutung genommen werden, Konsonanzen, und die Wörter Dissonanzen nennen, die in einer abgeänderten, relativen, figürlichen, abgezogenen, moralischen und metaphysischen Bedeutung genommen werden; mit einem Wort, alles, was man mit dem Ausdruck der Grammatik, eine uneigentliche Redensart nennen kann. Die Akkorde, die aus der vorher erwähnten Vermischung entstehen, geben die gemeine Sprache, in welcher durch eine äußere körperliche Handlung eine innre geistige Operation sinnlich gemacht wird. In diesem Werk wird nur von jener materiellen Operation die Rede seyn. In den darinnen enthaltenen Bemerkungen wird das Organ der Stimme blos als ein mechanisches Warkzeug, als eine Maschine betrachtet, die durch ihren Bau geschickt ist, artikulirte Töne hervorzubringen, und sie wegen der bestimmten Organisation nothwendig gerade so hervorzubringen, wie es sie hervorbringt. Von den ganz geistigen

Verrich-

Verrichtungen der menschlichen Seele, die das Spiel der Maschine lenkt, wird mit Fleiß nichts gedacht. Indessen wird es sich doch bisweilen ereignen, daß die Wirkungen uns die Ursachen entdecken werden, und daß wir vermittelst des Spiels des Instruments die Leitung und Lenkung des innern Vermögens erkennen werden, welches die Maschine treibt.

7. Die Wahrheit der Wörter besteht in ihrer Uebereinstimmung mit den benannten Sachen.

In der Sprache sind, wie in der Harmonie der Musik, die Konsonanzen die ersten Grundtöne; und die Dissonanzen werden erst in einer zwoten Ordnung der Töne von den Konsonanzen selbst erzeugt. Die wahre, eigenthümliche und physische Bedeutung der Wörter, die Artbenennungen (Noms appellatifs) wirklicher Gegenstände, die eine empfindbare Existenz haben, sind vor der abgeänderten Bedeutung eben derselbigen Wörter, vor der wunderbaren Entwickelung da, die die Kultur der Sprache in den Stammwörtern hervorgebracht hat, indem sie aus den Wurzeln sehr ausgebreitete, und sich von einander entfernende Aeste hervorsprossen möchte. Die erste und einfachste Regel, die die Natur in der Bildung der Wörter anzeigt, ist diese, daß sie wahr sind, das heißt, daß sie die benannte Sache, so gut, als es dem Instrument der Stimme nur immer möglich ist, vorstellen. Die Wahrheit der Wörter besteht, so wie die Wahrheit der Ideen, in ihrer Uebereinstimmung mit den Sachen.

Daher

Daher ist auch die Wissenschaft die Wörter abzuleiten Etymologie genannt worden, das heißt, wahre Rede; von *ετυμος, verus;* und *λογος, sermo;* (von *ετος verus, quod est*, oder von *ειμι sum.*) [5]. Es ist gar kein Zweifel, daß die ersten Namen nicht der Natur der Sachen angemessen gewesen seyn sollten, die sie ausdrücken. Wollte man hierinnen andrer Meynung seyn: so hieße das, glauben wollen, daß die Menschen unsinnig gewesen, denn das hieße gerade so viel, als behaupten, daß ihre Absicht bey den Reden nicht die war, sich zu verstehen.

8. Die Etymologie ist nicht eine ungewisse Wissenschaft.

Aber, so wie es an den Dingen überhaupt sehr viele Seiten giebt, die wir niemals gekannt haben, oder deren Kenntniß verlohren gegangen ist: so

5) So giebt schon Cicero das Wort *ετυμολογια* durch *veriloquium*. (Topic. VIII.). Quinctilian nennt die Etymologisten ebenfalls Leute; *qui verba varie ac multipliciter declinata ad veritatem reducunt* (Institt. Lib. I. c. 6.). Skaliger hingegen (Poët. Lib. III. Cap. 89. und 54.) übersezt *λόγος* durch *Ratio. Etymologia* sagt er, *est vocis ratio, i. e. vis, qua vox a voce generatur. — Nam veriloquium quonam modo dicas? Veritas enim vnica in voce non consistit, sed in integra et perfecta oratione.* — Mit Recht hält sich unser Verfasser an die Alten. Man sehe hierüber Wachters Prolegom. Sect. I. zu dessen *Glossar. Germanic.*

so darf man sich auch hier nicht wundern, wenn wir nicht von allen Namen den Grund anzugeben wissen. Und man wird sich gewiß nicht darüber wundern, wenn man überhaupt bedenkt, daß sich die Namen der Dinge nicht einzig und allein von den Gegenständen selbst, sondern noch von tausend andern Nebenumständen und Faktis herschreiben, die zur Bezeichnung der Gegenstände geschickt schienen, und von denen wir den allergrößten Theil nicht mehr kennen. Unzählige und klare Beyspiele, die uns die Wahrheit von diesen beyden Säzen in einzelnen Fällen, auf die sie anwendbar sind, zeigen, lehren uns zu gleicher Zeit, was wir von ähnlichen Fällen zu vermuthen haben, wo der Faden der Anwendung zerrissen ist. Ist es also nicht billiger, daß man die Etymologie wegen der gewissen Beyspiele, die man aufweisen kann, für eine gewisse Wissenschaft hält; als daß man ihre Gewißheit um einiger Beyspiele willen verneinet, von denen man nicht mehr den Grund anzugeben im Stande ist? *Igitur de originibus verborum, qui multa dixerit commode, potius boni consulendum, quam qui aliquid nequiuerit reprehendendum; praesertim cum dicat etymologice non omnino verborum posse dici causas.* VARRO, (L. Lat. *Lib. VI. C. 1.*)

Unterdessen glauben sehr viele, daß diese Wissenschaft sogar in Ansehung der Wörter nichts reelles habe. Man weis es, wie sehr Menage verlacht wurde, da er sein gelehrtes Buch, über den Ursprung der Wörter in der französischen Sprache heraus-

herausgab 6). Noch heute giebt es Personen, die sich aus Unwissenheit, oder, weil sie nicht darüber nach-

6) Unser Verfasser scheint mit dem etymologischen Wörterbuch des Menage sehr zufrieden zu seyn. Das konnte er wohl, weil er die deutsche Sprache viel weniger als Menage, oder gar nicht zu verstehen scheint. Aber, wer das Deutsche besser kennt, als es die Franzosen, und die übrigen Ausländer gewöhnlich kennen, wird Menage's Arbeit für dieses Fach der Litteratur immer für sehr mittelmäßig halten. Menage war unstreitig ein größerer Grieche und Lateiner, als er ein Deutscher war. Es fehlte ihm also eine Hauptkenntniß, die er bey der Ausfertigung seines Werks über die Abstammung der französischen Wörter nothwendig besizen mußte, weil ohne allen Widerspruch eine größere Anzahl französischer Wörter aus dem Deutschen, als aus dem Griechischen, und vielleicht auch aus dem Lateinischen abstammt. Nur einige Wörter sind aus dem Griechischen durch die Kolonien der Phoceer, die im mittägigen Gallien wohnten, in die französische Sprache hineingebracht worden. Das übrige Französische kömmt aus verdorbenem Latein; aus den Resten des Gallischen, und aus den Resten eines Dialekts des alten Deutschen, welches durch die Franken zu den Galliern gekommen. Das Fränkische aber ist ein Dialekt vom alten Germanischen. Mit dem Angelsächsischen und dem Gothischen war es verwandt. Kein Wunder, daß von diesen drey Deutschen Dialekten Spuren genug im Französischen vorhanden sind. Dieses alte Deutsche müßte daher ein Mann genau kennen, der die Origines de la langue françoise aufsuchen wollte. Aber konnte das Menage: wie wenige Deutsche können es? Daher quält sich Menage bey gewissen Derivationen auf das äußerste. Durch allerhand Krümmungen; durch gewaltsame Veränderungen, Versezungen der Sylben, und durch Ver-

nachgedacht haben, einbilden, daß die Etymologien chimärisch, oder ganz willkührlich seyn. Sie glauben ohne Zweifel, daß denen Gegenständen die Namen ohne zureichenden Grund, nur durch einen Zufall gegeben worden. Das heißt aber, in der eigentlichen Sprache zu reden, behaupten, daß sich Wirkungen ohne Ursache hervorbringen. Eine Behauptung, die den ersten Notionen des gemeinen Menschenverstandes zuwider ist.

9. Die Etymologie ist nicht eine unnüze Wissenschaft.

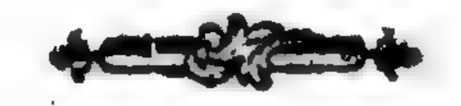
Andre Personen geben zwar zu, daß ein Ausdruck von andern abstammt; aber sie glauben demohngeachtet, daß die Aufsuchung ihres Ursprungs ein bloßer grammatikalischer Zeitvertreib sey, der noch dazu eitel genug sey, weil er bloße Wörter betrifft. Einige Betrachtungen, in denen ich nur die Hauptstücke meiner Ideen über diesen Gegenstand flüchtig anzei-

Verstümmelungen griechischer und lateinischer Wörter, bringt er am Ende die gezwungensten Ableitungen heraus, die er in unsrer Sprache ohne alle Mühe würde gefunden haben, wenn er diese besser verstanden hätte. Man sehe, unter vielen andern, z. B. die Artikel nach: *chopper*; offenbar das Deutsche, wegschüppen, und doch soll das Wort aus dem Griechischen herkommen. Ist *trotter* nicht das Deutsche, **tretten**; *Guirlande* nicht das Deutsche, **wirren**, wirken, (flechten)? *Fauteuil* nicht das Deutsche Fallstul, Faulstul? (das l in u, wie aus *saltare*, sauter.) u. d. m.

anzeigen will, werden die Nichtigkeit und Unbilligkeit dieser Denkungsart aufdecken. Gewisse Bemerkungen, die man über diese Materie machen kann, und die anfänglich bloße Fragen der Grammatik zu seyn scheinen, erheben sich, wenn sie allgemein gemacht werden, bis in die allerfeinste Metaphysik, bis zur Entstehung unsrer Ideen selbst. Die Etymologie ist aber nicht blos für diesen Theil der Philosophie, wo sie uns die Verhältnisse der Namen zu den Sachen zeigt, und uns den Faden der menschlichen Ideen entwickelt, keine unnüze Wissenschaft: sondern sie leistet fast allen Theilen der Litteratur, und vorzüglich denen, die die alte Geschichte betreffen, so wichtige Dienste, daß sie gleichsam das allgemeine Instrument derselben ist; so wie es die Algebra und die Geometrie für die mathematischen Wissenschaften sind. Dieses muß mit Wenigem im folgenden Kapite bewiesen werden, welches zu gleicher Zeit zu einer Apologie dienen kann, indem ich darthun werde, daß die Wissenschaft, von der eben die Frage ist, nicht eine eingebildete, verächtliche und unnüze Wissenschaft sey, und daß es wenige Wissenschaften giebt, auf die sich ihr Gebrauch nicht ausdehnen ließe. Vielleicht hätte dieses Resultat füglicher am Ende des Werks, als ein Zusaz und als eine Anwendung der Folgen angehängt werden können, die man aus den im Werk festgestellten Grundsäzen ziehen kann. Allein ich kann mich nicht enthalten, dieses Resultat blos aus der einzigen Absicht voranzuschicken, um das Trockene

der

der Materie, durch die vorläufige Auseinandersezung der Vortheile, angenehm zu machen, die diese neue Methode verschaffen kann, nach welcher man den wörtlichen Ausdruck unsrer Kenntnisse, und unserer Gedanken von dieser mechanischen Seite ansieht, so wie auch den Bau der vollständigen Maschine, mit welcher uns die Natur zu einer solchen Operation begabt hat.



Zweytes

Zweytes Kapitel.

Von der Brauchbarkeit der Wissenschaft der Etymologie für die übrigen Wissenschaften.

10. Von der Brauchbarkeit der Untersuchung des Mechanischen der Wörter.

11. Von der Brauchbarkeit der Etymologie für die Metaphysik.— Sie hilft zur Erkenntniß der verschiednen Ordnungen der Ideen, der einfachen und der zusammengesezten.— Die Verfertigung der Grammatiken ist eine Folge von dieser Ordnung.

12. Der Gebrauch der Wörter bestimmt oft den Gebrauch der Sachen, und kann einen die Realität eines Objekts glauben machen, welches gar nicht existirt.

13. Die Wörter machen die Grundlagen zu den Wissenschaften aus; — durch die Untersuchung jener findet man diese Grundlagen.

14. Die Untersuchung der Ausdrücke entdeckt das Falsche, oder das Richtige der Meynungen. — Ein Beyspiel hierzu aus der Astrologie.

15. Von den Irrthümern der Menschen, die daraus entspringen, daß sie in den Ausdruck Eigenschaften gebracht haben, die nicht an der Sache da sind, und daß sie hierauf den Ausdruck für die Realität angenommen haben. — Beyspiele und Wirkungen hievon.

16. Ein Mittel, die metaphysischen Irrthümer zu erkennen, ist, daß man durch die Auseinanderlegung der Wörter zur Analyse der Ideen hinaufsteigt.

17. Vom Umlauf der wahren oder der falschen Ideen durch das Kommerz der Wörter, welches das stärkste und größte Band der allgemeinen Gesellschaft ist.

18. Von

18. Von der Nuzbarkeit der Etymologie in der Naturlehre.

19. Die Etymologie hilft zur Erkenntniß der Verschiedenheit im anatomischen Bau des Organs der Stimme, nach den verschiedenen Klimaten.

20. Sie giebt den vornehmsten Charakter der Völker an.

21. Dieser ist auch durch die Idiotismen und die Syntax einer jeden Sprache sehr ausgezeichnet.

22. Die Stellung der Ausdrücke, die einer jeden Sprache eigen sind, zeigt die Art von Nachdenken an, die unter einem jeden Volk die stärkste ist. — Welches ist die Anordnung der Ausdrücke, die man **Ordnung** oder **Inversion** nennen muß? — Muß man, um deutlicher in seiner Sprache zu seyn, die Anordnung der Wörter nach der Natur der Perceptionen, oder der Affektionen machen?

23. Sie zeigt auch die ältere oder jüngere Kultur der Völker an; so wie auch ihre Erfindungen und Kenntnisse.

24. Von der Nuzbarkeit der Etymologie in der alten Historie, und der Mythologie.

25. Beyspiele.

26. Von der Nothwendigkeit der Untersuchung der Artbenennungen (*Noms appellatifs*) und der Benennungen einzelner Gegenstände, (*Noms propres*) deren Vermischung beständig eine Quelle von Irrthümern in der alten Geschichte gewesen ist.

20. Von der Brauchbarkeit der Etymologie, um die verlohrnen alten Sprachen zum Theil wieder zu finden. — Die Art, wie man hierzu gelangen kann.

10. Von der Brauchbarkeit der Untersuchung des Mechanischen der Wörter.

Der größte Theil von Menschen, ist, wie ich schon bemerkt habe, gewohnt, die etymologischen Untersuchungen für unbedeutend, in Absicht auf ihr Objekt, und für unnüz in Absicht auf ihre Folgen zu halten. Was die Unbedeutenheit anbelangt, so ist es wahr, daß der Detail von besondern Bemerkungen, die blos die Wörter angehen, allemal einen gewissen Anstrich von Kleinigkeit hat, der aber immer zureicht, dieses Geschäfte solchen Lesern verächtlich zu machen, die blos auf den ersten Schein der Sachen sehen. Unterdessen, da die grammatikalischen Observationen alle von dieser Art sind: so haben verschiedene verständige und gelehrte Personen dieselben zum Vorwurf ihrer Beschäftigungen gewählt. Zwo von den angesehensten gelehrten Gesellschaften in Europa wählten diese Materie zum Gegenstand ihrer gewöhnlichen Arbeiten, nämlich die Academie françoise, und Akademie de Crusca. Julius Cäsar, ohnstreitig in allem Betracht der größte Mann von der Welt, das größte Genie, das irgend ein Jahrhundert erzeugt hat, hielte die Ausfertigung eines Buchs, über die Analogie der Wörter, nicht für eine für seine hohe Person zu geringschäzige Beschäftigung. Messala bediente sich desselben, wie Quinctilian, (B. 1. K. 7) erzehlt, ohne daß er der Pedanterie beschuldiget worden wäre: ohne von der Achtung eines feinen Mannes das geringste einzubüßen. *An vim C. Caesaris fregerunt editi de analogia libri? Aut ideo*

ideo minus Messala nitidus, quia quosdam totos libellos non verbis modo singulos, sed etiam litteris dedit? Wenn man die kleinen Anmerkungen der Grammatik wegen ihres Zwecks, der Vollkommenheit der Rede, für wichtig ansieht: so muß man die etymologischen Anmerkungen mit weit günstigern Augen ansehen, weil sie auf die Untersuchung und auf die Vollkommenheit der Ideen abzielen. Denn ich habe mir vorgesezt, sie gerade von dieser Seite in dieser Schrift vorzustellen. *Non obstant hae disciplinae per illas euntibus, sed circa illas haerentibus;* ibid. Die mehresten von den kleinen Anmerkungen, bey denen ich mich nothwendig aufhalten muß, mögen daher noch so gering scheinen: so werden sie deswegen nicht verächtlicher seyn. Die großen Gegenstände, die uns in Verwundrung sezen, sind alle aus sehr kleinen Theilchen zusammengesezt, die gar nichts bewunderungswürdiges an sich haben. Auf keinem andern Weg kann man zur Erkenntniß der Kunst der Zusammensezung, und des innern Baues der Wissenschaften gelangen, als dadurch, daß man den ganzen Haufen auseinander wirft, und auf den Detail genau merkt. Diejenigen, die bey dem Anblick eines prächtigen Gebäudes erstaunen, denken nicht leicht an die Gründung desselben, die die Erde bedeckt, und überdem auch nichts hat, was die Augen auf sich ziehen könnte. Und demohngeachtet ist sie ja doch der Grund, worauf alles beruht, und ohne welchen das Gebäude nicht würde haben errichtet werden können. Quinctilian drückt sich hierüber so aus; (B. 1. Kap. 4. *Minus feren-*

ferendi sunt, qui hanc artem, vt tenuem et ieiunam cauillantur; quae nisi fundamenta fideliter iecerit, quidquid superstruxeris corruet. Ne quis igitur tam parua fastidiat elementa, etc. (M. s. die Ueberschrift auf der umgewendeten Seite des Titelblatts). Der Gedanke dieses Rhetors dient zur Antwort für diejenigen, die die Etymologie für eine, in Absicht auf dasjenige, was daraus gefolgert wird, unnüze Wissenschaft halten. Er wußte besser, als irgend jemand, wie viel die anhaltende Untersuchung ihrer kleinsten Elementen, und des Fortgangs ihrer Zusammensezung aufschließt. Er wußte, daß man vermittelst dieser Untersuchnng finden könne, wo das Gebäude der Wissenschaften und der menschlichen Meynungen fest oder seicht gegründet sey, deren Grund sie, so zu sagen, aufgräbt. Die Wissenschaften leisten einander wechselseitig Hülfe; eine hängt auf eine gewisse Weise an der andern; sie sind gleichsam durch ein encyklopädisches Band an einander gekettet; vorzüglich aber hangen sie alle mit der Etymologie zusammen, die sich mit den Wörtern als mit einem natürlichen, oder metaphysischen Gemählde der Ideen beschäftiget; die in der Derivation der Namen, die man den Sachen gegeben hat, den Aufschluß zu vielen wichtigen Problemen findet; als zu den Fragen, welches sind die Urperceptionen des Menschen gewesen, was haben sie in seine Seele für Keime hingelegt, was haben diese Keime seinen Gedanken und Kenntnissen vor Entwickelung verschafft.

11. Die Brauchbarkeit der Etymologie für die Metaphysik. — Sie verhilft zur Erkenntniß der verschiednen Ordnungen der menschlichen Ideen, der einfachen, und der zusammengesezten. — Die Ausfertigung der Grammatiken ist eine Folge von dieser Ordnung.

Doch genug zum Beweis der Nuzbarkeit der Etymologie im Studium der Philosophie. Herr Locke fühlte es ebenfalls, wie nothwendig die Untersuchung der Wörter zur Erkenntniß des menschlichen Geistes sey. Daher trug er kein Bedenken, einen ansehnlichen Theil seines Versuchs über den menschlichen Verstand dieser Untersuchung zu widmen. Der Leser mag seine Gedanken hierüber bey ihm selbst nachschlagen. Es bleibt immer gewiß, daß diese Materie, wenn sie mit metaphysischen Augen angesehen wird, einen wesentlichen Theil von der Geschichte des menschlichen Geistes ausmacht.

Sie zeigt uns, wie die Menschen, nachdem sie das Vermögen erhalten hatten, sich gewisser Töne zu Zeichen ihrer innern Gedanken zu bedienen, durch gewisse natürliche und ursprüngliche Betrachtungen, gerade gewisse bestimmte Töne zur Bezeichnung gewisser bestimmter Gegenstände anwendeten.

Wie sie nach der Feststellung einer ersten Ordnung von einfachen Ideen, ein Objekt beziehungsweise und als verbunden mit einem andern Objekt betrachteten, und nun eine zwote Ordnung von Ideen, und zugleich eine zwote Ordnung von Tönen machten, die auf die erste Ordnung von Tönen dieselbigs

dige Beziehung haben sollte, die die Ideen von der ersten und zwoten Ordnung auf einander haben.

Wie aus dieser zwoten Ordnung eine dritte entstanden ist, worinnen ebenfalls zusammengesezte Ideen zu zusammengesezten Tönen ein Verhältniß haben. So aus dieser dritten, eine vierte Ordnung, u. s. f. *).

Wie

*) Wären wir im Stande, diejenige Ordnung der Begriffe aufzufinden, nach welcher ein Begriff vom andern, eine zusammengesezte Idee von einer einfachen, abgeleiteten worden; die Ordnung, die man die Ordnung der Abstammung der Begriffe nennen könnte, wo die ursprünglichen, und einfachen Ideen ganz oben stünden, und die zusammengesezteren, und abgeleiteten stufenweise von oben nach unten tabellenmäßig untereinander gestellet werden könnten: so, deucht mich, würde der Gedanke von einer allgemeinen Karakteristik nicht ein bloßes Projekt scharfsinniger Köpfe seyn, welchs etwa an sich gar nicht sollte können ausgeführt werden. **Kircher**, **Leibniz**, **Wilkins**, **Becher**, **Heumann**, und in den neuesten Zeiten, **Kalmar**, haben diesen Gedanken gehabt, und zum Theil ins Werk zu sezen gesucht. Freylich hat beynahe ein jeder von diesen Gelehrten einen eignen Begrif von der Universalsprache, und vielleicht hat noch keiner, der wirklich Hand an dieses Werk angelegt, sich einen deutlichen Begrif von seinem Unternehmen gemacht, weil ein jeder nothwendig, bey einem bestimmten, richtigen Begrif von einer allgemeinen Charakteristik, so gleich den Gedanken, so was auch nur versuchen zu wollen, hätte aufgeben müssen. Wenigstens sind die Leibnizischen Gedanken darüber so verworren, daß man schließen muß, daß dieses große Genie Deutschlands selbst nicht gewußt, worauf es eigentlich bey seinem Projekt ankomme. — Nur dann, glaub ich,

Wie die Menschen, die diese Ordnungen nach Maaßgabe der Verfeinerung ihrer Sitten, und der Anstrengung ihres Verstandes abänderten, endlich das Geheimniß entdeckt haben, mit einem einzigen Wort eine Menge von Nebenumständen ihrer eignen

würde die Idee von einer allgemeinen Schriftsprache gewissermaßen ausgeführt werden können, wenn man die Generation unsrer Begriffe und der Gegenstände, für welche man Namen hat, genau wüßte. Da würde man denn alles, was bezeichnet werden soll, in seine Klasse unter die einfachste Idee, die ganz oben in der Reihe steht, hineinstellen können. Für die oberste Idee einer jeden Klasse müßte man ein eignes Zeichen sezen, und zwar ein Zeichen, welches die ganze Welt bey dem ersten Anblick verstehen könnte. Alle übrigen Begriffe und Gegenstände, die sich in dieser Ordnung befinden, und davon der oberste gleichsam die Mutter ist, müßten eben dieses karakteristische Zeichen haben, dem aber nach der Nähe, oder der Entfernung der Abstammung noch ein gewisses Merkmal beygefügt werden müßte, zur Anzeige, daß es nicht der Stammbegrif, sondern, daß es eine abgeleitete, abstammende, und gerade in diesem Glied abstammende und verwandte Idee sey. Da aber die Anzahl einfacher Begriffe unendlich ist; so wird die Anzahl karakteristischer Zeichen auch unendlich. (Ein Nachtheil der Universalsprache, der schon vor sich alle ihre Vortheile übertwiegt.) Da ferner kein menschlicher Geist diese idealischen Klassen und Ordnungen der Abstammung aller Begriffe machen kann: so ist auch diese Methode zu einer allgemeinen Karakteristik zu gelangen, eine blosse Idee, ein Projekt, welches, wie viele andre, von Menschen nie wird ausgeführt werden können; man ließe sich denn Unrichtigkeiten, Unbequemlichkeiten, Fehler und Nachtheile gefallen, die ihren Gebrauch schlechterdings widerrathen.

eignen Ideen auszudrücken, durch das, was man Nomina, Pronomina, Verba, Adverbia, Deklinationen, Konjugationen u. s. w. nennt, indem sie blos den Radikalton der Sache ein wenig abänderten, oder verlängerten.

Wie diese Endigungen, die anfänglich blos für eine einzige Sache festgesezt waren, auch für andre Sachen in derselbigen Sprache Regel wurden, und für andre Sprachen Beyspiele. Hier ist der Ursprung der Grammatiken zu suchen.

Wie man den Zweck erreicht hat, nicht allein die wirklichen Objekte, sondern selbst die Negation dieser Objekte auszudrücken, indem man durch die Derivation eine positive Idee der Abwesenheit der Sache beyfügte, davon diese Idee der Gegenstand ist.

Wie man um der Unbequemlichkeit der Vielfachheit der Töne abzuhelfen, die ihren Gebrauch sehr würde erschweret haben, allgemeine Ausdrücke erfunden hat, die unter einem einzigen Zeichen eine Menge von einzelnen Wesen begreifen [8]): Wie diese

8) Hier, bey der Entstehung der allgemeinen Ausdrücke, ist der wahre Ursprung der allgemeinen Begriffe zu suchen. Die Menschen, welche die Sprachen erfanden und fortbildeten, nahmen eine Menge von Gegenständen wahr, die auf ihre äusseren, oder inneren Sinne ohngefähr ähnliche Eindrücke machten. Aus diesen ähnlichen Wirkungen schloß man auf ähnliche Ursachen: Aus den ähnlichen Eindrücken, auf ähnliche Eigenschaften und Beschaffenheiten der Dinge, von welchen diese Eindrücke in den Menschen erzeugt wurden. Dieser gemeinschaftlichen Aehnlichkeiten wegen gab man allen solchen Gegenständen einen gemeinschaft-

diese Ausdrücke gewöhnlicher worden sind, als alle übrigen; und wie der menschliche Geist bey den Derivationen bald vom Allgemeinen auf das Besondere, bald vom Besondern auf das Allgemeine geschlossen: Wie er die allgemeinen Namen der Beschaffenheiten der Dinge bisweilen aus den Namen gewisser Substanzen abgeleitet, an denen diese Beschaffenheiten die vornehmsten und herrschenden waren; und wie er noch viel häufiger die Namen der Substanzen aus den Namen der Beschaffenheiten gemacht hat, die er an ihnen wahrnahm.

In der That sind die sinnlichen Beschaffenheiten der Körper, als, ihre Farbe, ihre Figur, ihre Ausdehnung in Betracht dessen, was dem Menschen zuerst auffiel, gewissermassen eher da, als die Substanz selbst, an der sie sich finden. Das nimmt man wahr, wenn man seine Sinne, und sein Empfindungsvermögen zu gebrauchen anfängt. Nichts destoweniger sind die Ausdrücke, die die Beschaffenheiten bezeichnen, von der Art, daß wir sie als Ausdrücke ansehen, die blos zur Bezeichnung zufälliger Eigenschaften bestimmt seyn; es sind Adjektiva. Aber in der ursprünglichen Ordnung unsrer Kenntnisse sind die Adjektiven vor den Substantiven: Sie dienen zur Bildung des Begrifs, und folglich zur Definition eines jeden ein-

zelnen

schaftlichen, allgemeinen Namen, und man rechnete sie zu Gegenständen derselbigen Art; dann bey fortgesezten Beobachtungen zu Gegenständen derselbigen Gattung, und endlich, wie man noch höher in den Unterordnungen der Begriffe hinauf stieg, zu Gegenständen derselbigen Klasse.

zelnen Objekts. Nichts ist daher natürlicher, als zu glauben, daß diese Adjektiven oft die Wurzeln der Namen für eine unendliche Menge von einzelnen Gegenständen ausgemacht haben; es sey nun, daß dieser Name von einer von den hauptsächlichsten äussern Beschaffenheiten des Gegenstandes, die allen Menschen gleich stark auffällt, hergenommen worden; oder daß nur der erste, der einer Sache den Namen gab, von ohngefähr von irgend einer einzelnenBesonderheit des Gegenstandes heftig gerührt wurde, die andern Personen nicht so auffallend würde geschienen haben [9]). Nichts kann den

9) In allen diesen Fällen, wo die Erfinder und Fortbilder der Sprachen blos in ihren eigenthümlichen Situationen, oder auch vielleicht blos durch die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft eine gewisse Eigenschaft an den Gegenständen wahrnahmen, um welcher willen sie dem Gegenstand gerade diesen Namen geben, ist es ganz unmöglich, den Ableitungen der Wörter nachzuspüren, ganz unmöglich, den Grund aufzufinden, warum dieser Gegenstand gerade diesen Namen hat. Denn, da die Namenertheiler oft so ganz personelle, vereinzelte Gründe zur Ableitung der Namen, für gewisse Gegenstände, hatten; da sie oft an den Gegenständen solche Beschaffenheiten bemerkten, die kein andrer Mensch an ihnen würde bemerkt haben; da sie endlich bey eben diesem Geschäfte auch oft von ihrer Imagination getäuscht wurden: so ist es vergebens, bey dergleichen Namen etymologisiren, und den Grund finden zu wollen, warum der Gegenstand diesen Namen führt. Aus diesem Grund kann die Etymologie nimmermehr eine ganz allgemeine Wissenschaft werden, die sich über das ganz ungeheure Chaos der Sprachen verbreiten könnte. Nimmermehr wird man in den angegebenen Fällen die Wurzelwör-

den Gang des menschlichen Geistes in der Folge der Ideen besser aufdecken, als die genaue Verfolgung gewisser Derivationen. Ueber die Sonderbarkeit der Wege, die er gehalten hat, muß man oft erstaunen; so wie auch über die Art, wie oft ein geringer, unbedeutender Umstand von den äusserlichen Beschaffenheiten eines gewissen Objekts zugereicht hat, dasselbe in eine gewisse bestimmte Klasse zu bringen.

12. Der Gebrauch der Wörter bestimmt oft den Gebrauch der Sachen, und kann einem die Realität eines Objekts glauben machen, welches doch gar nicht existirt.

Es hat selten gefehlt, daß dieser unvollständige Gebrauch eines Worts nicht die ganze Richtung der Kenntnisse, und bisweilen auch der Sitten, und der Gebräuche nach einer gewissen Seite hingelenkt haben sollte: vorzüglich, weil man sich so leicht vorstellt, daß die Wörter auch die Realität der Sachen anzeigen, und daß die Dinge auch in der Natur vorhanden sind, weil sie in der Sprache einen Namen haben. Dieser leztere Punkt hat weit wichtigere Folgen, als man beschreiben kann (M. s.

Num-

zelwörter in dem ursprünglichen Wörterbuch der tönenden Natur aufzuschlagen im Stand seyn. Diese Unbequemlichkeit abgerechnet: so bleibt die Etymologie allemal ein递Haupttheil der Geschichte des menschlichen Geistes, den ein sehr philosophischer und sprachkundiger Kopf noch zu bearbeiten hat.

Num. 4.) Man kann bey einer sehr geringen Aufmerksamkeit doch so gleich erkennen, daß der grösste Theil von den Schulzänkereyen durch alle Jahrhunderte hindurch auf Wörtern beruhet, davon die Sachen, die sie bezeichnen, gar nicht existiren; ob man ihnen gleich einmal eine angenommene Definition gegeben hat, die, wenn man sie gehörig untersucht, fast nichts bedeutet, und wovon man demohngeachtet doch immer fort handelt. Es ist also gar nichts sonderbares, daß die Streitigkeiten über dergleichen Materien niemals haben zu Ende gebracht werden können, weil man keine Originale vor sich hatte, mit denen man die Ausdrücke der angenommenen Definition vergleichen und dadurch bestimmen konnte, welcher von beyden streitenden Theilen Recht oder Unrecht habe. Eben das kann man auch von denen Dingen eben so gut sagen, welche eine Menge von Lehren und Gebräuchen gegründet haben, die unter den Nationen gebräuchlich sind. Die Sprache, sagt Michaelis, in seiner Abhandlung vom Einfluß der Meynungen in die Sprache, verewigt Irrthümer so wie die Wahrheiten. Wenn sich einmal eine falsche Meynung entweder in die Derivation eines Ausdrucks, oder in eine ganze Redensart eingeschlichen hat: so wurzelt sie ein, und pflanzt sich bis auf die späteste Nachwelt fort. Sie wird ein Vorurtheil des Pöbels, oft auch der Gelehrten, welches ärger ist, als jenes. Und zum Unglück giebt es noch viel ärgere Vorurtheile, als die gelehrten Vorurtheile sind.

13. Die Wörter machen die Grundlagen zu den Wissenschaften aus. Durch die Untersuchung von jenen findet man diese Grundlagen.

Ob schon die Wörter an sich nichts als Zeichen sind, vermittelst welcher man sich verstehen will; so sind sie doch sehr häufig die Gründe zur Wissenschaft. Das sollte nun freylich nicht seyn. Allein, da die Namenertheilung oft nach willkührlichen Beziehungen geschehen ist, und folglich nach verschiedenen Gesichtspunkten, aus denen man die Gegenstände anzusehen beliebte; so hat sich der Weg nach den Spuren dieser Beziehungen geöfnet. Von dieser Seite seiner Richtung wurde er abgebracht, so wie die Folge der Ideen. Man hat den Weg gebahnt, wo er offen war. Man hat ihn in derselbigen Linie verlängert. Die Seelen der Menschen haben sich nach den Ideen ihrer Vorgänger gebildet. So ist mit nach und nach das ganze Gebäude von einer jeden allgemeinen Meynung aufgeführt worden. Denn die Menschen tragen gewöhnlich nur zu dem Haufen mehr zusammen, wozu die andern den Anfang machten. Selten führen sie einen neuen Bau auf; und die mehreste Zeit geschieht es blos auf die alten Ruinen eines alten Gebäudes.

Uebrigens begreifen unsre allgemeine Meynungen keine andre, als allgemeine Ideen unter sich, und da diese aus partikulären Ideen zusammengesezt sind, so beziehen sie sich auf die fortlaufende Kette der einzelnen Objekte, und auf den Namen, die

die man ihnen oft auf eine sehr unvollkommene Weise beygelegt hat, indem man nur auf einen kleinen Theil des Objekts sahe.

14. Die Untersuchung der Ausdrücke entdeckt das Falsche oder das Richtige in den Meynungen. Ein Beyspiel hierzu aus der Astrologie.

Um also den Grund einer Meynung zu finden, um die Basis von allen Hinzukommenheiten zu entdecken, deren es eine grosse Menge giebt; um die Verbindung der verschiednen Theile der Maschine untereinander zu erkennen, um den Plan zu verfolgen, nach welchem sie zusammengesezt ist, und um zu sehen, wie schwach die Stüzen sind, auf denen sie ruhet: so darf man nur bis an den Ursprung der Ausdrücke zurückgehen, die in einer Wissenschaft, oder bey einer Meynung gebraucht werden; oder man darf nur die verschiednen Theile derselbigen Wurzel aufsuchen, und dabey bemerken, wie viele ungleichartige Materien sie aufgenommen haben, indem sie sich von ihrem Stamm entfernten.

Hat es je eine unrichtigere, unsinnigere Kunst gegeben, die weniger Zusammenhang in ihrer Praxis, und zu gleicher Zeit allgemeiner angenommen, und despotischer über das Verhalten der Menschen geherrschet hätte, als die gerichtliche Astrologie? Wie hat sie sich zum erstenmal einnisteln, und bis auf den heutigen Tag unter Völkern erhalten können, die nicht ganz unwissend sind. Wie hat man doch

doch nicht eingesehen, daß sich unter den Grundsäzen dieser vorgeblichen Wissenschaft und unter ihren Resultaten nicht das mindeste Verhältniß finde? Man braucht, um dieses zu erkennen, nur den Ursprung und die Bedeutnng der ersten Namen, die man den Gestirnen gegeben hat, und die reichen Beywörter aufzusuchen, die man dem bewundrungswürdigen Glanz dieser herrlichen Gegenstände beygelegt: Man darf nur über die Idee der Kraft nachdenken, die dergleichen Ausdrücken natürlicher Weise anklebt, die man als die allerschönsten gebrauchte; Man denke ferner an die Verwandschaft der Derivation unter den Ausdrücken, die die Ehrerbietung, und unter den Wörtern, die die Kraft bezeichnen; an die darauf, als eine Folge gegründete Verehrung der Gestirne; an die Identität der Titel der Könige und der Gestirne, die die gemeine Meynung des alten Orients erzeugt hat, daß die Könige aus den Gestirnen abstammten, das heißt, daß die Seelen der grossen Regenten nach ihrer Trennung vom Körper nach den Sternen hinzögen, um da zu wohnen, sie zu beseelen, und zu beherrschen, woher sie auch die Welt immer fort, wie vorher, regierten, und ihr ihre ehemaligen, eigenmächtigen Einflüsse angedeihen liessen. Es konnte nicht leicht anders seyn, als daß diese Einflüsse ähnliche Eigenschaften erhielten, die die Bedeutung des willkührlichen Ausdrucks anzeigte, den man zur Bezeichnung des Gestirns gebraucht hatte. Die Einflüsse waren also unglücklich, wenn sie vom alten Saturn herkamen, blutig, wenn sie vom kriegerischen Mars herrührten. Sind die chimä-

rischen

rischen Grundsäze dieser Wissenschaft wohl auf etwas anders gegründet, als auf die Wörter, die wegen gewisser ehemaliger Anspielungen den Sternen beygelegt worden sind? Man bildete sich ein, daß diese Namen ihre Verrichtungen ausdrückten, und ihre Einflüsse genau beschrieben. Der allerentscheidendeste Augenblick, den man wählen konnte, damit die Einflüsse das allgemeine Schicksal des Menschen bestimmen könnten, schien der Augenblick seiner Geburth zu seyn; und der Augenblick, der in Ansehung der Kraft eines Sterns der merkwürdigste war, war derjenige, in welchem er über dem Horizont aufgieng. Ein Mensch also in dem Zeitpunkt gebohren, da der Löwe eben aufgieng, sollte herzhaft seyn. Der schädliche Skorpion konnte keine andre, als ähnliche Eigenschaften mittheilen; da hingegen die Wage der Vorbothe von einem Geist der Ordnung und der Billigkeit war. Man besserte ferner die Kuust aus, indem man die Ascension des Sterns mit dem Aufgang der Sonne und der Planeten verband. Hierdurch wurde man in den Stand gesezt, ein wenig besser Grund von der Verschiedenheit der Schicksaale anzugeben. Es war dieses aber ein sehr schwieriger Artikel für diese Künstler. Wie nun die Gestirne die Neigungen und das ganze Schicksal eines Menschen in dem Augenblick, da er gebohren wurde, bestimmten: so konnten auch die Aspekten des Himmels auf eine jede einzelne Handlung des Lebens Einfluß haben, und den glücklichen Augenblick bezeichnen, in welchem man sie mit gutem Erfolg unternehmen konnte. Noch heute giebt man in

Asien

Asien auf diesen Augenblick acht, und man hält ihn mit der größten Gewissenhaftigkeit zusammen. Es ist ein gemeiner Gebrauch, den man bey den gewöhnlichen Handlungen des Lebens ausübt, so bald diese nur von einiger Wichtigkeit sind. Das Handwerk des Astrologen erheischt viele Zubereitungen, Geschicklichkeit und Rechnungen; so, daß man mit dieser lächerlichen Kunst eine reelle Arbeit verknüpfet und ihr dadurch einen wissenschaftlichen Anstrich gegeben hat, um ihr ein grösseres Ansehn zu verschaffen. Wozu dient diese Beschäftigung mit dergleichen Ungereimtheiten, wo die Wörter, die eine ganz falsche, oder besser, gar keine Beziehung zu den Sachen haben, die sie bezeichnen, demohngeachtet eine allgemein aufgenommene Wissenschaft veranlaßt haben, die sich so lange einen blinden Beyfall zuwege gebracht hat? Europa, das so viele Jahrhunderte hindurch mit diesem Vorurtheil angesteckt war, hat sich nur seit kurzem davon befreyet [10]). Aber die Persianer, eine kulti-

10) Es giebt nicht leicht eine Kunst, oder eine Wissenschaft, die sich so lange erhalten hat, als die Astrologie. Sternkunde war da, ehe es noch irgend eine andre Wissenschaft gab. Der Mensch erfand sie schon auf der ersten Stufe der Kultur als Nomade. Sie ist vielleicht so alt, als die Viehzucht; vielleicht älter als der zweyte Grad der Kultur, der Ackerbaustand. Man kann mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sich eben so früh bey den unausgebildeten sinnlichen Menschen der Hang zur Sterndeuterey, und die erste Anlage zur Astrologie gefunden, die von den Chaldäern den ersten Anstrich einer Wissenschaft erhielt. Und sie erhielt sich bis zur Mitte des vorigen Jahr-

kultivirte Nation, glauben noch immer, wie ehemals daran. Das beste Mittel sie von diesem Glauben abzubringen, wäre dieses, wenn man ihnen den Ursprung der Wörter zeigen sollte, denen sie ihren ganzen Glauben zu verdanken haben.

15. Von den Irrthümern der Menschen, die daraus entspringen, daß sie in den Ausdruck Eigenschaften hineingebracht haben, die nicht an der Sache da sind; und daß sie hierauf den Ausdruck für die Realität angenommen haben. Beyspiele und Wirkungen hievon.

Wir sind die Schöpfer der Wörter. Es ist zwar wahr: wir wenden sie bey wirklichen Dingen an,

Jahrhunderts. Cassini war der erste, der, als Astronom, zu fabeln aufhörte. Noch bey der Geburth Ludwigs *XIV.* hielte man Sterndeuter im Zimmer der Königin versteckt, die so gleich, wie der Prinz gebohren wurde, die Konstellationen bemerken, und der Nation Glück oder Unglück vorher verkündigen mußten. (M. s. *Voltaire* Siecle de Louis XIV.) Aber so sehr auch diese schwachen Männer, oder besser, ihre Kunst verlacht zu werden verdient: so hat sie doch einen gewissen Nuzen gehabt, den man selten berührt. Nämlich: gerade, weil es beym Sterndeuten und Nativitätsstellen auf Leib und Leben, Glück und Unglück ankam: so wurden die astronomischen Observationen mit der allergrößten Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit gemacht. Und eben diese astrologische Genauigkeit war ein Hauptgrund von der gleich anfänglich grossen Vollkommenheit der Astronomie; weil man aus der Astrologie die Genauigkeit im Beobachten, in die Astronomie so gleich mit herüber brachte.

an, nach den Eigenschaften, die wir an ihnen wahrnehmen. Allein wir glauben oft, etwas an ihnen wahrzunehmen, was sie doch nicht an sich haben; und kraft dieser falschen Einbildung legen wir ihnen den Namen bey; so, daß auch oft im Ausdruck der Sachen weiter nichts liegt, als, was wir selbst in ihn hineingelegt haben. Unterdessen vertritt der Ausdruck der Sache die Stelle der Sache und der Realität selbst, ob man schon jenen in einem Betracht bildete, der der Sache völlig unangemessen war. Nun richtet sich die ganze Reihe unsrer Schlüsse nach diesem Ausdruck, den wir als das Kompendium der Definition, das heißt, als eine kurze Beschreibung des Gegenstandes ansehen.

Es ist so gewiß, daß wir an den Gegenständen Eigenschaften wahrnehmen, die sie gar nicht an sich haben, daß wir oft die Gegenstände nicht einmal anders sehen wollen: besonders, wenn wir sie in Rücksicht auf gewisse eingebildete Verhältnisse, oder auf eine gewisse Ordnung der Klassen betrachten, die wir uns selber zu unsrer eignen Bequemlichkeit gemacht haben. Wir legen fast beständig den Gegenständen in dergleichen Rücksichten die Namen bey. Aber diese Ordnung, diese Verhältnisse sind ja gar nicht im Gegenstand, und sie haben mit ihm gar nichts zu thun. Der Ausdruck der Sache, der aus einer Betrachtung derselben erwuchs, die ihr ganz fremd ist, bestimmt indessen doch die Klasse, in die man sie hineinstellt. Diese Klasse leitet alsdenn die Art, wie man über den Gegenstand denkt, und die Folgen

von

von diesem Urtheil breiten sich hernach, zum Vortheil oder zum Nachtheil sehr weit aus.

Wir wollen die Idee der Schaam und der Keuschheit zum Beyspiel aufstellen. Sie ist an sich eine sehr gute und ehrbare Idee, die von der Gesezgebung weise genug zur Ausübung eines natürlichen Vermögens gebraucht worden ist, um dem Mißbrauch vorzubeugen, den man durch eine gedoppelte gleichschädliche Ausschweifung von diesem natürlichen Vermögen machen könnte, davon das eine der Politik, das andre den Sitten zuwider seyn würde.

Aber ist diese Idee, dieses vernünftige und überdachte Vorurtheil auch wohl so natürlich, wie man darüber einig ist, daß es moralisch sey? Wie hat es zur Zeit, da man blos die reinen Naturgeseze kannte, entstehen *); wie hat es sich nachher, dem

*) Der erste Mann und die erste Frau waren nakt, und schämten sich nicht. *Erat autem uterque nudus, Adam scilicet, et uxor eius, et non erubescebant.* Nachdem sie ungehorsam gewesen waren; machten sie sich Kleider aus grossen Blättern: und da die Furcht vor Gott zu erscheinen, dem sie ungehorsam gewesen waren, sie dahin brachte, sich unter die Bäume zu verstecken: so sagten sie zu ihrer Entschuldigung, wie sie die Stimme Gottes hörten, daß sie sich deswegen ins Dunkle der Bäume versteckt hätten, weil sie nakt seyen. Aber, da ihr Versehen gar keine Beziehung auf gewisse Theile des menschlichen Körpers hatte: so hatte es auch gar Nichts an sich, was ihnen den Gedanken, diese Theile auf einmal dem Angesicht zu entziehen, hätte einflössen, oder in ihnen die Empfindung von Schaam bey dem natürlichen Gebrauch dieser Theile hätte rege machen können. Uebrigens, wenn es

dem positiven Gesez gemäß, ohngeachtet des Verlangens der Natur, einwurzeln, und bis zur Uebertreibung, die bisweilen der Gesellschaft sehr nachtheilig war, steigen können? Ohne Zweifel hat das unter allen nicht wilden Nationen fast allgemein ausgebreitete Vorurtheil, daß es rühmlich sey, sich der Bedürfnisse und der natürlichen Vergnügungen zu berauben, zur Hochschäzung des Cölibats viel beygetragen. Aber zugegeben, daß

dieses

es gleich gewiß ist, daß unsre ersten Eltern den Gebrauch der Kleider gekannt haben: so muß man doch nicht von der Zeit der Schöpfung des Menschen die menschlichen Gewohnheiten herholen, sondern von der Erneurung des menschlichen Geschlechts nach der Sündfluth, die die auf der Oberfläche der Erde zerstreuten, und isolirten Menschen auf jene ersten Fußstapfen zurückbrachte. Selten wird diese Bemerkung gemacht, die man doch immer machen sollte, daß man nämlich den Menschen, wenn man ihn im Stand der Natur betrachten will, nicht vor, sondern nach der Ueberschwemmung nehmen müsse, die die Erde verwüstete, und wodurch die Künste nothwendig verlohren giengen, wegen der Gebrechen der vormaligen Materialien, und daß die Zerstreuung des menschlichen Geschlechts, und die Entfernung von ihrem ersten Aufenthaltsort fast alle alten erworbenen Kenntnisse vertilgen mußte. Da wurden sie wieder Wilde, und lebten nacket, ganz nacket, so wie man sie noch heute auf den Erdstrichen findet, wo der Mensch Thier geblieben ist; ob es gleich sehr wahrscheinlich ist, daß die Kunst sich zu kleiden lange vor ihnen vollkommen da war, und daß die einzige Familie, die den gänzlichen Untergang des menschlichen Geschlechts überlebte, die Gewohnheit, sich mit Kleidern zu bedecken, wird beybehalten haben.

dieses weder die älteste noch die natürlichste Ursache davon sey: so werden sich leicht andre finden lassen, die es gewiß sind. Die nothwendigen, aber den Sinnen unangenehmen Verrichtungen, wozu die Natur die untern Theile des menschlichen Körpers bestimmt hat; die unwillkührlichen Veränderungen, denen die Geschlechtstheile unterworfen sind; die Leichtigkeit, sie innerlich oder äußerlich zu verlezen, wenn man ganz nakt mitten in den Gesträuchen lebt; — alles dieses hat die Menschen dahin gebracht, sie am ersten zu bedecken, so wohl um sie zu verbergen, als um sie zu verwahren. Man trift nicht leicht so rohe Menschen an, die diese übertriebene Unschicklichkeit nicht vermeiden, oder den Augen verbergen sollten. Weil nun diese Theile die unsaubersten am menschlichen Körper waren, und weil sie vorzüglich dem Gesicht entzogen wurden: so hieng man ihnen die Idee von Schande an, und nannte sie Schaamglieder. Man darf aber hier nicht die Ursache für den Effekt nehmen: Die Natur hat kein Werk hervorgebracht, dessen sie sich schämen dürfte. Dasjenige, was nothwendig ist, kann unangenehm und schicklich seyn, verborgen zu werden: aber es ist deswegen nicht schändlich, nach der Bedeutung, die man hier mit diesem Wort verknüpfet. Und, wenn man ferner Acht hat: so hieß auch *pudor* ursprünglich nichts, als was der Ausdruck wirklich heissen muß *): Denn es ist das nämliche Wort *putor*,

*) Die Lateiner geben diese Definition von diesem Wort: *Ob aliquam rem sordidam timor.*

putor, ein gleichbedeutendes Wort mit *faetor*. Auf solche Weise würde das Wort *pudeur* nimmermehr zu etwas andern haben können gebraucht werden, als zur Bezeichnung einer gewissen Art von unangenehmen Empfindungen, wenn man sich an seinen Ursprung gehalten hätte. Da man aber auf die Umstände der Sache, die man ausdrücken wollte, Rücksicht nahm: so bediente man sich desselbigen Worts zur Bezeichnung der Beobachtung des Wohlstands. Nun, da man das Physische des Ausdrucks aus den Augen sezte: so drehete man ihn ganz auf die moralische Seite. Bedürfniß, Heimlichkeit, Schaam, Wohlstand, lauter ganz verschiedne Ideen, die aber durch dasselbige Wort ausgedrückt, und eben deswegen häufig mit einander verwechselt werden, haben in den Köpfen ein Gewühl verursacht, haben die Denkungsart geleitet, und sie sehr weit mit sich fortgeschleppt. Dieses ereignet sich sehr oft, vermittelst der Macht, die die Wörter über die Ideen haben, vorzüglich wenn sie in einem moralischen Sinn genommen werden, wo die Ausdrücke nicht bestimmt sind, wie sie es in ihrer physischen Bedeutung sind. Könnte es nicht von dieser falschen Anwendung der Idee, die man nach der Einführung eines uneigentlichen Ausdrucks oder Beyworts machte, hergerührt haben, daß daraus in der ersten Abstammung die ursprünglichen Ideen von *pudeur* entstanden sind, nämlich Schaam und Ehrbarkeit, (*honte*, *honnête*) die an sich häufig sehr gut, und der Menschheit angemessen sind, die sich aber bey gewissen Nationen so ausserordentlich weit ausdehnen? Könnte

ferner

ferner die unfruchtbare Ehre der Jungferschaft nicht auch davon herrühren, die so viele Wirkungen auf die Sitten und den Zustand der Menschen hervorgebracht hat; so wie auch die Ehre, die mit der Nichtübung eines von den natürlichen Vermögen verbunden ist, die doch für das menschliche Geschlecht die vortheilhaftesten Vermögen sind?

16. Ein Mittel, die metaphysischen Irrthümer zu erkennen, ist, daß man durch die Auseinanderlegung der Wörter zur Analyse der Ideen hinaufsteigt.

Ueber alles dieses können wir eine Betrachtung anstellen, die derjenigen ähnlich ist, die ein berühmter Schriftsteller über die Wissenschaften, die sich mit Zahlen beschäftigen, macht. Nämlich: Das, was an einem Gegenstand reel ist, von dem, was wir willkührlich in ihn hinein tragen; und die Eigenschaften, die ihm wirklich zukommen, von denen, die man ihm beylegen könnte, wohl zu unterscheiden wissen: — Dieses würde der beste Grund von der Methode seyn, die Sachen mit Namen zu belegen. Wären die ersten Erfinder der Namen im Stand gewesen, nach diesem Grundsaz zu verfahren: so würden nicht so viele Irrthümer, die so oft für Wahrheiten angenommen worden sind; nicht so viele falsche Gemählde wirklicher Objekte; nicht so viele seltsame Meynungen, und falsche Glaubensartikel; nicht so viele unauflösliche Fragen zum Vorschein gekommen seyn; weil diese blos

auf

auf Wörtern beruhen, die man für die Sachen selbst angenommen hat, obgleich diese Wörter nicht wohl auf die wirkliche Sachen anwendbar waren. Man würde das idealische Resultat nicht in den wirklichen Gegenstand hinüber getragen haben, da es nur blos im Ausdruck steckt, woraus man durch die Derivation so viele falsche Folgen gezogen hat. Man würde sich heut zu Tage besser auf die Metaphysik der Wissenschaften verstehen. Man würde durch die Auseinanderlegung der Wörter, die Ideen, die sie ausdrücken, am leichtesten auseinander legen, und auf diese Weise am sichersten dem Faden folgen, der uns auf die ersten Spuren unsrer Meynungen, und zugleich zur Erkänntniß der Vorurtheile und der Irrthümer führen kann, die wir selbst in die reellen Wissenschaften hineingebracht haben [11]).

11) Daß man durch Zergliederung eines Worts die Idee, die das Wort anzeigt, finden, und zergliedern könne, mag wohl in einigen Fällen sehr gut angehen. Aber allgemein wird man den Zweck doch nicht dadurch erhalten können. Helvetius (de l'Esprit, *Disc. IV. Chap. I.*) versuchte auf diese Weise den Begrif vom Genie zu entwickeln und zu bestimmen. Aber wie ausserordentlich eng wurde nicht dieser Begrif, da er ihn ganz aus dem *gignere* herleitete: Wie manche Zusäze müssen nicht auf der einen Seite zur Erweiterung, und wie manche Einschränkungen auf der andern Seite hinzukommen, wenn das Erfinden der Karakter des Genies seyn soll?

17. Vom Umlauf der wahren und der falschen Ideen durch das Kommerz der Wörter, welches das stärkste und größte Band der allgemeinen Gesellschaft ist.

Mit einem Wort, die Frage mag von abgezogenen Ideen, oder von irgend einer gangbaren Kenntniß des Menschen seyn: so ist es gewiß, daß das rechte oder unrechte Verfahren in der Ertheilung der Namen, tiefe und ewig frische Wurzeln geschlagen hat. Die Etymologie zeigt uns, wie die Nationen, indem sie einander wechselseitig Hülfe leisteten, und unter einander ein grösseres Kommerz der Wörter, als irgend einer andern Sache errichteten, zur Erweiterung ihrer kombinirten Ideen, die Ideen und die Grundtöne ihrer Nachbaren benuzt; und sie durch Derivationen, die ihrer eignen Art zu denken und zu artikuliren angemessen waren, abgeändert haben [12]. Sie zeigt

12) Diese Verstellung und Beugung der Wörter einer fremden benachbarten Sprache nach dem Genie seiner eignen Muttersprache, ist vorzüglich im Französischen und Englischen sehr sichtbar. Der Deutsche kann seine Muttersprache nicht leicht durch Aufnahme der Wörter seiner Nachbarn bereichern, weil die deutsche Sprache mit allen ausgebildeten Europäischen Sprachen nur sehr wenige Verwandschaft und Aehnlichkeit hat. Ihre Deklinationen, Konjugationen, und die Syntax hat zu viel eigenthümliches, als daß ihrer Armuth in der Bezeichnung einiger Begriffe und Gegenstände, durch Herüberholung fremder Ausdrücke, leicht abgeholfen werden könnte. Aber der Franzose und der Engländer haben lateinische, griechische, germanische Wörter in Menge, vorzüglich durch französische

zeigt uns, wie ein jedes Volk auf diese Weise aus dem Vermögen zu reden, das grosse allgemeine Instrument, und das allgemeine Band der Gesellschaft hervorgebracht hat.

18. Von der Nuzbarkeit der Etymologie in der Naturlehre.

Die Etymologie ist aber nicht blos für den spekulativen Theil der Philosophie brauchbar. Sie ist es auch für ihren materiellen Theil in der Physik, wenn die Benennungen richtig gemacht worden sind. Indem sie den wahren Sinn und die richtige Bedeutung der Wörter aufsucht, belehrt sie uns zugleich von den Eigenschaften der Dinge, davon der Name, wenn er ihnen anders mit Recht beygelegt worden, ein Kompendium der Definition, eine kurze Beschreibung der benannten Sache seyn muß. Solchergestalt giebt die Kenntniß des Nach-

sische und englische Endigungen in ihre Nationalsprache umgeprägt. Daher haben auch beyde Nationen sehr viele Ausdrücke für Begriffe, die wir mit reinen deutschen Wörtern nicht auszudrücken im Stand sind. In diesem Fall müssen wir nothwendig zu den Ausländern, und vorzüglich zu den Lateinern unsre Zuflucht nehmen, und ausländischen Wörtern das deutsche Bürgerrecht ertheilen. Denn es würde thörigt seyn, wenn man einen eignen neuen Begrif blos deswegen wollte fahren lassen, weil kein reines deutsches Wort für denselben da ist. Ein jedes neues Wort, dem ein neuer Begrif anklebt, ist eine Bereicherung nicht blos der Sprache, sondern auch der Kenntnisse einer Nation.

Nachdrucks der Namen, die man denen natürlichen Gegenständen gegeben hat, grosse Vortheile für die physikalischen Wissenschaften. Die Physiker und besonders die Botanisten sind in den Benennungen der Dinge ungleich genauer gewesen, als die übrigen Künstler; weil sie die eigenthümlichen unterscheidenden Beschaffenheiten einer jeden Pflanze in ihre Benennungen hineinzubringen, gesucht haben. Z. B. der Name *Ortie* (Nessel) d. h. *brulante* (die brennende) zeigt so gleich den brennenden Saft an, der in den Spizen enthalten ist, die an dieser Pflanze hervorstehen. *Vrtica* von *uro* kömmt vom Chaldäischen *ur*, *ignis*, welches die Griechen vermittelst einer Bewegung der Lippen artikuliren, und in ihrer Sprache πῦϱ sagen. Wahr ist es, daß die Operation der Namenertheiler in der Praxis leichter wird, wenn es blos darauf ankömmt, durch Beobachtung und Wissenschaft eine neue Kunstsprache richtig zu bilden, die von der gemeinen Sprache noch nicht angesteckt worden ist. Eben dieser Umstand macht auch, daß die Kunstsprachen, die dem Pöbel unbekannt sind, weit richtiger in ihren Ausdrücken, und leichter in ihren Zusammensezungen sind.

19. Die Etymologie hilft zur Erkenntniß der Verschiedenheiten im anatomischen Bau des Organs der Stimme nach den verschiednen Klimaten.

Wir sezen hinzu, daß man aus der Etymologie mittelbarer Weise einige Kenntnisse von der innern Bildung eines Theils des menschlichen Körpers erhalten

erhalten kann; und daß diese Wissenschaft folglich auch Nuzen in der Naturhistorie des Menschen hat. Man bemerkt nämlich, daß ein jedes Volk seine eigne Sprache nach einer gewissen Mechanik bildet, die ihm eigenthümlich ist, und die man mit dem, was die Mahler Manier nennen, vergleichen könnte, woran man die Hand oder die Schule des Künstlers erkennen kann. Wenn man die Art bemerkt, nach welcher ein Volk die Wörter abzuändern pflegt, die es aus der Sprache einer benachbarten Nation hernimmt: so kann man zugleich die Anlage erkennen, die die Natur selbst im Menschen gemacht hat, nach der Verschiedenheit des Klima, diese oder jene Sprachorganen am meisten zu gebrauchen. Denn hievon hängen die Accente ab, die eine Nation karakterisiren. Ein jedes Volk hat sein eignes Alphabet, welches nicht völlig das Alphabet eines andern Volks ist, und worinnen sich mehrere Buchstaben finden, die alle andre Nationen gar nicht aussprechen können. (Man s. Num. 23.) Das Klima, die Luft, der Ort, das Wasser, die Lebensart, und die Nahrung verursachen in dem feinen Bau der Organisation Verschiedenheiten. Die geben gewissen Theilen des Körpers mehr Stärke, und andre schwächen sie. Man kann diese Verschiedenheiten, die der Anatomie entwischen würden, sehr leicht an den Sprachorganen wahrnehmen, indem man auf die Theile, die ein jedes Volk bey den Wörtern seiner Sprache am meisten gebraucht, und auf die Art Acht hat, wie es sie gebraucht. So wird man finden, daß bey dem Hottentoten das Innerste

der

der Kehle, und bey dem Engländer das Aeusserste der Lippen mit einer ausserordentlichen Wirksamkeit versehen sind. Man wird finden, daß die Wörter bey ihrem Uebergang aus einer Sprache in die andre, aus einer Provinz in die andre, so wie sie sich mehr dem Norden nähern, auch mehr ein gewisses Pfeifen der Lippen und der Nase erhalten: so wie sie auf der andern Seite, je mehr sie gegen Süden kommen, mehr in den Grund des Sprachkanals zurückgestossen, und mit Aspirationen der Kehle ausgesprochen werden. (M. s. Num. 91.) Hieraus folgt, daß überhaupt gegen Mitternacht das äussere Ende des Organs der Stimme am beweglichsten ist; und daß hingegen in den mittäglichen Gegenden das innere Ende des Kanals die mehreste Beweglichkeit von der Natur erhalten hat. Diese allgemeine Disposition rührt blos vom Einfluß her, den das Klima auf die Organisation des Menschen hat. So gering diese Anmerkungen über die Verschiedenheit der menschlichen Bildung sind: so können sie doch bisweilen zu viel wichtigeren führen. Man darf in einer so schweren Materie, wie diese, wo die Frage von dem Bau und der Zusammensezung unsers eignen Körpers ist, und wo der kleinste Detail so viel Interesse für uns hat, die Anwendung der Beobachtungen und der Methoden fremder Künste gar nicht versäumen, besonders bey den Punkten, wo die eignen Operationen der Kunst selbst, wahrscheinlich unzureichend seyn würden.

20. Sie giebt den vornehmsten Karakter der Völker an.

Diese Fertigkeit eines Volks, gewisse Töne vorzüglich zu gebrauchen, oder gewisse Organen mehr, als andre, zu bewegen, ist, so wie sie eine gute Anzeige des Klima war, zu gleicher Zeit eine Anzeige des Karakters der Nation, der in vielen Stücken vom Klima bestimmt ist: so wie es das Genie der Sprache von dem Karakter der Nation ist.

Der gewöhnliche Gebrauch harter Buchstaben zeigt ein wildes und unkultivirtes Volk an. Wenn eine Nation die fliessigen Buchstaben häufig gebraucht: so ist das ein Beweis von der Weichheit und Zärtlichkeit so wohl der Organen, als auch des Geschmacks. Man denke hier z. B. auf der einen Seite an die Nordischen, und auf der andern an die Italiänische und die Sinesische Sprache [13]).

Der

13) Auch hier giebt es eine Menge von Beyspielen, die diesem Saz des Verfassers seine Allgemeinheit nehmen. Es giebt mehrere Nationen, deren Anzahl von Begriffen ausserordentlich eingeschränkt ist, und deren Sprache doch in Absicht auf die Aussprache der Wörter ziemlich zart, und in Absicht ihrer regelmässigen Beugungen ziemlich vollkommen ist. So ist die Sprache der Grönländer beschaffen. Die Sprache dieser Nation, wie Fulda sagt, ist mannbar, ist modern geworden; die Nation ist ein Kind geblieben, ist archaisch. — Man findet selbst unter den europäischen Sprachen einige, von deren Zärtlichkeit oder Härte man nicht auf die Kultur oder auf die Roheit der Nationen, die sie sprechen, schliessen kann. In Siebenbürgen, der Wallachey und der Moldau lebt eine

Der Umstand, daß die Sinesen die rauhe Artikulation *R* gar nicht gebrauchen, ist eine vortheilhafte Anzeige des sanften Karakters dieser Nation, der auch aus andern Gründen schon bekannt genug ist. Die Italiänische Sprache, die ein verdorbenes Latein ist, hat ihre Kraft verlohren, und ist in eben dem Verhältniß in ihrem Alter weichlich geworden, in welchem die Nation, die sie redet, die Kraft der alten Römer eingebüsset hat. Aber, da sie ihrer Quelle näher war; weniger Barbarey angenommen, und ihre Weichlichkeit auf eine sehr männliche Zunge gerathen, deren harte Eigenschaft vielleicht einige Milderung bedürfen würde: so ist sie noch immer die schönste von allen Europäischen Dialekten geblieben.

Die

eine Nation, die man die Wallachische zu nennen pflegt. Sie sind *fex coloniarum Romanarum.* Ihre ganze Sprache verräth sie. Das Volk ist in Aberglauben und Unwissenheit versunken: Die Priester sind gewöhnlich eben so unwissend, als der gemeine Mann abergläubisch ist. Die Geistlichen sind in einem hohen Grad gelehrt, wenn sie ihre Lythurgien vollkommen herbethen gelernt. Aber der gemeine Mann versteht gar keine Schrift. Und bey aller Roheit dieser Nation ist ihre Sprache doch ausserordentlich fließend, sanft und angenehm. Der größte Theil ihrer Wörter findet sich auch im Italiänischen, dessen Annehmlichkeit sie sich mehr, als irgend einer Sprache nähert. Die deutsche und die ungarische Sprache ist ungleich härter und rauher, als die Sprache dieses verzerrten und ungestalten Kindes aus Romuls Hüften; und wie fein, gesittet und gelehrt sind nicht demohngeachtet jene beyde Nationen, gegen dieses gesunkene berühmte Volk?

Die lateinische Sprache ist frey und trocken, weil sie reine und nette Vokalen und nur wenige Diphtongen hat. Wenn diese Beschaffenheit der lateinischen Sprache ein dem römischen ähnliches Genie verräth: das heißt, wenn sie starken und männlichen Gegenständen angemessen ist: so ist sie es auf der andern Seite weit weniger, als die Griechische, und selbst als die Französische in Rücksicht auf die Gegenstände, die nur mit Anmuth und Leichtigkeit ausgesprochen seyn wollen. So ist auch die französische Sprache, so wie diese Nation, mehr der Griechischen ähnlich, als der Römischen, ob sie gleich nach der Ordnug der Kindschaft von jener weiter entfernt ist. Aber das Genie des Volks hat diese Aehnlichkeit eingeführt und bestimmt; und es giebt ja ohnehin Beyspiele genug, nach denen Menschen mehr ihrem Großvater, als ihrem Vater, ähnlich sind. Es versteht sich von selbst, daß ich hier nur von der Aehnlichkeit der Idiotismen, und gewisser Wendungen der Redensarten rede, die den Charakter einer Nation bezeichnen; nicht aber von der Aehnlichkeit der Ausdrücke, die freylich in der französischen Sprache den Lateinischen ähnlicher sind, von denen die Französischen unmittelbar herkommen.

Die griechische Sprache ist voll von Diphtongen, die ihre Aussprache gedehnter, tönender und rauschender machen. Und das ist es auch, was ihre Poesien schöner und harmonischer macht, als die Lateinischen. Die griechische Sprache hat an sich schon einen gewissen Gesang; den man sehr leicht bemerkt, wenn man die Verse des Homers

mit

mit heller Stimme ablieset [14]). Die französische Spra-

14) Ein jeder, der auch kein Griechisch versteht, muß über den vortreflichen Wohllaut, über den Gesang und Musik, die sich in der herrlichen Versifikation des Homers findet, erstaunen, sobald ihm homerische Verse nur vorgelesen werden, und er blos Ohr ist. Ich glaube aber nicht, daß die griechische Dichtersprache, wie de Brosses meynt, blos deswegen so wohlklingend, harmonisch, musikalisch und dichterisch sey, weil sie einen so grossen Vorrath an Diphtongen hat. Man übersetze die Gedichte Homers in eine Sprache, die noch reicher an Diphtongen ist; oder man lasse den Homer selber in einer andern Sprache dichten, die blos den einzigen Vorzug einer Menge von Diphtongen hat: sollte er wohl noch Homer bleiben? Ich will hier noch einige Merkmale angeben, die eine Sprache vorzüglich zur Dichtersprache geschickt machen, und die man auch an der Griechischen, im frühen Zeitalter Homers größtentheils alle versammlet finden wird. — Ein großer Vorrath an wenigsylbigten Wörtern, durch welche allein die Heftigkeit und der plözliche Sturm der Leidenschaften geschildert werden kann. Lange Wörter gehören größtentheils für das didaktische Gedicht, in welchem die ruhige, nachdenkende, langsame Vernunft spricht. — Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Sylben in Absicht auf ihre Länge und Kürze in eben demselbigen Wort; und der Mangel an solchen Wörtern, deren Sylben sich stossen, schwer auszusprechen, und dem Gehör eben deswegen zuwider sind. In diesen beyden Stücken liegt vorzüglich der Grund zur Musik, und zum Gesang der Sprache. — Vorrath an den Radikaltönen, an den nachgeahmten Tönen der schallenden Natur. Diese Charaktere sind hauptsächlich von der Versifikation des größten Dichters abgezogen, der in der griechischen Sprache schrieb. Man vergleiche Num. 23.

Sprache, die voll von Diphtongen und fliessenden Buchstaben ist, nähert sich in diesem Stück mehr der Griechischen, als der Lateinischen Aussprache. Daß aber die französische Poesie demohngeachtet weit unter der lateinischen steht, rührt blos von dem Mangel der Prosodie dieser Sprache, von der Eintönigkeit ihrer Füsse, die allemal mit den alten Spondäen einerley sind, und von dem ermüdenden unsrer platten Reimen, die allemal gleich auf einander folgen, und die in einem langen hexametrischen Gedicht dem Ohr unerträglich sind. Was die französische Prose anbelangt: so hat sie nach der gemeinen Meynung, durch ihre Klarheit, den Vorzug vor allen andern Sprachen. Sie hat folglich einen von den Hauptvorzügen, die eine Sprache haben kann.

Die Zusammenschmelzung mehrerer Wörter in ein einziges, oder der häufige Gebrauch von zusammengesezten Adjektiven ist ein Beweis, daß eine Nation vielen Verstand, ein Vermögen lebhaft von den Gegenständen gerührt zu werden, und einen ungeduldigen und wirksamen Humeur habe. Die Griechen und die Engländer gehören in diese Klasse.

Im Spanischen bemerkt man, daß die Wörter lang, aber gut proportionirt, ernsthaft, tönend und nachdrücklich sind; so wie die Nation, die sie spricht.

Die Fertigkeit, die freye Stimme in ein Tönen durch die Nase abzuändern, die Artikulation eines Organs zu vermindern, die steifern Reflexionen zu versezen, um sie biegsamer zu machen, ist ein

Beweis von der geringen Geistesstärke einer Nation; denn alles dieses rührt von einer fehlerhaften, affektirten, oder weichlichen Aussprache her. Z. B. *Campidoglio* statt *Capitolium*; *Drento* statt *Dentro*. Obgleich diese beyden Beyspiele aus dem Italiänischen genommen sind: so will ich damit nicht so viel sagen, daß die italiänische Sprache eine schwache, oder mittelmäßige Sprache sey. Wenn sie einen Ueberfluß an Diminutifen, und an weichen Wörtern hat; wenn sie zu Wortspielen, zu Spielen der Imagination, zu kindischen und ausgesuchten Spizfindigkeiten vorzüglich aufgelegt ist, die man unrecht mit dem schönen Namen *concetti* bezeichnet; so ist die Ursache davon diese, weil sie biegsam, einschmeichelnd, geistig und übertrieben ist, wie die Nation, die sie redet. Allein diese Mängel derselben hindern deswegen nicht, daß sie auf der andern Seite nicht auch klingender und tönender, als irgend eine andre Sprache, und äusserst lebhaft und pathetisch bey großen und erhabenen Gegenständen seyn können. Um sich davon, daß sie zu allen Schreibarten über alle Gegenstände sehr geschickt sey, zu überzeugen, darf man nur den Ariost lesen.

21. Der Charakter der Völker ist auch durch die Idiotismen, und die Syntax einer jeden Sprache ausgezeichnet.

Die Bemerkung der einem jeden Volk eigenthümlichen Idiotismen sowohl in der Konstruktion, als in

in dem Ausdruck ist nicht weniger von großem Nutzen. Da die mehresten von denselben aus den Sitten, oder dem Temperament einer Nation entstehen: so kann man sie mit Recht für brauchbare Anzeigen von der allgemeinen Denkungsart derselben ansehen. Die Franzosen haben großen Gefallen an dem, was sie Wiz (*l'esprit*) nennen. Dieser Ausdruck, der der gewöhnliche Ton ihrer Gesellschaften und ihrer Bücher ist, ist ihrer Sprache ganz eigen, und er findet sich in gar keiner andern Sprache. Sie haben die artigen (*jolies*) Frauenzimmer lieber, als die schönen, (*belles*) und dieses Wort *joli* ist wiederum in keiner andern Sprache, als in der ihrigen. Sie selbst verstehen sich gewiß weniger, als sie glauben, in Ansehung der bestimmten Bedeutung der so gemeinen Redensarten *un homme d'esprit*, *une jolie femme*. Beyde bezeichnen Dinge, die sich besser fühlen, als mit Worten beschreiben lassen. Daher stimmen sie auch oft so wenig weder in den Definitionen, noch in den besondern Anwendungen zusammen [15]). Die Englischen Wörter, *humour*, *spleen*,

15) Zur Erhellung dieser Eigenheiten der französischen Sprache in den beyden vom Verfasser angeführten Beyspielen mögen folgende Anmerkungen dienen. Die Franzosen kennen hauptsächlich drey Arten von guten Köpfen; den *homme de genie*, den *homme d'esprit*, und den *homme de talent*. Im Deutschen sind zur Bezeichnung dieser drey Unterschiede keine eigne Namen da. Und doch verdiente diese gegründete Bemerkung des Unterschieds der Köpfe benuzt zu werden. Ich möchte

spleen, u. s. w. können gar nicht genau übersezt werden. Ausdrücke von dieser Art haben in andern Sprachen weder gleichviel bedeutende, noch auch abgeleitete Ausdrücke. Sie bleiben allemal auf die Nation eingeschränkt, die sie sich durch ihren Gemüthscharakter eigen gemacht hat.

22. Die

möchte den *homme de genie* am liebsten den Mann von Genie, der alsdenn nach der Verschiedenheit seines Genies, bald ein Philophisches, bald ein Mathemathisches, bald ein Comisches Genie heißt; den *homme d' Esprit*, den guten Kopf, und den *homme de talent*, den Mann von Talenten nennen. Die Franzosen selbst schieben diesen Titeln abweichende Bedeutungen unter, und man ist, wie unser Verfasser selbst bemerkt, in Frankreich noch nicht darüber einig, was der eine und der andre eigentlich bedeuten soll. Helvetius (De l'Esprit, *Disc. IV. Chap.* 1 und 8) nennt den einen Mann von Genie, der in den Wissenschaften solche Erfindungen macht, die allgemeine Gegenstände betreffen, und das Wohl der ganzen Menschheit angehen. Der *homme d' Esprit* erfindet auch, und ist von jenen nur darinnen unterschieden, daß jener wichtigere Gegenstände behandelt, und mehrere Wahrheiten verbindet, als der blos gute Kopf. Wenn also Machiavel und Montesquieu in der Politik Männer von Genie sind: so sind Rochefoucault, und Bruyere für eben dieses Fach blos gute Köpfe. Der Mann von Talenten unterscheidet sich vom Mann von Genie und vom philosophischen Kopf darinnen, daß er blos in den schönen Künsten und Wissenschaften, das ist, was der gute Kopf in solidern Wissenschaften ist. In dieser Liste steht Reguard, Vergier und Flechier, im Gegensaze des Moliere, La Fontaine, Corneille, Bossuet, die in den schönen Künsten und Wissenschaften Genies waren. —

22. Die Stellung der Ausdrücke, die einer jeden Sprache eigen sind, zeigt die Art von Betrachtungen an, denen der Geist eines Volks am meisten nachhängt. — Welches ist die Stellung der Ausdrücke, die man Ordnung; welche ist es, die man Inversion nennen muß? — Muß man diese Stellung, zur grössern Deutlichkeit der Rede, nach der Natur der Perceptionen, oder nach der Natur der Affektionen ordnen?

Wir rühmen, zum Exempel, die Helle des Geistes der französischen Nation, die durch die äußerste Klarheit ihrer Sprache angezeigt wird, in welcher die Ausdrücke immer in der Ordnung auf einander folgen, wie die Gegenstände in der Natur; und die sich es gar nicht erlaubt, diese Ordnung umzukehren, wie es in so vielen andern Sprachen geschieht. In ihrer Phrase kommt zuerst das handelnde Subjekt vor (Nominativus); hierauf sein Thun (das Verbum); dann seine Art zu handeln (das Adverbium); ferner das Subjekt, worauf jenes wirkt (der Akkusativus); hierauf die Beschaffenheit dieses Subjekts (das Adjektivum), u. s. w. Die Franzosen glauben sicher, daß dieses die natürlichste Art zu verfahren sey. Allein diejenigen, die Herrn Batteux Abhandlung über die Inversion, (Cours des Belles-Lettres, *Tom. II.*) ein Werk, das von der subtilsten Methaphysik voll ist, gelesen haben, werden finden, daß die Franzosen durch den Mangel von Endigungen, wodurch sie den

Nominatif vom Akkusatif unterscheiden könnten, zu dieser Ordnung der Wörter gezwungen worden sind, die viel unnatürlicher ist, als man glauben sollte. Sie werden finden, daß die französische Sprache die Inversion hat, und nicht, wie man sich gewöhnlich vorstellt, die Lateinische: Ferner, daß, da die Wörter mehr um des Menschen, als um der Sachen willen gemacht worden, die wesentliche Ordnung, die man in der Rede, die die Idee der Objekte abbildet, zu befolgen hat, nicht so sehr der gewöhnliche Gang der Sachen in der Natur sey, als die wahre Folge der Gedanken, der Strom der Empfindungen, oder das Interesse des Herzens, und die Genauigkeit des Bildes im Gemählde der Handlung: Daß folglich das Latein, da es diese Hauptstücke vorzieht, weit natürlicher ist, als das Französische, ohne daß eine Zweydeutigkeit zu befürchten sey; weil seine Terminationen den Unterschied unter dem handelnden Ding, und dem Gegenstand, unter dem Nominatif und dem Akkusatif, u. s. w. schon zum voraus anzeigen.

Man kann hierüber das Buch von Herrn Plüche von der Art, die Sprachen zu erlernen, zu Rath ziehen. Er giebt davon dieses Exempel: (B. 2. S. 112.) [16]).

Golia-

16) Ich bin hier und in mehreren folgenden Beyspielen genöthigt, die französischen Ausdrücke beyzubehalten. Der französische Text ist eine Uebersezung des Lateinischen; die beygefügten Nummern stehen bey gleichbedeutenden Wörtern, die im Lateinischen und im französischen Text vorkommen; und die Zahlen lehren, wie spät im Französischen das Wort kömmt, wel-

ches

Goliathum proceritatis inusitatae virum 1) *David adolescens* 2) *impacto in eius frontem lapide* 3) *prostrauit* 4) *: et allophylum cum inermis puer esset* 5) *ei detracto gladio* 6), *confecit* 7).

Le jeune David 2) renversa 4) d'un coup de fronde au milieu du front 3) Goliath homme d'une taille prodigieuse 1) et tua 7) cet etranger avec son propre sabre qu'il lui arracha 6): car David etoit un enfant desarmé 5).

„Man kehrt im Gang der französischen Spra„che die Ordnung der Sachen ganz um, die dar„innen erzehlt werden, und man zerlegt das Ge„mählde der Natur in Stücke, um nur auf das „Genie oder besser auf die Armuth unsrer gemeinen „Sprachen hinzusehen. Im Französischen schlägt „der junge David schon zu Boden, ehe man „noch weis, daß jemand da ist, der von ihm zu „Boden geschlagen werden kann. Der große Go„liath liegt schon auf der Erde, da man noch we„der der Schleuder, noch des Steins, der ihn „traf, gedacht hat. Man thut aller dieser Dinge „nur alsdenn erst Erwähnung, wenn die Stirn „des Barbaren schon gespalten ist, und der junge „David einen Degen statt der Schleuder gebraucht, „um jenem den Garaus zu machen. Dieses giebt uns „zur Bemerkung einer wichtigen Wahrheit Gelegen„heit, daß man sich nämlich betrügt, wenn man, „wie gewöhnlich geschieht, glaubt, daß in der

„Phrase

ches im Lateinischen schon frühe da war. Wer sich das Exempel verdeutschen will, kann auch die Abweichungen im Deutschen leicht bemerken.

„Phrase der Alten die Inversion oder Verwerfung „der Wörter vorkomme, indem diese Unordnung „wirklich in unsrer heutigen Sprache vorkömmt. „Der Lateiner legt das wahre Gemählde des Faktums in seiner historischen Simplicität vor, und „wenn man die Geschicklichkeit, mit welcher die „lateinische Sprache ihre Ausdrücke hintereinander „stellt, betrachtet: so wird man mehr darinnen „finden, als die Kunst des Mahlers selbst leisten „kann. Die Mahler können nur einen einzigen „Augenblick im Bild zeichnen; da man hier den „ganzen Fortgang der Handlung, und alle Umstände, so wie sie auf einander gefolget sind, geschildert findet. Man siehet zuerst (1 und 2) in „natürlicher Ordnung die beyden Streiter vor sich, „und man nimmt ihre Ungleichheit wahr. Hernach läßt man sie zum Handgemenge kommen. „3) Der Stein, ein Theil der Schleuder des jungen David, trift den Riesen: er fällt 4). Der „junge Hebräer sieht, daß er unbewafnet ist 5): „er nimmt jenem sein Schwerd 6), und tödtet ihn „7). Hier ist die grammatische Ordnung des Lateins ein Sklav von der Natur; und ob sie gleich „ihre Rechte behält, weil sie jedem Wort eine Beugung uud Endigung giebt, die dessen Bedeutung „charakterisiren: so wird doch die Folge der bezeichneten Gegenstände durch die Ordnung des Lateins „gar nicht gestöhrt. Vielmehr ist auf der andern „Seite der Gang der Phrase, genau der Gang der „Handlung selbst.“

Aus diesem allem will ich demohngeachtet gar nicht den Schluß ziehen, daß die Römer mehr

Helle des Geistes gehabt, als die Franzosen; sondern so viel folgt blos, daß sie mehr Lebhaftigkeit gehabt, daß sie die Gegenstände weder von der Seite, noch in der Ordnung betrachtet haben, von welcher wir sie ansehen, und daß sie, da sie die Gegenstände weit lebhafter empfanden, in ihren Ausdrücken mehr der Ordnung der Empfindungen, als der Sachen folgten.

Durum sed levius fit patientia quidquid corrigere est nefas.

Tout ce qui est sans remede est cruel, mais la patience l'adoucit.

Im Lateinischen sind die Ideen in der Ordnung hintereinandergestellt, in welcher die Seele gerührt worden ist. Der lebhafteste Eindruck ist der erste *durum:* Dasjenige, was hierauf die Seele am meisten rührt, ist die Linderung, die man in der Bekümmerniß sucht; *levius:* Hierauf das Mittel zu dieser Linderung, *patientia.* Und nur, nachdem die Seele auf solche Weise schon die Hauptgegenstände bezeichnet hat, die sie rührten, sezt sie die übrigen Wörter hinzu, die ihre Leidenschaften erzeugt haben. Der Franzose folgt der Ordnung des Verstandes; aber der Lateiner der Ordnung der Empfindung und der Bewegungen des Herzens, worinnen er lebhafter ist, und den Vorzug hat. Eben so:

Vsque adeone mori miserum est?

La mort est-elle donc si grand mal?

Der Franzose redet zuerst vom betrachteten Objekt, dem Tod; aber der Römer fühlt und ruft aus: Vsque adeone? Danet, von dem ich diese Beyspiele und Betrachtungen erborge, (S. die Vorrede zum

zum Diction. franç.) sezt sehr sinnreich hinzu: „Das Latein ist die Sprache heftiger Menschen, die „dasjenige, was sie am stärksten empfinden, aus„zudrücken sich Mühe geben. Das französische ist „eine Sprache ruhiger Philosophen, die die Sachen „gerne so wollen kennen lernen, wie sie an sich wirk„lich sind, in ihrer natürlichen Ordnung." 17)

Ich

17) Ich will hier eine Bemerkung hinzusezen, die ich schon bey Num. 20 hätte anbringen können. Unter allen Sprachen Europens seufzt die Französische unter dem allerzwingendesten Joch. In einer Periode so gut, wie in der andern, muß ein Theil der Rede auf den andern, ein Wort auf das andere, nach ganz unüberschreitbaren Gesezen, in eben der Ordnung folgen. Sie erlaubt gar keine Versezung der Redetheile. Der Nominatif, das Verbum, der Infinitif, die Partikeln, kurz, alle Wortarten haben ihre angewiesene, bestimmte Stelle; und wenn diese verändert wird: so wird die Schreibart fehlerhaft. Eben dieser unwiderstehliche Zwang ist es, der der französischen Prose alle Melodie, und ihrer Poesie allen Rhythmus benimmt. Da ist alles eintönig; eine Zeile klingt, wie die andere; ein Absaz, eine Phrase schließt sich wie die andere. Man mag empfinden, wie man will. Man mag Leidenschaften haben, welche man will. Die Seele mag plözlich niedergeschlagen; unvermerkt aufgeheitert, oder nur sanft bewegt werden; da ist alles ein Gang. Eine Leidenschaft spricht wie die andre. Stille und Ruhe hat den nämlichen Ton, den Brausen, und Stürme haben. Was hilft da die sonstige Helle dieser Sprache, die sich zum philosophischen Vortrag mehrentheils schickt? Nachtheile überwiegen die Vortheile. Wer kann musikalische Stücke anhören, in denen alle Leidenschaften auf dieselbige Art ausgedrückt werden, in denen die Folge

von

Ich will nichts mehr von einer sehr artigen Materie sagen, die mehr die Tropen und die Syntax der Sprachen betrift, als die simplen Wörter, mit denen ich mich hier eigentlich beschäftige. „Aber, „die Wörter selbst verdienen nach der Bemerkung „des Herrn Falconet eben so sehr eine eigene Un„tersuchung. Die Bildung der Wörter kann „nicht so von Grund aus erkannt werden, wenn „man nicht ihr Verhältniß zum Charakter der Völ„ker, und die ursprüngliche Disposition ihrer Or„ganen untersucht. Kurz, wenn man den Men„schen aus allen Jahrhunderten und unter allen „Klimaten, studirt, um ihn von allen Seiten zu „besichtigen: so kann dieses vielleicht einer von „den Gegenständen seyn, der des philosophischen „Geistes am würdigsten wäre. Was für ein aus„gedehntes Feld eröfnen hiebey nicht die Auf„suchungen des Ursprungs der Wörter, der wahren „Kritik, die man für eine Ausübung des nämlichen „philosophischen Geistes ansehen muß?“ (Mem. de l'Acad, des B. L. tom, XX.)

23. Sie zeigt auch die ältere oder jüngere Kultur der Völker an: so wie auch ihre Erfindungen und Kenntnisse.

Man kann die ältere, oder die jüngere Kultur eines Volks, das Alterthum oder die Neuheit seiner Sprache, aus der grössern oder kleinern Anzahl der Wörter,

voll Tönen immer einerley ist? So die französische Sprache.

Wörter, aus der mehr oder weniger nüancirten Verschiedenheit der Konstruktionen beurtheilen. Der Ueberfluß an Wörtern, der Reichthum an netten und angemessenen Ausdrücken, sezen bey einer Nation einen Verstand, der sich schon lange geübt, und einen starken Fortgang der Erkenntniß und der Ideen voraus. (Büffon Hist. Nat. T. I. Diss. 1.) Eben so, um zu erkennen, welchem Volk eine gewisse Kunst ihre Erfindung und Entwickelung zu verdanken habe, oder wenigstens, um so hoch als möglich hinauf zu gehen, dazu ist die beste Methode die Untersuchung, in welcher Sprache die ältesten Ausdrücke dieser Kunst zu finden sind. Hiedurch findet man zugleich, von wie vielen Sachen die Griechen genaue Ideen hatten, die sie nur durch das Studium der Objekte selbst, und nach einer langen Folge von Bemerkungen erlangen konnten. „Sie „haben," sagt der angeführte Verfasser, „so gar „Namen für die Verschiedenheiten, und dasjenige, „was wir nicht anders als vermittelst einer Phrase „anzeigen können, wird in ihrer Sprache durch „ein einziges Substantivum ausgedrückt." [18]).

An

18) Man kann die Sprache eines jeden Volks mit Recht das Magazin und die Niederlage aller Kenntnisse nennen, die ein Volk, welches die Sprache redet, je besessen hat. Denn ein jeder, der einen einzelnen Gegenstand in der Natur entdeckte, bildete zur Bezeichnung des Gegenstandes ein Wort, und machte, daß seine Landsleute den Gegenstand auch kennen lernten, weil sie das Wort lernten. Wenn daher in der griechischen Sprache der Name von den seltensten Thieren, von gewissen Gattungen von Fischen, Vögeln, Minera,

An einem andern Ort bemerkt er, daß der beste Beweis davon, daß z. B. der Kompaß eine neue Erfindung der Italiäner ist, und daß die alten Araber seinen Gebrauch, wie doch Bergeron erzehlt, nicht gekannt haben, dieser sey, daß die Araber kein einziges sich auf diese Kenntniß beziehendes Wort haben: denn die Araber, die sich der Boussole bedienen, bedienen sich auch des italiänischen Namens, der den Kompaß bezeichnet [19]).

Es

neralien, und Pflanzen vorkommen, und wenn für diese Gegenstände in andern Sprachen die Namen noch immer fehlen: so ist das der sicherste Beweis, daß die Griechen ausgebreitetere Kenntnisse besessen, als alle Völker, in deren Sprachen die Namen für diese Gegenstände umsonst gesucht werden.

19) Die Stelle des P. Bergeron steht in seinem Abregé de l'histoire des Sarrazins *pag.* 119. Er behauptet, daß die Araber den Kompaß erfunden, und sich dessen lange Zeit vor uns bey ihrer Schiffahrt auf dem indischen Ocean, und bey ihrem Handel nach China bedient hätten. Aber weder in der arabischen, noch der türkischen, noch der persischen Sprache findet sich ein Wort, welches den Kompaß bedeutet. Sie wissen bis auf den heutigen Tag noch nicht Kompasse zu machen, oder Magnetnadeln zu streichen; sondern sie kaufen sie von den Europäern. — Ich stehe übrigens vor die Richtigkeit dieses Schlusses unsers Verfassers nicht. Eine in der Schiffahrt berühmte Nation kann gar bald einen Nationalnamen verdrängen, und wir haben gar zu wenige alte arabische Schriften, die das Seewesen betreffen, als daß wir sollten behaupten können, daß auch im arabischen Alterthum kein Wort für ein solches Instrument vorhanden sey. Wenigstens getraue ich mir zu beweisen, daß die Sinesen ungleich früher den Gebrauch des Kompasses gekannt; gesezt

sie

Es ist gewiß, daß die Sprache eines Volks, wenn ich so reden darf, wahrhafte Dimensionen seines

sie benennten denselben auch heut zu Tage mit dem europäischen Namen. Der P. Martini schreibt ihnen den Besiz desselben schon seit mehr als 3000 Jahren zu. (Hist. Sinic. *p.* 106.) Büffon (Hist. Natur. *T. I. Diss.* 6.) sucht ihn daraus zu widerlegen, daß die Sinesen, wenn sie die Boussole gekannt hätten, auf ihren Reisen nach Cochinchina nicht einen längern Weg, als nöthig war, genommen; ferner, daß sie sich nicht würden begnügt haben, immer einerley Reisen zu thun, davon die längste nach Java und Sumatra gieng, und auch gewiß die grosse Menge fruchtbarer und reicher Inseln, die in ihrer Nachbarschaft liegen, eher als die Europäer würden entdeckt haben, wenn sie die Kunst verstanden hätten, in offenbarer See zu schiffen. — Allein nach den neuern Entdeckungen, die durch de Guignes in der Geschichte der sinesischen Schiffarthen gemacht worden, verliert dieses ganze Räsonnement des Grafen von Büffon seine ganze Stärke. Denn es ist aus alten sinesischen Geschichtschreibern bewiesen, daß die Sinesen die Indische und die Japanische Meere, von denen ihre Küsten im Süden und Osten bespühlet werden, sehr frühe beschifft; daß sie auf ihren, theils zur Erweiterung ihrer Besizungen, theils um des Handels willen unternommenen Seereisen sehr importante Bemerkungen zur Geographie und Geschichte gemacht, und von ihren Entdeckungen Karten haben zeichnen lassen; daß von den Völkern, die sie gekannt, einige der Tartarey und Japan gegen Morgen gelegen, folglich in einem Land, welches einen Theil von Amerika ausmacht. Es ist also gewiß, daß die Sinesen, die man immer für so schlechte Schiffer gehalten hat, mehr als 1200 Jahre vor Colon nach Jeso, Kamtschatka, und nach dem Theil von Amerika Schiffarthen unternommen,

seines Verstandes enthält. Sie ist das Maaß von der Ausdehnung seiner Logik und seiner Kenntnisse. Lascaris sagte von der griechischen Sprache, sie sey das für die Wissenschaften und Künste, was das Licht für die Farben sey, und es scheine, daß sie mehr von der Natur selbst, als durch Bedürfniß und Verabredung gebildet worden sey. Ein neuerer Schriftsteller, der die Gabe hat, die Gegenstände, die er abhandelt, zu ergründen, geht in diesen Lobeserhebungen der griechischen Sprache noch weiter. Ihm zu Folge ist die griechische Sprache ohne Widerspruch das Werk der allerempfindlichsten, und am glücklichsten organisirten Menschen. Man könnte sagen, daß sich die Natur ihnen von den allerauffallendesten und reichhaltigsten Seiten

men, der im Morgen Asien gegenüber liegt. Den Beweis will ich unten aus den Memoires de l'Academie R. des Inscriptions T. XXVIII. zu führen Gelegenheit haben. Und, wenn nun die Voraussezung richtig ist, daß vor der Entdeckung der lehrreichen Eigenschaften der Magnetnadel weder die Portugiesen das Vorgebürge der guten Hofnung würden umschifft, die afrikanischen, und indischen Oceane würden beseegelt, und auf Weltentdeckungen nach Osten und Süden würden ausgelaufen seyn: noch die Spanier und Columbus die Ausführung derselbigen Absicht nach Westen würden unternommen haben, so ist es gewiß, daß auch die Sinesen vor den Europäern den Kompaß bey ihren Schiffarthen gebraucht haben. — Die Sinesen mögen daher heut zu Tage immer sich des italiänischen Namens zur Bezeichnung der Boussole bedienen: so bleibt der Schluß falsch, daß sie diese Erfindung von den Europäern geborget.

Seiten geoffenbaret; daß sie, ehe sie noch das geringste benannten, zuvor alle Dinge durchgegangen, und die Beziehungen, die Unterschiede, die Verknüpfung, kurz alle Eigenschaften gefaßt haben. So sehr ist diese Sprache ein getreues Gemählde von der Wirkung des Objekts auf die Sinnen, und von der Wirkung der Seele auf sich selbst. Sie hat Wörter, die durch die glückliche Mischung der Elemente, aus denen sie bestehen, Gemählde entwerfen, oder besser selbst die Gemählde sind: Wörter, die sich der Natur der Sensationen, oder der Ideen gemäß, von denen sie nicht blos das Instrument, sondern das lebhafteste Bild sind, ausbreiten, sich schattiren, und in Nebenzweige theilen; die durch ihre Geschicklichkeit sich zu vereinigen, und mit einer unendlichen Menge von andern Wörtern nur ein Ganzes auszumachen, den gedoppelten Vortheil haben, die Ideen einander näher zu bringen, und sie zu vervielfältigen, und zu gleicher Zeit majestätischer und tönender zu werden; die durch die Transposition, zu der sie geschickt sind, bald wie die ruhige Vernunft fort gehen, bald aber wie die Leidenschaften sich aussprengen, sich beunruhigen, und in Unordnung bringen. Ganze Systeme versammlet sie in ihren Schoos; und unendlich verschiedene Zusammenfügungen, woraus eine bezaubernde Harmonie entsteht, wovon aber der allerempfindbarste Theil (die Accente) verlohren gegangen sind. Ein Gang, ganz Bewegung, u. s. w. (ARNAUD Journ. etrang.)

Die Quelle von diesen Lobsprüchen der griechischen Sprache, die gewiß von allen Sprachen, die Men-

Menschen je geredet haben, wenigstens unsrer Einsicht nach, die allerschönste ist, ist diese, weil man in ihr am leichtesten das Werk der Natur findet; weil sie in der Abzeichnung der äußern Objekte glücklicher ist, als irgend eine andre, indem sie sich weit mehr an das System der Natur hält, welches kein anderes ist, als die Neigung, die der Mensch von der Natur erhalten hat, die Form von einer Beugung der Stimme mit der Form von einem physischen Objekt zu verbinden, um die eine der andern ähnlich zu machen; Ein System, dessen Auseinandersezung der Stof dieses Werks ist. Man muß unterdessen aufrichtig gestehen, daß die griechische Sprache durch ihre Kultur und durch ihren Ueberfluß weniger vorsichtig im Bau der ungeheuren Menge von zusammengesezten und abgeleiteten Wörtern, die sie hat, verfahren ist; wenn sie die Namen von relativen, abgezogenen und metaphysischen Wesen gebildet hat: daß sie aus diesen oft die Nenner von einzelnen, und wenig in die Augen fallenden Eigenschaften gemacht hat: daß sie bey der Bildung dieser Namen eine einfachere und glücklichere Auswahl von Näherungen oder Vergleichungen hätte treffen können: daß sie bisweilen sehr krumme Wege gehalten, und die Aeste auf eine sonderbare Art vom Stamm weggezogen hat: mit einem Wort, daß sie dem lebhaften und feinen Genie einer Nation zu folgsam gewesen ist, die sich fertig ausdrückte, und durch ihre Leichtigkeit die Objekte zu fassen, selbst wenn sie sich nur von der unmerklichsten Seite zeigten, sich schon im halben Wort verstunde. Doch hier ist nicht der Ort, tiefer in dergleichen Untersu-

chun-

chungen hinein zu gehen, die ein solcher Saz erforderte.

24. Von der Nuzbarkeit der Etymologie in der alten Historie, und in der Mythologie.

Ich komme zur alten Historie. Man müßte nur äußerst mittelmäßig mit ihr bekannt seyn, um von aller der Hülfe nichts zu wissen, die ihr die Etymologie leistet; um nicht zu wissen, wie sehr durch sie das Chaos der Mythologie in Ordnung gebracht; die falschen Wunder, womit sich das Alterthum groß macht, auf sehr einfache Begebenheiten zurückgeführt; und die Natur und die Lage der Klimate, die Namen der Städte und der Nationen, ihrer Sitten, Gewohnheiten, und religiösen Gebräuche erkannt werden können. Es hilft schlechterdings nichts so viel zur Kenntniß der Auswanderungen der Völker, ihrer Schiffahrten, und der Kolonien, die sie in entfernte Klimate ausgeschickt haben, als die Etymologie. Es giebt gar keine bessere Methode, ein Volk zu beobachten, als daß man den Spuren seiner Sprache folge. Und da ist es sehr dienlich, daß man nicht blos auf die primitifen Wörter, und auf ihre Derivationen achtet, sondern auch auf die Idiotismen und auf die Syntax, die nicht weniger wesentlich und entscheidend sind, als die einfachen Wörter. Dadurch kann man so gut, als nur möglich den Ursprung der Völker, ihre Vermischungen, den Fortgang ihrer Kenntnisse, die Veränderung ihrer Gebräuche, die Quelle von ihren Gewohnheiten und Lehren, erforschen;

forschen; wenn nur die etymologischen Beweise, die man führt, allemal gründlich genug wären; wenn man sich nicht vom Geist des Systems beherrschen liesse; und wenn man nicht, wie doch sehr oft geschieht, darauf ausgienge, alles aus einem einzigen Grundsaz zu erklären, den man sich einmal selbst festgestellt hat [20]). Ich brauche keine andern Beweise von diesem Saz zu geben. Der berühmte Bochart hat sie in seinem vortreflichen Werk schon gegeben. Was für ein Licht hat nicht dieser Gelehrte mit seiner tiefen Kenntniß der morgenländischen Sprachen, durch die blosse Beyhülfe der Etymologie über die Dunkelheiten der alten Geschichte verbreitet? Und, ohngeachtet eines kleinen Vorwurfs, den man ihm darüber machen kann, daß er zu viele Sachen in sein System aufgenommen hat, giebt es denn ein anderes Buch in dieser Materie, woraus man so viel Nüzliches lernen könnte?

25. Ein Beyspiel.

Man könte, wenn hier der Ort dazu wäre, mit Hülfe der Erklärungen, die Bochart, und andre grosse

20) Ein sehr würdiger Gegenstand philosophischer Untersuchungen, der aber nur vom größten Genie bearbeitet werden kann. Um nicht von falschen Aehnlichkeiten hingerissen zu werden; um die entfernten wirklichen Aehnlichkeiten einander näher zu bringen; um Zusäze, Verdrehungen, Abkürzungen, und alle mögliche Veränderungen erkennen zu können, die die Wörter durchgängig verstellen; wie fein, wie subtil, wie aufmerksam muß man nicht seyn?

grosse Philologen, von den Wörtern der morgenländischen Sprache gegeben haben, leicht beweisen, daß alle Namen der alten Gottheiten nur eine einzige relative Idee bezeichnen, die sich auf die Sonne, und die Sterne, oder auf Epitheta, die man ihnen gegeben hat, beziehen: daß in den ältesten Zeiten unter allen Völkern des Orients, wenn man die Hebräer ausnimmt, keine andre Religion war, als die Sabeische, noch eine andre Gottheit, als die Sonne, der natürlichste Gegenstand der Verehrung aller Völker, die weder ganz roh, noch philosophisch genug sind [21]): daß fast alle Namen der fabelhaften Gottheiten der Griechen und der Römer von gewissen Egyptischen, Phönicischen, Chaldäischen, Assyrischen, oder Persischen Wörtern, die alle die Sonne bedeuten, oder von einem Beywort, welches ein der Sonne beygelegtes Epitheton anzeigt, abgeleitet sind: daß in der Folge diese Beywörter, von Völkern, die die orientalischen Sprachen nicht verstunden, personificirt, und zu eben so vielen besondern Gottheiten gemacht wurden,

21) Hier sind die Hauptgottheiten in den Religionen der ältesten Völker des Erdbodens. Die Chaldäer verehrten die Sonne unter dem Namen *Belus* oder *Bel*, und den Mond unter dem Namen *Mylitta*. — Die Perser betheten die Sonne unter dem Namen *Mithras*, und den Mond unter dem Namen *Mitra* an. — Die Phönizier opferten der Sonne unter dem Namen *Moloch*, und dem Mond unter dem Namen *Astarte*. — In Afrika waren bey den alten Egyptiern die Sonne, *Osiris*, und der Mond, *Isis*, die Nationalgottheiten.

den, woraus die Vielgötterey entstanden ist: daß diese Beywörter, die man als Epitheta entweder aus Schmeicheley, oder aus Ehrerbietung, oder wegen der Uebereinkunft der Bedeutung, den ältesten Königen des Orients gab, die Abgötterey eingeführt haben: und endlich, daß eben diese Beywörter, da sie übel verstanden, in einem zweydeutigen Sinn genommen, in der Aussprache verändert, und von den Griechen (einem lügenhaften, und in der auswärtigen Geschichte unwissenden Volk) mit einigen Wörtern ihrer Sprache verglichen wurden, denen sie den Ton nach ähnlich genug waren, ihnen Gelegenheit gegeben haben, die alte Geschichte mit tausend falschen und lächerlichen Umständen, mit tausend kindischen Erzählungen, Verwandlungen und Fabeln von allerley Art anzufüllen. Hieraus ist die Mythologie entstanden; die allerungereimteste, und von allem Zusammenhang ganz entblößte Sache von der Welt, wofern man ihr nicht die Fackel der Etymologie vorträgt.

26. Von der Nothwendigkeit der Untersuchung der Appellatifen, und der Benennungen einzelner Gegenstände, (*Noms propres*) deren Veränderung beständig eine Quelle von Irrthümern in der alten Geschichte gewesen ist.

Man kann gar nicht glauben, wie viele Irrthümer die Abneigung gegen barbarische Töne, und die grosse Empfindlichkeit für den Wohlklang, in die Geschichte gebracht haben, durch die böse Gewohn-

wohnheit die fremden Nomina propria zu zerstümmeln, denen der Schriftsteller eine Wendung, und eine Endigung giebt, die den Bau seiner Nationalsprache gleichen soll. Die griechische Sprache affektirte vorzüglich diese Zärtlichkeit. Man findet, daß sich Herodot oft entschuldigt, Namen erzählen zu müssen, die etwas fremd klingen, und es giebt Stellen, in denen er sie lieber ganz wegläßt. Die griechischen Schriftsteller verändern die ausländischen Namen; sie beugen sie nach der Form ihrer Sprache, und vergriechischen sie so sehr, (z. E. *eutychios* für *Evochous*,) daß sie von einer griechischen Wurzel abzustammen scheinen, (*eu-tychius*, *bene fortunatus*). Die Namen der Oerter geben sie durch gleichbedeutende, oder übersezen dieselbe in ihrer Sprache. Weil der Name einer egyptischen Stadt *Babel, Babylon* ein Thor oder eine Stadt der Sonne bedeutet: so nennen sie sie *Heliopolis* [22]). Diese Gewohn-

22) Aus diesem unglücklichen, aber allgemeinen Hang der Griechen, floß unter andern auch die für die ganze Geschichte so schädliche Begierde, in der ganzen Welt ihre Nationalgottheiten wieder zu finden. Ihnen zu Folge wohnten in allen Himmeln aller Nationen des Erdbodens griechische Götter. Den Osiris der Egyptier schufen sie in den griechischen Διονυσος um. Zu Diodors Zeiten war Osiris, wie Bakchus ein Weltbezwinger, der, nach den Fabeldichtern der Griechen, von Aethiopien bis Indien, sich die Völker unterworfen. Die Isis wurde auch eine Griechin. Man gab sie dem Osiris zur Gemahlin, und Diana und Orus wurden ihre Kinder. Ihren Namen büßte sie in Griechenland ganz ein. Da war sie die *Dea Terra*, und schon Herodot nennt sie Δημητηρ. Die Thiergotthei-ten

wohnheit ist die Quelle von unzählich vielen Irrthümer geworden, und hat nicht wenig zu einem allgemeinen weit irrigern Vorurtheil beygetragen, wodurch die Griechen ihre Nation bey allen auswärtigen Begebenheiten erhuben. Wie konnte man sich enthalten, ohne Anstand zu glauben, daß so viele berühmte Personen, deren Namen ein wenig national klangen, nicht zur Nation selbst gehörten, daß so viele Städte und Völker ihr ihren Ursprung schuldig seyn? Wo ist eine schmeichelhaftere Idee für eine Nation, die von Natur so eitel ist? Sie hatte außerdem einen Anstrich von Patriotism. (Michaelis, vom Einfluß der Meynungen in die Sprache.) So viel brauchte es nicht einmal, um diese Idee, als ein unter dem Volk allgemeines Vorurtheil, einzuführen. Dadurch haben die Griechen, wie man schon an einem andern Ort bemerkt hat, (Memoires de l'Academie des Belles Lettres, *Tom. XXV. p. 68.*) die Zeiten, die Personen, und die Begebenheiten so sehr verworren, daß sie die alte Historie ganz dunkel, und fast ganz unkenntlicht gemacht haben. Das geht so weit, daß man kaum zu entscheiden im Stand ist, ob bey dem Studium der alten Abstammungen, und der ersten Jahrhunderte, die griechischen Schriftsteller uns noch etwas helfen können, von denen wir fast alles haben, was noch davon

ten der Egyptier wurden der Pan. — Die Gottheiten der Chaldäer *Belus* und *Mylitta* wurden die griechischen Gottheiten *Iupiter Belus*, *Iuno*, und bald die *Venus Caelestis*. — Ein offenbares Babel für die Religionsgeschichte der ältesten Völker.

davon übrig geblieben ist, (denn die Originale der andern Nationen sind verlohren gegangen,) und ob sie uns nicht darinnen vielmehr nachtheilig sind, worinnen sie uns unterrichten, weil sie es uns auf eine solche Art überliefern.

Wenn dieses alles nach Würde aus einander gesezt werden sollte: so würden sehr ausgedehnte Erklärungen dazu erfordert werden, oder vielmehr ein ganzes Buch. Ich werde gegen das Ende meines Werks auf diese Materie in einem eignen Kapitel, ob gleich nur ganz kurz, zurücke kommen können. Ich will den Leser hier zu Anfang nicht länger aufhalten. Ich habe hier die Sache blos aus dem Grund berührt, um zu zeigen, daß die Etymologie der wahre Schlüssel zur alten Geschichte sey. Ich habe mir vorgesezt, dieses in einer Abhandlung über die Cabirischen Götter zu erklären, wo ich zeigen werde, daß die Verehrung dieser Götter nichts anders, als die Anbethung der Sonne unter der Gestalt des Feuers, und folglich die Religion der Gebern sey, deren Namen mit dem Namen der Cabiren einerley ist [23]. Die ganze

23) Richtiger möchte wohl dieser Saz seyn, wenn er umgekehrt würde, und so hiesse: Die Verehrung der Cabirischen Götter sey die Anbethung des Feuers unter der Gestalt der Sonne. Wenn nämlich die Religion der Gebern, oder Gauren, oder der alten Parsen, von welchen noch heut zu Tage einige wenige in der Provinz Kirman in Persien; und andre wenige in Indien an den Malabarischen und den Coromandelischen Küsten wohnen, mit der Cabirischen völlig einerley ist: so ist es die alte Religion der feueranbethen-

ganze alte Welt war unter diese Sabäische Religion, und unter eine noch gröbere Verehrung von gewiſ-

thenden Perser. Die alten Perser betheten zu den Zeiten Herodots die Sonne, den Mond, und die vier Elemente, und unter diesen vorzüglich das Feuer, an. Hier werfe ich nun zur Beurtheilung des de Brossischen Sazes, die Frage auf: Welches wohl von diesen Stücken der erste Gegenstand ihrer Verehrung gewesen seyn mag? War es die Sonne, oder das Feuer? Wurde die göttliche Verehrung von der Sonne auf das Feuer, wegen der Aehnlichkeit der Eigenschaften beyder Gegenstände, oder vom Feuer auf die Sonne übergetragen? Ich bin sehr geneigt, das lezte zu glauben, daß nämlich das Feuer das ursprüngliche Sinnbild des höchsten Wesens der Perser, und ihr erster Gegenstand göttlicher Verehrung war, und daß erst nachher eben diese göttliche Vollkommenheiten in die Sonne hineingelegt wurden. Kein Gedanke ist natürlicher, als dieser, so bald man die Lage und die Wohnsize der Perser kennt. Die feuerfangende Matérie, die um das kaspische Meer unaufhörlich hervorquillt, und wie das vermeinte höllische Feuer unaufhörlich fortbrennt, ohne sich je zu verzehren, mußte auf nicht ganz philosophische Menschen allerdings besondre Eindrücke machen. Da hatten sie das erste und nächste Bild des Beständigen, Fortdaurenden, Ewiglebenden u. s. w. Was war natürlicher, als die Idee der Hochachtung, wegen der besondern Vorzüge, die man an diesem Wesen wahrnahm? Diese Idee machte anfänglich wahrscheinlich die ganze Religion der Perser aus; und erst nach der Zeit, wie man auf die Wirkungen der Sonne genau Acht hatte, wie man fand, daß dieser Weltkörper ebenfalls unaufhörlich brenne, oder ewig lebe, — bethete man ihn an. — Ueber die Cabirischen Götter steht eine kurze Abhandlung in *Relands* Dissert. Miscellan. *Vol. I. p. 193-206.*

gewissen materiellen Gottheiten getheilt, sie mochten nun beseelt oder unbeseelt seyn, z. B. ein Thier, ein Baum, ein Wasser u. s. w. Ein der göttlichen Verehrung der Negern, die diese ihren Fetischen erweisen, sehr ähnlicher Gottesdienst. Man hat uns vor kurzem eine Geschichte von jenen geliefert. Diese beyde Religionen sind älter als die eigentliche Abgötterey, das heist, als die göttliche Verehrung vergötterter Menschen. Die Aufsuchung des Ursprungs der Abgötterey gehört mehr in die Geschichte der Reiche, und der besondern Begebenheiten eines jeden einzelnen Landes.

27. Von der Brauchbarkeit der Etymologie, um die verlohrnen alten Sprachen zum Theil wieder zu finden. — Die Art, wie man hiezu gelangen kann.

Wenn man die Etymologie nicht blos von der Seite ihres grammatischen Theils betrachtet: so ist es gewiß, daß sie noch ausser ihrem gewöhnlichen Gebrauch, der in der Erfindung der Genealogie der Wörter besteht, noch einen andern, weit wichtigern Vortheil leisten kann, der darinnen besteht, daß man durch sie, die alten Sprachen zum Theil wieder würde finden können, wenn man die Neuen auseinander legte. Die Methode, die ich hiezu vorschlagen würde, ist folgende. Wenn man z. B. aus dem Französischen, alles Griechische und das Latein, das die Marseiller, und die Römer hineingebracht haben; ferner alles Sächsische, oder Deutsche, welches von den Franken hinzugekommen

men ist, und endlich die Ueberbleibsel herausnehmen sollte, denen man, durch Vergleichung der morgenländischen Sprachen, es ansieht, daß sie von den Phönizischen Kolonien herkommen: so ist es beynahe ganz gewiß, daß der Rest ein reines Celtisches seyn würde, von den alten Galliern [24]). Durch ähnliche Operationen würde man das Cimbrische oder das Cimräcische in England; das Biscaysche in Spanien; das Oskische, das Sabinische, das Umbrische in Italien; das Runische in Skandinavien finden. Die Verwirrung, die die Vermischung der Völker in ihre Sprachen gebracht hat, hindert nicht, ihren Ursprung und den Grund finden zu können, wenn man das Gemengsel trennt, welches sie unkenntlich macht. Man müßte zu dieser Arbeit die Sprache des Landmannes in den Provinzen eines jeden Reiches wählen, bey dem sich die alte Sprache am besten erhalten hat, z. E. Bretagne, das Land Wallis, Biscayen. Vielleicht würde man aus dem Irrländischen hiezu vieles nehmen können. Da ich aber diese Sprache gar nicht kenne: so kann ich auch nichts davon sagen.

Ich will noch ein Beyspiel nach derselben Methode anführen, die man bey der Punischen Sprache anwenden könnte. Nach dem Bericht des Diodor (B. 5.) ist die Insel Malta ursprünglich eine Kolonie der Phönicier, die ihrer Handlung wegen bis in den großen Ocean schiften, und auf Malta

24) Man vergleiche hiebey meine obige sechste Anmerkung.

Malta eine bequeme Waarenniederlage errichteten; weil diese Insel in der tiefen See gerade der halbe Weg von Tyrus bis Spanien ist, und weil man daselbst gute Häfen findet. Diese Erzählung bestätigt sich durch die Etymologie des Namens der drey Inseln in diesem Bezirk. *Malit* bedeutet im Phönicischen *Refugium: Gaulos* bedeutet *Rotunda: Lampas* oder *Lampedusa* kommt von *Lapid*, d. i. *Lampas*, Fackel. Der Erdbeschreiber Skylax erzählt wirklich, daß auf dieser lezten Insel zween grosse Thürme gestanden, die wahrscheinlich Leuchtthürme waren. (M. s. Bochart *Chan. 1. 26.* und Soldani, *della Lingua Punica usata da Maltesi.*) Die Sprache auf der Insel Malta, sagt Johann Quintin, in seiner Beschreibung dieser Insel, ist sehr aus der Afrikanischen zusammengesezt. Ich habe im Jahr 1533 einige Säulen gesehen, in welche phönicische Buchstaben mit einer gewissen Art von Punkten eingegraben waren, deren Figur dem Hebräischen ziemlich ähnlich war. Und es ist auch gewiß, daß die Maltesische Sprache an der Phönizischen Theil nimmt, die die Insulaner verstehen, gut aussprechen, und in ihrer Sprache einige von den Ausdrücken haben, die man in der Komödie des Plautus, im Avicenna, und im Evangelium findet: z. B. *Eloi*, *epphta*, *Kumi*. Man weiß, daß man die Wörter von dieser Art nicht leicht mit lateinischen Karakteren schreiben kann, und daß nur diejenigen sie gut aussprechen, in deren Muttersprache sie sich finden. Wenn nun, wie Quintin glaubt, die Reste der alten Sprache, die man auf Malta findet, wirklich von einer Phöni-

nici-

nicischen Kolonie herkommen: so wäre es sehr zu wünschen, daß ein mit den Sprachen des Orients bekannter Mann hingienge, um die Ueberbleibsel des Phönicischen oder des Punischen aufzusuchen. Er dürfte eben seine Bemühungen nicht auf diesen einzigen Punkt einschränken. Vielleicht würden die Entdeckungen auf zwoen andern Inseln des Mittländischen Meeres, Sardinien und Corsika, noch viel gewisser seyn. Es ist, den allgemein übereinstimmenden Nachrichten der ganzen Welt zu Folge, gewiß, daß die gemeine Sprache der Malteser halb orientalisch ist. Die Araber und die Saracenen haben aber auch vor wenigen Jahrhunderten diese Insel besessen, und das kann wohl die Ursache seyn, daß die Malteser die Ausdrücke des Avicenna so gut verstehen. Man muß daher befürchten, daß das Orientalische, welches man in ihre Sprache eingemischt findet, zum wenigsten eben so gut aus der Sprache der Araber und der Saracenen, als aus dem tyrischen oder Carthaginiensischen herkomme. Um also diese Materie glücklich zu bearbeiten, müßte man alle Maltesische Wörter absondern, die von griechischen oder lateinischen Wurzeln durch die heutigen Sprachen Europens in dieselbe können hineingebracht worden seyn. Hierauf müßte man alle Ausdrücke wegthun, die pur arabisch, und nur diejenigen übrig behalten, die gar nicht im Arabischen vorhanden sind, doch aber eine analogische Beziehung in Absicht auf ihre Figur, ihren Ton, oder ihre Bedeutung zu andern orientalischen Sprachen, und besonders zur Samaritanischen und der Chaldäischen

haben.

haben. Alsdenn könnte man behaupten, daß die übrigbleibenden Wörter wirklich phönicisch seyn. Da es aber ohne Zweifel sehr schwer seyn würde, die Ausdrücke aus der Arabischen Sprache herauszuwickeln, die selbst ein dem Phönicischen sehr ähnlicher Dialekt ist: so würde man in der Bestimmung dessen, was wirklich Phönicisch ist, besser fortkommen, wenn man die Sardinische und die Corsische Sprache sorgfältig untersuchte, die weniger vermischt sind, als die Maltesische. Die Völker auf diesen zwoen Inseln, vornehmlich auf Corsika, sind gewiß die Ueberbleibsel von den alten Wilden Europens. Keine Macht hat sie vollkommen unterwerfen; keine Regierung poliziren können. Die grossen Mächte Carthago's und Roms, denen sie ehedem unterworfen waren, sind in diesem Stück im geringsten nicht glücklicher gewesen, als ihre heutigen Beherrscher. Die innern Provinzen von Corsika werden von den Fremden gar nicht besucht: Die Saracenen haben sie eine zu kurze Zeit unter ihrer Herrschaft behalten, als daß ihre Sprache sich im Lande hätte stark ausbreiten können. Vor den Carthaginiensern sind keine Ausländer da gewesen, als eine Kolonie der Phoceer, und eine Kolonie der Hetrusker. Daher halte ich die Corsische Sprache für eine am allerwenigsten vermischte von allen denen, mit welchen man dergleichen Untersuchungen anstellen kann. Ihre Sprache muß aus folgenden zusammengesezt seyn. 1) Aus der alten Sprache der eingebohrnen Insulaner. 2) Aus etwas Phoceischem und Etruscischem. 3) Aus dem Punischen. 4) Aus dem

Grie-

Griechischen, Lateinischen und Italiänischen, welches darinnen das herrschende ist. Da aber die barbarische Sprache der Insulaner ohne Zweifel auch so arm gewesen, wie die Sprachen der Wilden es gewöhnlich sind; und da die Einwohner des Landes blos durch Hülfe der Carthaginienser, die in Sardinien und Corsika grosse und dauerhafte Besizungen hatten, eine grössere Anzahl von Ideen und Kenntnissen, und folglich auch von Wörtern zu erlangen anfiengen: so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Corsische Sprache an punischen Ausdrücken sehr reich, und daß es nicht schwer seyn müsse, dieselben zu finden, und zu vergleichen.

* * *

Drittes Kapitel.

Vom Organ der Stimme, und von der Operation eines jeden von den Theilen, aus denen es zusammengesezt ist.

28. Von der Erfindung des Alphabets, und der Zahl der Artikulationen der Stimme. — Die Methode, eine jede Artikulation durch einen Karakter zu zeichnen und abzubilden. — Der Fehler dieser Methode eines allgemeinen Alphabets.

29. Ein jedes Volk hat sein eignes Alphabet, welches vom Alphabet eines andern Volks sehr verschieden ist.

30. Es giebt nur einen einzigen Vokal, und sechs primitife Konsonanten, die den sechs Organen entsprechen.

31. Der Vokal ist der Ton, der in den Sprachkanal geleitet wird.

32. Der

32. Der Konsonans ist die Manier, mit welcher der Ton vom Organ ausgesprochen wird, und die Form, die er dadurch bekömmt.

33. Von den unzähligen Veränderungen des Vokals.

34. Von den sechs Konsonanten, die von den sechs Organen des Kanals der Stimme hervorgebracht werden.

35. Die Vervielfältigung der Buchstaben ist die Wirkung von der stärkern oder schwächern Bewegung eines jeden Organs.

36. Von der einem jeden Organ eignen Artikulation, oder von dem natürlichen Spiritus eines jeden.

37. Von der Wirkung der Vermischung der Spiritus verschiedner Organen.

38. Von dem Nasenkonsonans.

39. Von den stummen und fliessigen, von den harten und weichen Buchstaben, und von ihrer Mischung.

40. Von den Doppelkonsonanten.

41. Von den Akcenten.

42. Von den Diphtongen.

43. Von dem stummen Vokal.

44. Von den dreyen Karakteren des Vokals.

45. Von der Zusammensezung des Alphabets. Grund von der Ordnung der Buchstaben.

28. Von der Erfindung des Alphabets, und der Anzahl der Artikulationen der Stimme. — Die Methode, eine jede Artikulation durch einen Karakter zu zeichnen und abzubilden. — Der Fehler in dieser Methode eines allgemeinen Alphabets.

Die Kunst zu schreiben, die die Rede mahlt und bestimmt, sezt eine ältere, eben so wunderbare Erfindung voraus. Ich meyne, die Erfindung

dung des Alphabets, durch welche man, ehe man die Gegenstände mahlte, dasjenige, was man abzumahlen hatte, bemerkte, bestimmte, und festsezte. Was meinen Einsichten nach bey der Schrift, bey der schönsten Erfindung des menschlichen Geistes, am meisten zu bewundern ist, ist nicht so sehr dieses, daß man Karaktere gezeichnet hat, um die Artikulationen der Stimme vorzustellen, als vielmehr, daß man die Verschiedenheit der Bewegungen, die eine Rede ausmachen, und eine jede einfache Artikulation zu unterscheiden gewußt hat. Aber es ist dem ersten Entdecker dieser Erfindung gegangen, wie es allen Erfindern zu gehen pflegt, die, nachdem sie durch einen glücklichen Schritt ihres Genies die ersten Prinzipien einer Kunst entdeckt haben, in der Folge bey dem Detail und bey der Praxis nur sehr mangelhafte Methoden gebrauchen. Es würde auch in der That etwas ausserordentliches seyn, daß das Talent zu erfinden, sich bey der nöthigen Gedult die Erfindung zu vervollkommen beysammen finden sollte. Die Erfinder des Alphabets glaubten, die Anzahl der Artikulationen der Stimme gefunden zu haben, und sie hielten dafür, daß nun nichts mehr übrig sey, als daß diese gefundene Zahl von Artikulationen durch eben so viele verabredete Figuren ausgedrückt würde. Aber es ist gewiß, daß sie auf der einen Seite sich ausserordentlich der Wahrheit näherten, wenn sie nur die ursprünglichen Bewegungen angeben wollten; daß sie hingegen auf der andern Seite unendlich weit von der Wahrheit abstehen, wenn sie alle mögliche Abänderungen anzugeben glaub-

glaubten, deren eine jede von diesen ursprünglichen Bewegungen für sich fähig ist.

29. Ein jedes Volk hat sein eignes Alphabet, welches vom Alphabet eines andern Volks sehr verschieden ist.

Es giebt kein einziges Land, das nicht seine ihm eigne Art zu artikuliren haben sollte, die die Einwohner eines andern Landes nie vollkommen nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen können. Man kann, sagt Quinctilian, die Wörter auf keine leichtere Art so aussprechen, wie ein andrer Mensch sie ausspricht, als wenn man ein Instrument so spielet, wie es ein andrer Mensch spielet. *An cuiuslibet est exigere litterarum sonos? non Hercule magis quam nervorum.* (Quinctil. *L. I. C. 4.*) Wir haben in Europa Buchstaben, die die Sinesen unmöglich aussprechen können, und mit aller unsrer Anstrengung können wir die Beugungen der Hottentoten nicht nachmachen. Aber man braucht die Beyspiele nicht so weit herzuholen. Was findet sich nicht für ein grosser Unterschied unter einem Engländer, und einem Florentiner? Jener spricht alle seine Wörter vermittelst eines Lispelns der Spizen der Lippen aus, und dieser zieht sie alle in das Innerste seiner Kehle hinein. Sind die Konsonanten des Deutschen, des Franzosen, und des Spaniers vollkommen die nämlichen? Gewiß nicht. Ein jedes Volk thut weiter nichts, wenn es ein Wort aus der Sprache seiner Nachbarn ausspricht, als daß es diejenigen Buch-

staben

staben aus seiner eignen Sprache, die sich jenen am meisten nähern, anwendet, und sich desselbigen Organs bedient, welches es nach seinem vaterländischen Gebrauch beuget. Ein Franzose kann einen lateinisch redenden Deutschen kaum verstehen, wegen der grossen Verschiedenheit ihrer Aussprache. Je mehr die Nationen von einander entfernt sind, desto bemerklicher ist diese Verschiedenheit. Was die Vokalen anbelangt: so gebraucht ganz Europa dieselbigen Figuren. Aber dieses Volk giebt der einen von diesen Figuren einen Ton, den das andre Volk einer andern Figur giebt. Folglich ist es richtig, daß eine jede Nation ihr eigenthümliches Alphabet hat, und der erste Erfinder hatte ohne Zweifel blos auf seine eigne Zunge acht [25]).

Hier-

25) Die Deutschen können, z. B. das z von s; *zéle* von *sel* sehr schwer unterscheiden. Zwey französische l beysammen, wissen sie kaum auszusprechen. *Fille* lesen sie gewöhnlich *filie*. Die Spanier hingegen fangen eine Menge von Wörtern mit einem doppelten l an, welches ihnen nur wenige Personen nachsprechen können. Das französische *J* und das französische *u* können wir eben so wenig französisch hervorbringen. — Die Franzosen können mit dem Deutschen, vorzüglich dem Schweizerschen *ch* nicht wohl fertig werden. — Im Polnischen kömmt eine grosse Menge von Selbstlautern, und von Mitlautern vor, deren reine Aussprache einem jeden Ausländer schwer fällt. — Die Ephraimiten konnten kein *Schin* aussprechen. — Die Sinesen kein *K* — Fast keine Europäische Nation das englische *th*. — Viele amerikanische Nationen und besonders die Huernen können keinen Lippenbuchstab hervorbringen, wahrscheinlich, weil sie die Gewohnheit haben, ihre Lippen zu durch-

boh-

Hieraus folgt, daß, wenn man berechnen will, wie viel es Buchstaben giebt, die nicht völlig dieselbigen sind, man berechnen müsse, wie viel es Töne in den Stimmen, und wie viel verschiedne Inflexionen es in der Art giebt, nach welcher ein jedes Volk des Erdbodens die Bewegung eines jeden von seinen Organen verändert. Auf diese Weise würde man eine unendliche Anzahl von Buchstaben herausbringen [26]).

30. Es giebt nur einen einzigen Vokal und sechs primitive Konsonanten, die den sechs Organen entsprechen.

Wir wollen die Sachen auf eine einfachere, und gewissere Methode zurück führen, nämlich auf das unveränderliche Prinzipium ihres Ursprungs, und ihrer wirkenden Ursache, vermittelst der Untersuchung des Organs, oder der Organen, die zur Bildung der Rede nach einander angewendet werden. Wir werden finden, daß alle Buchstaben, oder

bohren, um Ringe einhäckeln zu können, und weil sie sie nie zuschliessen. Daher haben sie kein *B*, *P*, *F*, *M*. Im Brasilianischen fehlt das *F*, *L*, *S*, *Z*, *R*: und im Grönländischen das C, F, und D. — Selbst die XII Tafeln haben noch immer *Lomulus* statt *Romulus*.

26) Genau so erklärt sich der berühmte Amman hierüber, (Dissert. de loquela p. 53.) „Literarum possibilium numerus vix definiri potest, tot enim esse possent, quot diversis modis *vox* et *spiritus* ab organis *loquelae* figurari possunt.“

oder alle mögliche Beugungen, deren Anzahl unendlich ist, in Absicht auf ihre kleinen Unterschiede unter das ursprüngliche Organ, welches sie bildet, nach gewissen Klassen abgetheilt werden können: daß die Anzahl dieser Organen, aus denen das Instrument der Sprache zusammengesezt ist, ausserordentlich klein ist; und daß es sich eben so mit der Anzahl der Buchstaben verhält, die ganz genau so groß ist, als die Anzahl der Organen, deren jedes seine eigenthümliche Artikulation hervorbringt. Um also eine allgemeine, auf alle Sprachen anwendbare Methode zu haben, deren Richtigkeit alsbald bewiesen werden soll: so seze ich als einen Grundsaz fest, daß es in allen Sprachen des Erdbodens, bey allen möglichen Arten der Aussprache nur einen Vokal, und daß es sechs Konsonanten giebt, die eben so vielen Organen entsprechen, und zur Rede dienen. Ich will mich hierüber erklären.

Ehe ich aber den Anfang mache, muß ich dem Leser mit der Erinnerung zuvorkommen, daß ich mich nothwendig in einen Detail von anziehenden, nothwendigen, aber geringscheinenden, und wenig angenehmen Bemerkungen einlassen muß. Der Magister der Philosophie des Herrn Jourdain macht sich lächerlich, wenn er, nachdem er alle seine übel angebrachte Wissenschaft ausgekramt, bis auf die physischen Gründe zurück geht, und einem Bürger die ganze Verrichtung der Organen erklärt, der sehr gut arbeitet, ohne zu wissen, wie, und der nur ein wenig Orthographie zu lernen verlangt

langt [27]). Er würde nicht lächerlich geworden seyn, wenn er nicht von den Prinzipien und von den Regeln einer Kunst hätte handeln wollen, die nur aus Beobachtungen der natürlichen und ursprünglichen Praxis besteht, die den Grund von ihr ausmachen.

31. Der Vokal ist der Ton, der in den Kanal der Sprache geleitet wird.

Der Vokal überhaupt ist nichts anders, als die Stimme, das heißt, der einfache, und kleibende Ton des Mundes, den man ohne alle neue Bewegung der Organen so lange kann fortwähren machen, so lange die Brust Luft hergeben kann [28]). Die Konsonanten sind die Artikulationen von eben diesem Ton, den man durch ein gewisses Organ, wie mitten durch einen Spalt durchgehen läßt, und wodurch er eine Form erhält. Diese Form erhält er in einem einzigen Augenblick, und sie kann nicht immer fortdauren. Und wenn sie bey gewissen starken Artikulationen, die man harte Spiritus nennt,

27) Diese Stelle kömmt vor in Molieres *Bourgeois de gentilhomme.*

28) Haller nennt die Stimme, *aëris sonorum per glottidem iter.* de Brosses scheint hier eine Hauptfrage übergangen zu haben, die der Anatom beantworten muß, nämlich; wie entsteht die Stimme? Nicht bey allen lebendigen Geschöpfen auf dieselbige Art. Die mehresten Thiere,, und vornehmlich die Vögel haben noch ein gewisses Werkzeug mehr, als der Mensch, welches sie zur Hervorbringung der Stimme gebrauchen, einen gewissen Knoten an der Luft-

nennt, fortzudauren scheint: so ist das nicht mehr ein klarer und deutlicher Ton, sondern ein bloßes taubes Pfeifen, welches man mit dem sich widersprechenden Namen eines stummen Vokals benennen muß. Auf solche Weise verhalten sich Vokal und Konsonans wie Materie und Form, wie Substanz und Modus. Man muß das allgemeine Instrument der Stimme als eine lange Röhre betrachten, die vom Innersten der Kehle bis an das Aeusserste der Lippen geht. Diese Pfeiffe kann nach einem grössern oder kleinern Diameter enger gemacht, und wiederum nach einem grössern oder kürzern Maaß verlängert oder verkürzet werden. So zeigt also der ins Ohr fallende einfache Ton, der aus dieser Röhre herauskömmt, den Zustand an, in welchem sich die Röhre befand, wie sie die Luft hervorstieß. Die Verschiedenheiten des einfachen Tons verhalten sich wie die Verschiedenheiten dieses Zustandes; und es folgt hieraus zugleich, daß sie unendlich sind, weil eine biegsame Röhre durch unmerkliche Stufen von ihrem größten

tcn

Luftröhre, in welchem mehrere parallel über einander gespannte Häute liegen. Beym Menschen wird die Stimme erzeugt, wenn die Luft durch die Stimmrize geht; an die Wände dieser Rize etwas heftig anstößt; die Wände und die Knorpel, und vorzüglich die zähen elastischen Bänder der Stimmrize, durch deren Zwischenräume die Luft durchgehen muß, in Bebungen, Zitterungen und Schwingungen versezt. — Dieses ist die kurze Geschichte der Erzeugung der Stimme, aus Haller. (Element. Physiol. *Lib. IX. Sect. III.* §. 1-3.

ten Diameter, und von ihrer höchsten Länge bis in ihren engsten und kürzesten Zustand gebracht werden kann [29]). Man merkt gewöhnlich sieben hervor-

29) Um so viel sonderbarer scheint Hallers Urtheil, (l. c. Sect. IV. §. 2.) daß nicht mehrere Vokalen seyen, als die achte, die er selber annimmt. Allerdings kann die Anzahl der einfachen Vokalen unendlich seyn, wenn man auch die vermischten, oder die zusammengesezten nicht mit in Anschlag bringt. Selbst nach der Hallerischen Erklärung der Entstehungsart eines jeden Vokals kommt die Verschiedenheit der Vokale auf mehr oder weniger in der Bewegung der Lippen, auf die Lage der Zunge gegen die übrige Theile des Sprachwerkzeugs an, die doch ausserordentlich verschieden seyn kann. Die acht Vokalen, die Herr von Haller annimmt, und die blos daraus, daß man die Stimme durch eine grössere oder kleinere Oefnung des Mundes von sich giebt, entstehen, ohne, daß die Zunge dabey weder an die Lippen, noch an einen andern Theil anschlägt; — sind *a*, *η eta*, das helle *e* oder das *ε* der Griechen, *i*, *o*, *u*, *ö*, *ü*. — Der berühmte Engländer, Wallis, macht 9 Selbstlauter. Er theilt sie in drey Klassen ab, nach den drey Organen des Mundes, mit denen sie gebildet werden, der Kehle, dem Gaumen, und den Lippen. Ein jedes von diesen Organen bringt einen dreyfachen Selbstlauter hervor, der nach der grösseren, mittleren, oder kleineren Oefnung des Mundes abändert. Bey der größten Oefnung des Mundes bildet sich tief unten in der Kehle das deutsche *a*. Wird der Mund etwas zugezogen: so entsteht abermals aus der Kehle das französische weibliche *e*, welches bey den Engländern einen ähnlichen Laut hat, wenn es vor dem *r* vorhergeht, z. B. *Liberty*, *Vertue*. Bey der möglichst kleinsten Oefnung des Mundes kommt tief aus der Kehle das dunkle ò oder ú. Zu den Gaumenvokalen zählt Wallis

hervorstechende Abtheilungen des einfachen Tons an, oder sieben Zustände der Röhre, die man Vokalen nennt, a. ḥ. e. i. o. ȣ. ü. Allein es ist offenbahr, daß, weil eine Linie so viele Theile, als untheilbare Punkte hat, aus denen ihre ganze Länge zusammengesezt ist; es auch so viele Vokalen geben müsse, als es Zwischenabtheilungen zwischen den oben genannten sieben Tönen geben kann; woraus denn folgt, daß es ihrer unendlich viele geben könne. In der That bemerkt man auch sehr leicht, daß eine Nation die Oktave oder die Skale ihrer Stimme nicht genau so abtheilt, wie die andre, und daß, z. B. die Vokalen der Engländer nicht

Wallis das kurze englische *a*, z. B. in *bat*, *lamb*; und so klingt das *e* vor *n* im Französischen, z. B. *entendement*. Dann das männliche *é* der Franzosen, bey mehrerer Zusammenziehung des Mundes. Und endlich bey der größten Verengerung dieser Höle ist der dritte Gaumenbuchstab, das kurze *i* der Franzosen, Spanier und Italiäner, welches die Engländer, wenn es lang wird, durch *ee*, durch *ie*, und *ea* schreiben, z. B. *feet*, *friend*, *near*. Auch die Lippenvokalen, als die dritte Klasse, sind dreyfach. Das lange *o* oder das Griechische *ω*, welches im Französischen *au*, und im Englischen *oa* wird. Dann das lange *u*, Franz. *ou*, Engl. *oo* bey der mittlern Mundesöfnung. Endlich das ú. Wallis glaubt aus eben dem Grund, wie de Brosses, daß mehrere Vokalen unterschieden werden könnten; weil das Maaß der Oefnung des Mundes, wie eine stetige Grösse ins Unendliche theilbar sey. (Man sehe *Ioh. Wallisii* Tract. de loquela, *Sect. II.* bey seiner Grammatic. lingu. Anglic.) — Ein andrer Hauptschriftsteller, Amman, *De loquela* p. 62.) nimmt 8 Vokalen an, a, e, i, j, y, o, u w. Er

nicht die Vokalen der Franzosen sind. Man kann dieses auch nicht weniger an dem Ton der Vokalen desselbigen Worts wahrnehmen, wenn es in zwo verschiednen Sprachen ausgesprochen wird.

32. Der Konsonans ist die Manier, mit welcher der Ton vom Organ ausgesprochen wird, und die Form, die er dadurch bekömmt.

Ich glaube also, daß es zur Vermeidung des Gewirres dieser unendlichen Verschiedenheiten dienlich ist, daß man den Vokal, oder den simpeln Ton als

Er bringt sie auch unter drey Klassen: Kehlvokal *a*; Zahnvokalen e, i, j, y; Lippenvokalen o, u, w. Amman lehrt zugleich die mechanische Entstehungsart eines jeden Vokals, und Haller hat seine Bemerkungen selbst verglichen. — H. Fulda (Sammlung und Abstammung Germanischer Wurzelwörter S. 51.) redet nur von einem Vokal, wie unser Verfasser, der aber durch eine Leiter von 8 Sprossen ohne Rücksicht auf seine Dehnung steigt. »Der Vokal, oder der Selbstton steigt aus der tiefen Kehle und kömmt bis vor die Spize des Mundes, oder tönt aus vollem Hals und ofnem Mund, bis in dessen engsten Spalt. Er ist eine musikalische Oktav: *a*, å, e, o, u, ů, *i*. — *A* ist der Hauptton. Man kann ihn den eigentlichen, und gegen andre den niedern nennen. *O* ist seine Quint, und stimmt mit ihm. Von *o* zum *u* ist ein sehr gemeiner Uebergang. Und dies sind die Vokalen, welche den einfachsten, ganz ungemischten, für sich bestehenden, reinsten, geraden Ton gewähren. Alle andre Nebenlieger sind theils von zweifelhafter, theils von offenbahrer Mischung.«

als einzig betrachtet; der Zustand, in welchen ein jeder die Röhre seiner Stimme versezt, mag seyn welcher er will: Ferner, daß man, um ein Alphabet fest zu sezen, einzig und allein auf den Zustand eines jeden von denen Theilen merken müsse, aus denen die Pfeife oder das Instrument zusammengesezt ist. Dieser Kanal besteht nämlich aus mehreren Theilen, oder Organen. Ein jedes derselben hat eine Bewegung, die ihm eigenthümlich, und eine Artikulation, die ihm eigen ist, und die zur Anzeige des Unterschiedes dient, daß der einfache Ton, wie er durch die Röhre gieng, gerade von diesem, und nicht von einem von den übrigen Organen berührt worden ist. Es giebt also so viele, und nicht mehr Arten, den Ton zu beugen, und ihm, so zu sagen, eine Figur zu geben, als es Organen längst der Röhre giebt. Diese dem Ton eingedrückte Bewegungen sind es, die man Buchstaben oder Konsonanten nennt. Sie sind an sich nichts, als Formen, die ohne die Stimme, oder den Vokal nicht da seyn würden, der ihre Materie, und ihr Subjekt ist. Auf diese Weise kann der ganze Mechanismus der Sprache auf eine, obgleich unvollkommne Art, mit einer Flöte verglichen werden. Die Luft, die in die Röhre dieser Flöte hinein gestoßen wird, ist der einfache Ton, oder die Stimme. Die Löcher, durch welche der Ton herauskömmt, sind die Abtheilungen dieser einfachen Stimme, und diese Abtheilungen können eben so wohl an der einen Seite der Röhre seyn, als an der andern. Die Sezung der Finger auf diese Oefnungen sind die Buchstaben, oder die Konsonan-

nanten, die allen Tönen die Form geben. Eine Form, die für sich selbst ohne die Luft, oder die Stimme, gar nicht da seyn würde, die ihre Materie und ihr Subjekt ist [30]).

33. Von den unzehligen Veränderungen des Vokals.

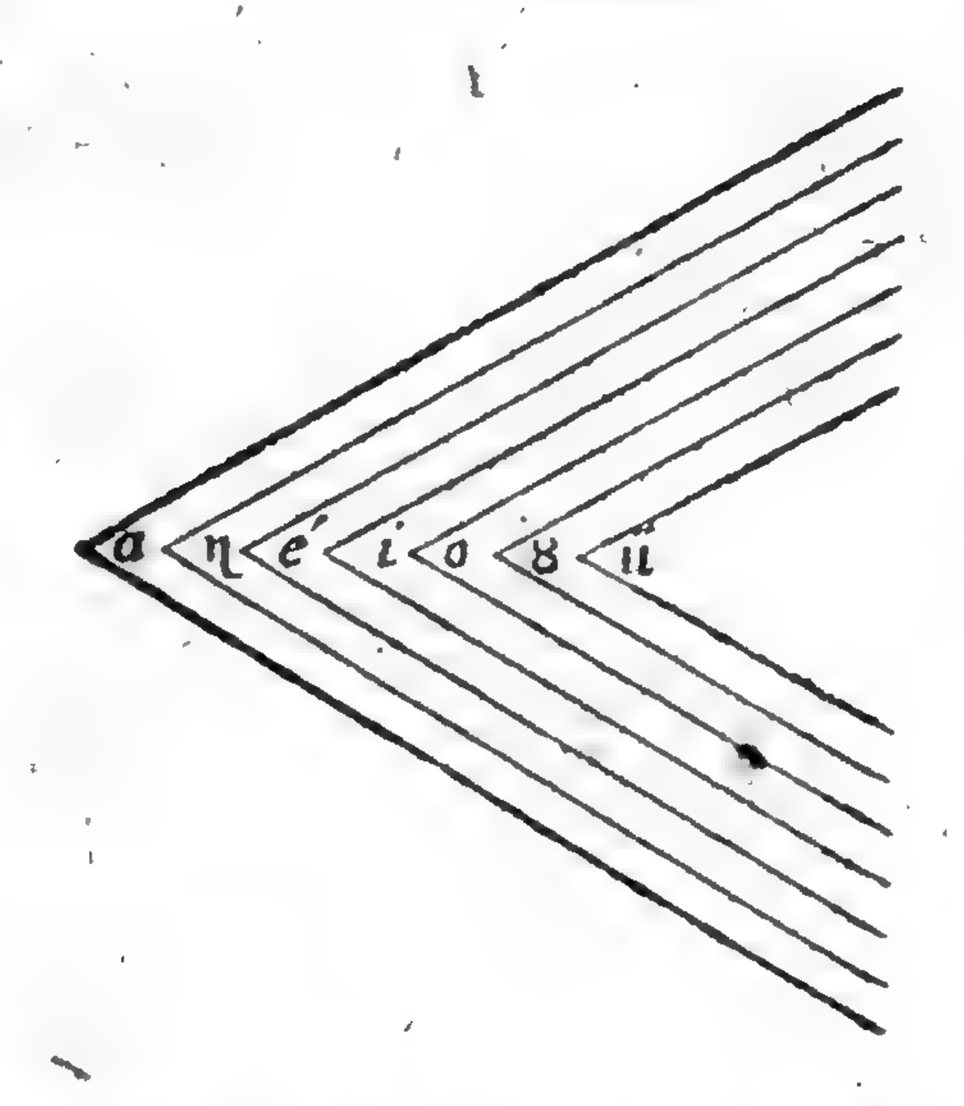
Alles dieses wird nicht weniger einleuchten, wenn wir die Stimme, oder den einfachen Ton des Vokals, mit dem Ton einer auf ein Instrument aufgezogenen Chorde vergleichen, wo die Abtheilungen durch die Klaves in ihrer ganzen Länge bezeichnet sind. Jedermann muß wahrgenommen haben, daß man, um die fünf bekannten Vokalen hervorzubringen, nur die Chorde allmählig zu verkürzen braucht. *A* ist die ganze volle Stimme, oder die in ihrer ganzen Länge ausgespannte Chorde von der Kehle an, bis zu den Lippen. *I* ist die halb verkürzte Chorde, die nur vom Gaumen, bis an die Lippen geht. *u* ist das Ende der Chorde an dem äussersten der Lippen. Wir verlängern die Lippen auswärts, und ziehen, so zu sagen, das obere Ende von dieser Saite, um den Ton des französischen *ü* oben hervorzubringen, (ein Vokal, der den Franzosen eigen ist, und den andre Nationen nicht haben); da hingegen die Orientaler die Chorde

30) Daß diese Vergleichung des Sprachinstruments mit einer Flöte, oder Pfeife, nach dem anatomischen Bau desselben unrichtig sey, will ich in der 47sten Anmerkung zeigen.

de so sehr, als möglich, von unten verlängern, um darauf einen tiefen Kehlenton *H* hervorzubringen. So sind die beyden kenntlichsten Extremitäten der Chorde, das *complementum acuti*, und das *complementum imi*, das Gepfeife *ü*, und die Aspiration *H*. Sie machen den Diskant und den Baß auf der Chorde der Sprache aus.

So wie nun die Chorde ihrer Länge nach ins Unendliche getheilet werden kann: so giebt es in der Linie eine unendliche Anzahl von Punkten, wo man die Abtheilung hinmachen kann; dergestalt, daß die verschiednen Vokalen aller Völker des Erdbodens, ob sie gleich unendlich verschieden sind, doch im Grund nur darinnen von einander abgehen, daß ein Volk die Chorde, an dieser Stelle, das andre an einer andern abtheilt. Daher versäumten auch die alten Morgenländer in ihrer Schrift die Bezeichnung des Vokals, den sie im Lesen durch Zwischenräume zwischen den wahren Buchstaben, die die Konsonanten ausmachen, ergänzen.

Uebrigens habe ich blos, um die Sache begreiflicher zu machen, den Vokal mit einer bloßen ausgedehnten, ihrer Länge nach theilbaren Linie, verglichen. Das wahre Bild des Vokals, welches dem Bild des ofnen Mundes ähnlich ist, ist ein biegsamer Trichter, dessen beyde Durchmesser man nach Belieben verkürzt, um den Ton der Stimme herabzustimmen. *A* ist der größte, und *ü* der kleinste Trichter.



Ich begnüge mich hier, die Grösse eines jeden von diesen Concentrischen Trichtern durch eine Linie anzuzeigen, die einen Theil von der Axe ausmacht, die durch sie alle durchgeht [31]).

34. Von

31) Ich glaube nicht, daß diese Erklärung der physischen Erzeugung der Selbstlauter genauen Lesern genugthun wird. Ich will daher aus dem größten unter den Physiologen den Mechanism der Vokale ausziehen. Das *a*, sagt Haller, entsteht, wenn die Stimme aus dem ofnen Mund herausgelassen wird, die Lippen von einander gezogen werden, und die Zunge gemeiniglich mitten im Mund schwebt, und flach gemacht wird. Man kann diesen Ton auch hervorbringen, wenn man die Zunge fest an das Zahnfleisch niederdrückt, und an die Zähne anlegt. — Zur Hervorbringung des vollen *e*, (welches man im Deutschen am besten durch ein å schreiben kann, weil dieser Karakter den Mittelton zwischen *a* und *e* sehr vollkommen ausdrückt,) wird der Kanal des Mundes viel enger

34. Von den sechs Konsonanten, die von den sechs Organen des Kanals der Stimme hervorgebracht werden.

Ich habe gesagt, daß ein jedes Organ im Mund seine Figur, und seine eigenthümliche Bewegung habe,

ger gemacht. Denn entweder wird der hintere Theil der Zunge und ihre Seiten erhoben, oder sie werden an die oberen Zähne angebracht, so daß die Spize der Zunge von den Zähnen nur ganz mässig entfernt bleibt. — Bey dem klaren e, oder dem ε der Griechen, dergleichen in der Franz. Endigung té und im *eh* der Deutschen vorkömmt, hebt sich der mittlere Rücken in die Höhe, und ihre nächsten Seiten legen sich an die Backenzähne an, und ihre Spize wird in einer kleinen Entfernung von den Vorderzähnen erhalten. Die Lippen werden nicht so stark erweitert, als beym *a*. — Noch enger wird beym *i* der Deutschen, Franzosen und Engländer der Weg zwischen dem Gaumen und der Zunge, durch welchen die Stimme durchgehen muß. Denn die Lippen werden nicht so stark geöfnet, als beym *e*, und die Seiten der Zunge berühren die vordern Backenzähne. Die Zungenspize krümmt und erhebt sich, und entfernt sich nur mässig von den Vorderzähnen. — Noch näher werden beym Deutschen, Franz. und Ital. *o* die Lippen an einander gebracht, als beym *a*. Der grössere Theil der Zunge nähert sich den vordern und innwendigen Zähnen, fast wie beym *a*. — Beym ö, (Franz. *eu*) ist die Spalte der Lippe enger, als beym *o*; die Zunge aber hat gerade die Lage, wie beym *e*, nämlich ihre Seiten schliessen sich an die Zähne an, und ihre Spize krümmt sich gegen die oberen Zähne. — Beym hellen *u*, (Franz. *ou*, Engl. *oo*) bringt man die Lippen noch näher gegen einander, als beym *o*, und die Zunge wird an die Zähne angelegt. Und da kann man

habe, die einen Buchstaben bildet, der ihr eigenthümlich zugehöret: daß es so viel Buchstaben oder Konsonanten gebe, als es Organen giebt; und daß es ihrer nicht mehr gebe. Hier sind die sechs Organen: 1) Die Lippen. 2) Die Kehle. 3) Die Zähne. 4) Der Gaumen. 5) Die Zunge. Noch giebt es ein sechstes Organ, nämlich die Nase, die als eine zweete Pfeife am Instrument angesehen werden muß [32]). Denn so wie

man die Zungenspize entweder an die untern Schneidezähne bringen, oder ihre Seiten an die oberen. — Beym *ü* zieht man die Lippen am meisten zusammen, so, daß die Oefnung des Mundes von allen am kleinsten wird. Die Seiten der Zunge kommen an die Zähne zu liegen, und die Zungenspize muß an den unteren Vorderzähnen ruhen. Bey diesem *ü* und dem ähnlichen *ö* werden die Lippen so gestellet, wie bey *u* und *o*, und die Zähne, wie bey *i*, und *e* gebraucht. — So hat der H. von Haller die Bildung der Selbstlauter an seinen eignen Sprachwerkzeugen wahrgenommen. Amman geht nur wenig von ihm ab. Beym *de Cordemoy* Discours physique de la parole, Paris 1677. S. 70; beym *Hellmont* Alphabet. Naturae S. 83; und bey *Holder* Elements of speech S. 85, hab ich ähnliche Beschreibungen gefunden.

32) Die Frage von der Anzahl der Sprachorganen am Sprachinstrument, wird nicht von allen Schriftstellern auf dieselbige Weise beantwortet. Richtig ist es, daß zur Hervorbringung, zur eigenthümlichen Beugung einiger Buchstaben gewisse im Mund vorhandene Organen mehr beytragen, als andre Organen. Ausser denen sechs Organen, denen de Brosses die Bildung aller möglichen Konsonanten zueignet, und bey deren Mangel, oder fehlerhaften Beschaffenheit

wie man die Luft aus dem Innersten der Kehle, an das Aeusserste der Lippen hervorstößt; eben so kann man sie vom Innersten der Kehle an das Aeusserste der Naselöcher herausstossen. Dieses Organ hat seinen Konsonanten. Es hat auch, wie wir

heit mehrere Buchstaben entweder gar nicht, oder nur sehr fehlerhaft ausgesprochen werden können, giebt es noch eine Menge von Theilen, die vornehmlich an der Luftröhre sich finden, und die zwar nicht eigne Buchstaben hervorbringen, doch aber so wohl zur Hervorbringung eigner Buchstaben mitwirken, als auch, wenn sie selbst fehlerhaft gebauet, oder, wenn sie durch Krankheiten verdorben sind, die richtige Aussprache aller Buchstaben gewissermaaßen verhindern. (Man vergleiche Haller am angef. Ort.) — Fulda (Preisschrift S. 11.) glaubt, daß alle menschliche Organen nur dreyerley Laute geben; Vokale, Spiranten und Konsonanten. Er verbindet, wie man leicht sieht, mit dem Ausdruck, **Konsonanten**, einen andern engern Begrif, als die Grammatiker bisher an dieses Wort geknüpft haben. Konsonanten also sind bey ihm der Schall der Kehle *K*; der Zunge, die sich an den Gaumen legt, *L*, und gegen die Zähne kömmt und zittert *R*; des Mundes, wenn er ißt, *M*; der Nase *N*; und der halbe *D*, *T*, sammt dem ganzen Zischer *S*. Die Aspiranten sind der Hauch und das Blasen. Es hauchen *H*, *Ch*, *Th*, *Gh*, *G*: Es blasen *W*, *B*, *P*, und *Ph*, (*V*, *F*). In allem zehlt also H. Fulda höchstens sechs Konsonanten; die sich aber noch mehr simplificiren lassen; so daß am Ende zu Folge drey verschiedener Organen vier verschiedene Konsonanten L und R, M, N übrig bleiben, die alle ihre mystische Bedeutung haben, und die sich nach dem menschlichen Organismus, nach der Stärke und Schwäche in mehrere auflösen.

wir bald sehen werden, seinen Vokal *an*, *in*, *on*, u. s. w. oder seinen einfachen Ton, der ihm eigen ist, und wovon ich im folgenden Kapitel besonders handeln werde. In diesem Verstand muß man sagen, daß es zween Vokale gebe, nämlich den Vokal des Mundes, und den Vokal der Nase. Unterdessen, ob der Vokal gleich eine wirkliche Verschiedenheit erhalten kann, nach der Röhre, durch welche die Luft herauskömmt: so werde ich ihn doch nur als einzig betrachten, so lange ich ihn nicht anders ansehen werde, als eine Luft, die aus einem Instrument herauskömmt. Man kann einen jeden Buchstaben, oder Konsonanten mit dem Namen seines eigenthümlichen Organs belegen. Dadurch wird er allen Nationen des Erdbodens kenntlich werden; man mag ihn unter einem Karakter vorstellen, unter welchem man will. Ich stelle sie so vor: Lippe, *Be*; Kehle, *Ke*; Zahn, *De*; Gaumen, *Je*; Zunge, *Le*; Nase, *Se* 33).

Ich

33) Ich begreife nicht, wie *S* ein Nasenbuchstab heissen kann. Die mehresten Schriftsteller, die ich zu Rath gezogen habe, halten das *S* für einen zischenden Zungenbuchstab, an dessen Bildung die Zähne grossen Antheil nehmen. (Man vergl. z. B. *Beauzée* Grammaire generale *T. I. p. 71. Amman* Dissert. de loquela *p. 57. Holder* Elements of Speech. *p. 52.* Herr Fulda wirft den Nasenbuchstab *N*, und den Zischer *S* in eine Klasse.) Man braucht nur auf sich selbst ein wenig Acht zu haben: so muß man leicht bemerken, daß die Nase an der Bildung des *S* wenig oder gar kein Theil hat. Kein stärkerer Beweis, von der Unrichtigkeit der Behauptung unsers Verfassers über den Nasenvokal, ist wohl, als derjenige, daß richti-

Ich gebe hier den Buchstaben, um sie ein wenig tönen zu machen, einen stummen Vokal, den man das stumme *e* nennt. Von diesen sechs Buchstaben sind die drey erstern vollkommen stumm: die drey übrigen sind etwas flüssig, und fortwährend. Denn dadurch, daß sie fliessen oder gepfiffen werden, kann sich die Form der Bewegung des Organs durch eine Art von tauber Stimme ein wenig länger erhalten; da die Form bey den drey vorhergehenden nur blos ganz augenblicklich ist.

35. Die Vervielfältigung der Buchstaben ist blos die Wirkung von der stärkern oder schwächern Bewegung eines jeden Organs.

Jedes Organ kann auf eine sanfte, auf eine mittlere, und auf eine scharfe Art; mehr oder weniger sanft; mehr oder weniger scharf bewegt werden. Die scharfen, oder harten Modifikationen sind diejenigen, die den Ton hinaustreiben: *je, te, re, ke,*

sche,

richtigen Bemerkungen zu Folge bey Verstopfungen, oder bey andern Fehlern des Nasenkanals das *S* alleallemal gut, aber das *M*, *N* und *Ain* fehlerhaft ausgesprochen wird. Hingegen, wenn alte Personen entweder gar keine Zähne oder doch beträchtliche Zahnlücken haben: so können sie das *S* nie recht hervorbringen. (*Amman* l. c. pag. 39 und 110. und *Haller* l. c.) Das ist unstreitig das sicherste Kriterium von dem einem jeden Buchstab eigenthümlichen Organ. Eben deswegen haben einige amerikanische Nationen keine Lippenbuchstaben, weil sie verdorbene, oder welches hier eben so viel ist, gar keine Lippen haben.

sche, *se*: Die sanften sind diejenigen, die ihn zurück zu behalten scheinen; *ve*, *the*, *ne*, *ghe*, *ze*. Diese Manieren bringen in jedem Buchstaben Veränderungen hervor, die einen glauben machen, daß es eine grössere Anzahl von Buchstaben gebe, als es ihrer wirklich giebt [34]. Und wenn man einen jeden Grad von diesen Verschiedenheiten vermittelst eines eignen Charakters bezeichnen wollte: so würde man aus eben dem Grund eine unendliche Anzahl von Konsonanten haben, den ich oben angab, als ich von der unendlichen Anzahl der Vokalen redete. Aber um einzig die drey Bewegungen, die sanfte, mittlere, und harte zu betrachten: so findet man drey Verschiedenheiten bey jedem primitifen Buchstaben, und man nennt sie vertauschbare Buchstaben oder Buchstaben desselben Organs. Man gebraucht sehr oft in demselben Wort, und in derselben Sprache, einen für den andern, und das am meisten, wenn ein Wort aus einer

34) Etwas genauer scheint Herr Fulda diese Klassen zu machen. Sein Blaser hat drey Stufen. Es kömmt auf blosse Lindigkeit und Härte an, daß das griechische β und die Hebr. ב פ ein *F*; und בּ, פּ ein *B*, *P*, werden. Aus *B* wird durch die geringste Veränderung *W*. Auch der Hauch hat seine drey Stufen *H*, *G*, *K*. So sind auch drey Zischer, der gelindeste halbe *D*; der stärkste *T*, (*Th*), und der ganze Zischer *S*. Aber bey den Konsonanten (in der fuldaischen Bedeutung) findet sich diese dreyfache Aussprache nicht. Der Zungenlaut, z. B. hat nur zwey Grade. Der zarten Kindheit ist das *R* zu schwer, und ganze Nationen haben es nicht. Der Mund und Eßlaut ist einzig.

einer Sprache in die andre hinübergeht. Diese Beobachtung, die in der griechischen Sprache so merklich ist, ist es nicht weniger in den andern Sprachen, wenn man darauf Acht haben will.

Sanfter Lippenbuchstab *Be*; Mittlerer *Pe*; Harter *Fe*.

Sanfter Kehlbuchstab *Ge*, oder das griechische Gamma; der Mittlere *Ce*, *Ke*; der harte *Que* im Griechischen *Xi*.

Sanfter Zahnbuchstab *THe* im Englischen, oder Theta im Griechischen; Mittlerer *De*; Harter Te.

Sanfter Gaumenbuchstab *Ze*; Mittlerer *Je*; Harter *Che*.

Sanfter Zungenbuchstab *Ne*; Mittlerer *Le*; Harter *Re*. Bey dem Buchstab der Zunge *Le*, *Ne*, *Re* wird der Mittlere *Ne* vermittelst der Spize; der Sanfte *Ne* vermittelst der Mitte der Zunge, die gegen den Gaumen aufgehoben wird, und die Luft durch die Röhre der Nase treibt; und der Harte *Re* vermittelst der Wurzel der aufgeblasenen Zunge hervorgebracht, indem sie die Luft durch einen Seitensprung aus der Kehle hervor stößt.

Da die Nase ein weniger biegsames Organ ist: so verändert sie ihr eigenthümliches Zischen *Se* nicht.

Der Gaumen ein noch unbeweglicheres Organ würde ohne Beyhülfe der Zunge gar nichts ausrichten; so daß man beynahe den Buchstaben des Gaumens und den Buchstaben der Zunge als Buchstaben ansehen könnte, die von der selbigen Ursache hervorgebracht werden.

Die Zähne, die in den Kinnbacken festsizen, deren Bewegung sehr wenig verschieden ist, behelfen sich

in

in Ansehung des Buchstabens, der ihnen zugehört, ebenfalls mit der Zunge, die man mit Recht, als die allgemeine wirkende Ursache der Sprache ansehen kann *). Sie ist das beweglichste Organ von allen,

*) Man lieset in den öffentlichen Zeitungen (Decemb. 1763) die Nachricht von einem ganz ausserordentlichen Phänomen, woferne es anders genau erzehlt worden ist, von einem Mädchen, die ohne die Zunge reden kann. Hier ist die ganze Nachricht. „Man sieht „hier (in Nantes) ein Phänomen, welches mit Recht „die allgemeine Neugierde auf sich ziehen wird. Es „ist ein Mädchen von neunzehn Jahren, welches „ohne Zunge redet. In seinem achten Jahr hatte es „die Kinderblattern, und seine Zunge gerieth durch „diese Krankheit in Fäulniß, und sonderte sich gänz„lich ab. In den ersten zwey Jahren nach dieser „Krankheit, konnte es nicht reden. Es gab während „dieser Zeit nur ein Geschrey, wie die Stummen von „sich. Am Ende dieser zwey Jahre fieng sie an zu reden, „und begehrte von seiner Mutter sehr deutlich Brod. „Seitdem hat sie den Gebrauch ihrer Sprache beständ„dig behalten, und sie kann auch annehmlich singen. „Dieses Mädchen, Namens Maria Greslar, ist in „der Pfarre des Heil. Hilarius, nahe bey Mortagne „in Poitou gebohren.

Man kann gar nicht daran zweifeln, daß die Zunge nicht die Hauptursache der Sprache sey, und man würde auch gar nicht geglaubt haben, daß man reden könne bey dem Abgang dieses Organs. Unterdessen läßt sich die Erfahrung leicht machen, und ich habe sie schon gemacht, daß das Organ der Lippe und der Kehle, die sich an den beyden Enden des Instruments befinden, allgemein zu reden, ihre eigenen Artikulationen ohne Hülfe der Zunge, oder wenigstens ohne eine starke Beyhülfe derselben, hervorbringen kann; und es kann seyn, daß man durch Uebung ihrer gänzlich entbeh-

allen, und ist gerade in die Mitte des Instruments hingebauet. Nur die Kehle und die Lippen, die an die beyden Extremitäten des Instruments gestellet worden sind, können ihrer Hülfe entbehren [35]). Aber kein einziges Organ, selbst die Zunge

ge

entbehren kann. Aber die Mittelbuchstaben, die in der Mitte des Sprachwerkzeuges gebildet werden; z. B. die Buchstaben der Zunge, des Gaumens, und selbst der Zähne können ohne die Zunge schlechterdings nicht ausgesprochen werden. Auf solche Weise kann man, ohne die Maria Greslar gesehen zu haben, schon zum voraus versichern, daß, wenn sie nach dem gänzlichen Verlust ihrer Zunge wirklich noch ein wenig reden kann, dieses nur auf eine sehr unvollkommene Weise geschehen müsse: ferner, daß ihr Vermögen sich blos auf die Labial- oder Gutturalbuchstaben B. P. F. V. M. G. Q. K. und auf die Wörter, die daraus zusammengesezt sind, erstrecken müsse; daß sie aber weder L. N. R. J. CH, noch Z. D. T aussprechen könne, die die Personen, die nun einmal an sie gewöhnt sind, vielleicht zu den Wörtern hinzusezen, die sie eigentlich hersagen will. In Ansehung der Vokalen hat es weniger Schwierigkeit. Denn weil dazu keine Artikulation, sondern ein blosser Ton erfordert wird: so kann die Sprachröhre dazu hinreichen. Es ist also gar nichts so sehr Wunderbares, daß dieses Mädchen mit einer gewissen Leichtigkeit singt. Aber man nimmt an, daß sie den Gesang einer Arie verständlich machen könne, ohne die Worte hinzuzusezen. Und das ist ihm wahrscheinlich ganz unmöglich.

35) Wenn gleich einige Zeugnisse da sind, daß Menschen ohne Zunge frey haben reden, und so gar alle Buchstaben aussprechen können: so muß man doch diese Quellen für unlauter ansehen; weil die Natur der Sache die Unmöglichkeit zeigt. Es kömmt hinzu, daß bewährter Zeugen, wenn ein Theil der Zunge verstüm-

ge nicht ausgenommen, kann der Lungen entbehren, die die Blasebälge von dieser Art von Sprachorgel sind, die die verschlossene Luft durch den geraden Kanal des Luftröhrenkopfes heraussstossen. Von dem Luftröhrenkopf und von den Lungen hängt die Stärke, und Grösse der Stimme, und die Stärke oder Schwäche der Intonation ab, die man mit der Stärke und Schwäche der Artikulation nicht verwechseln darf. Die starke oder schwache Intonation geht einzig den Vokal, und die starke oder schwache Artikulation einzig den Konsonanten an. Umsonst würde die Zunge ihre Bewegungen und Figuren in der freyen Luft machen. Das Ohr würde davon nichts empfinden, wenn diese Luft nicht zu gleicher Zeit durch das Aushauchen der Lunge herausgejagt, und in dem Kanal des Luftröhrenkopfes angehalten würde. Dieses Anhalten ist es, was der Stimme den Ton giebt, und wodurch sie von dem blossen Aushauchen, welches gar nicht tönet, unterschieden wird.

Exprimimus, rectoque foras emittimus ore:
Mobilis articulat verborum daedala lingua;
Formaturaque labrorum pro parte figurat.

LVCRET. 36)

36. Von

stümmelt war, allemal einen Fehler in der Sprache, und ein Unvermögen gewisse Buchstaben richtig auszusprechen bemerkt. Z. B. das *D, L, N, R, T,* Beyspiele davon führt H. von Haller an: nämlich *Philosophical Transactions* N. 484. *Memoir. de l'Acad. des Scienc.* 1718. S. 7.

36) Es wird nicht überflüßig seyn, wenn ich hier eine genaue Angabe von der physischen Bildung eines jeden Buch-

36. Von der einem jeden Organ eignen Artikulation, oder von dem Spiritus, der einem jeden natürlich ist.

Ausser der besondern Art zu moduliren, die einem jeden Organ zukömmt, giebt es noch gewisse Spiritus

Buchstabens, durch die verschiedene Lage, Beugung, Bewegung und Anstrengung der verschiedenen Sprachorganen, mittheile. In einem so vollständigen Werk über die Sprache, als das de Brossische ist, sollte diese Untersuchung nicht übergangen worden seyn. Die Unterordnung der Konsonanten unter verschiedene Sprachwerkzeuge ist eben so verschieden, als die Eintheilung der Selbstlauter bey verschiedenen Schriftstellern ist. **Wallis** theilt sie, wie die Vokalen in Lippen-Gaumen- und Kehlbuchstaben ein, nachdem nämlich die aus der Lunge hervorgetriebene Luft von den Lippen, dem Gaumen und der Kehle, aufgefangen, aufgehalten, oder zusammengedrückt wird. Da aber die Luft bey einem jeden von diesen Organen der Sprachröhre eine dreyfache Richtung haben kann: so kommen neun Konsonanten heraus, die **Wallis** für ursprünglich hält, und von denen die übrigen abgeleitet sind. — **Amman** (am angef. Ort. S. 68.) theilt sie in Absicht auf ihren nichtklingenden Hauch ein. — Bey andern Schriftstellern stehen wieder andre Tabellen, die von der Wallisischen und Ammanischen verschieden sind. — Haller läßt sich in keine Eintheilung ein; aber die Erzeugung eines jeden Konsonanten giebt er genau an. Die Mitlauter, sagt er, haben alle dieses mit einander gemein, daß sie durch ein Anstossen der Zunge, oder andrer Theile des Mundes erzeugt werden. Unter den stummen Mitlautern steht das *H*, ein ganz einfacher Schall, oben an, den man nicht wohl als einen Konsonans ansehen kann. Das *H* wird hervorgebracht, wenn man die Luft aus der losen Stimmritze

ritus (*esprits*) in der Stimme, oder Wendungen (Tournures) in der Art die Luft zu leiten. Es sey

rize hervortreibt, gleich als wenn man sich mit dem Hauch erwärmen wollte. Das *Ch* der Schweizer, das Cheth der Hebräer, das J der Spanier, ist der stummste von allen Buchstaben. Die Luft muß aus der Kehle mit einem Beben der Luftröhre, der Zunge und des weichen Gaumens hervorgestossen werden, indem sich der hintere Theil der Zunge an den Gaumen anschließt. Ihr vorderer Theil mag frey bleiben. Im Ton entsteht deswegen keine Veränderung. Das *S* der Hauptbuchstab unter den Zischenden entsteht, wenn der vordere Theil der Zunge ganz nahe an den Gaumen gebracht wird; wenn ihre Seiten sich auf die unteren Zähne anstüzen; wenn ihre Spize sich an die vordern Zähne des obern Kinnladens anschließt. Da kommen alsdenn die Zähne in eine solche Lage, daß sich nicht ein hoher, sondern ein breiter Zwischenraum zwischen ihnen findet. Bey dem *Z* der Franzosen, dem Sain der Hebräer, dem *Schin* oder dem Sch der Deutschen, dem *Th* der Engländer, oder dem lispelnden *S* werden eben dieselben Organen nur mit kleinen Veränderungen angewandt. Das *F* zieht die Unterlippe gegen die Oberzähne herauf, daß der Schall zwischen der Unterlippe, und den Oberzähnen durch eine enge Rize herausgehen muß. Vom *F* ist das *V* und *W* der Deutschen, und das *V* der Franzosen nur sehr wenig unterschieden. Wenn man die Lippen gegen einander bringt, aushaucht, einen Wind macht, und die Zunge an den äußersten Gaumen, wie im Selbstlauter *u* anschlagen läßt, ohne daß die untere Lippe an die Zähne gebracht werden darf: so entsteht das deutsche V; das W aber, wenn man im ersten Augenblick die Lippen gegeneinander, dann gleich auseinander bringt, ohne daß man die Zunge an den Gaumen, oder an die Zähne anlegt. Zu den Konsonanten,

seh mir erlaubt, für die Konsonanten hier den Ausdruck Spiritus zu gebrauchen, den die griechische Sprache am häufigsten auf die Vokalen anwendet. Ein jedes Organ stößt gewöhnlich diejenigen Spiritus an, die mit seinem Bau am besten übereinstimmen. Die

ten, die herausgestossen werden, gehöret *B*, dem *W* sehr ähnlich. Beym *B* müssen die Lippen anfänglich näher, als beym *W* zusammengebracht, und gleich darauf stärker von einander gezogen werden. Das *P* erheischt nachdrücklicher von einandergezogene Lippen, das Herausstossen ist stärker; sonst ist alles wie beym *B*. Das *D* entsteht, wenn der Mund auseinander gezogen wird, so, daß die Lippe und die untere Kinnlade niedersteigt; wenn die Zungenspize vorne an den Gaumen, und an die Vorderzähne angelegt wird; sich hierauf wieder zurückzieht, und der Luft aus dem Mund einen Ausgang verstattet. Das *T* ist nur etwas härter, als das *D*. Das *K* unterscheidet sich wenig vom *D*. Die Zunge ist abermals hohl. Ihr hinterer Theil und die Seiten schliessen sich an Zähne und den vordern Theil des Gaumens, und die untere Kinnlade zieht sich stärker, als beym *D* herunter. Zum *G* der Deutschen und Franzosen vor *A*, *O*, *U* ist ein grösserer Theil der Zunge erforderlich, der an den Gaumen und an die Zähne angelegt werden muß, als beym *K*, und man haucht auch etwas schwächer aus. Der erste unter den Nasenbuchstaben ist *M*. Die Lippen müssen ganz aneinander gezogen werden, so daß der ganze Schall durch die Nase durchgeußt und die Nasenflügel wechselsweise zittern. Beym *N*, welches mit dem *M* verwandt ist, zieht man die Lippen nicht an einander; sondern man legt den vordern Theil der Zunge an den knochichten Gaumen dergestalt an, daß die Stimme durch die Nase auch mit einem Zittern und Tönen durchfährt. Das *Ain* der Hebräer. Das *N* vor *G* in vielen Sprachen; das Endigungs *N* der Fran-

Die Lippen stossen aus (schlagen auf, battre) oder pfeifen; die Kehle spricht mit einem Hauch aus; die Zähne stossen aus; die Zunge schlägt an (*frapper*); die Zunge und der Gaumen zusammen schleifen, oder trillern, oder pfeifen; die Nase pfeift. Jede von diesen

Franzosen; das *Ng* der Deutschen entsteht, wenn sich die Wurzel der Zunge an die Gaumendecke schließt. Dadurch wird die Höhle des Mundes gesperrt, und der Schall muß nothwendig durch die Nase gehen, deren Flügel ebenfalls zittern müssen. Die flüssigen Mitlauter fahren blos durch den Mund durch. Der leichteste von ihnen ist das *L*. *M* hat diesen Ton, wenn sich die Seiten der Zunge an die unteren Backenzähne und an die Hundszähne; die Zungenspize hingegen an die vordern Zähne, und an den festen Gaumen vorwärts anschließt; wobey sich zugleich die Seiten der Zunge herabkrümmen, so daß die Zunge erhaben, wie eine Brücke, und in ihrem Gewebe dichter wird. So entsteht in der Mitte zwischen der Zunge und dem Gaumen ein enges Thal, aus welchem die Luft längst den Seiten der Zunge herausfährt, wenn sich die Zunge in die Höhe hebt, und sich an den Gaumen anlegt. Die Zunge kann übrigens hiebey beben, oder nicht. Damit ist das schwere *R* verwandt, welches sich vom *L* vornehmlich durch seine heftige Bebungen unterscheidet. Die Zunge legt sich, wie bey *L* an die vorderen Backenzähne an. Hierauf beugt sich ihre Spize ganz gelinde, und nicht in der grossen Breite, wie bey *L* vorwärts an den Gaumen. Wenn nun die Luft durch das kleine Zwischenthal herausgestossen wird: so zittert nicht nur die Spize, sondern auch der nächste Theil der Zunge sehr geschwinde. Die übrigen Mitlauter unter den Buchstaben sind aus den vorigen zusammengesezt. — Das ist der ganze Mechanism aller Konsonanten, die in unsern Sprachen gewöhnlich sind.

diesen Wirkungen wird auf eine sanfte, gemäßigte oder scharfe Art hervorgebracht. Jedes von diesem Gepfeif hat einen eignen Charakter am Organ, von welchem es hervorgebracht wird, und welches die Luft mit einem Geräusch hervorstößt, das aus seiner Bildung erfolgt, und das zur Verschiedenheit des primitifen Buchstaben auch vieles beyträgt. Z. B. Wenn die beyden Lippen hart auf einander schlagen oder scharf ausstossen; so bringen sie einen besondern, und fast unvertauschbaren Ton hervor, den wir durch *Me* vorstellen. Die Kinnladen, an denen die Lippen sizen, dienen dazu, um ihnen eine noch stärkere Bewegung zu geben; so, daß sie das eigne Instrument zu dieser Artikulation in der Klasse der Buchstaben der Lippen sind. Die Bewegung der untern Kinnlade bringt sie hervor, indem sie zur Bewegung der Lippe hinzukömmt, an der sie sizt. Da die Kinnlade ein festes Organ, und ungleich weniger biegsam ist, als die Lippe: so wird dadurch das *M* ein weit härterer und weniger vertauschbarer Buchstab, als die übrigen Buchstaben der Lippen. Wenn die Lippen sanft pfeifen, statt daß sie scharf pfeifen sollten, wie das das gewöhnliche ist; so bringen sie den Ton *We* hervor, der *Fe* würde gewesen seyn; wenn man ihn schärfer gepfeift hätte. Aber keines von diesem Gepfeif wird der herausgetriebenen Luft die Form geben, die sie durch andre Organen erhält, die auch pfeifen; es sey nun die Form des Gepfeifes durch die Nase *Se*, oder mit der Zunge und dem Gaumen *Ze*, *Je*, *Che*, *Re*. Man kann selbst an einem jeden von den leztern eine Verschiedenheit wahrnehmen, nach

Maaß-

Maaßgabe der Verschiedenheit unter der Luft, die entweder von der Zunge, oder vom Gaumen, entweder vom Ende, oder der Mitte, oder der Wurzel der Zunge herausgetrieben worden ist.

37. Von der Wirkung der Vermischung der Spiritus verschiedner Organen.

Es trift sich auch oft, daß ein Organ sich plözlich zweyer Spiritus bedient, die ihm geläufig sind; oder auch, daß es, obgleich nicht so leicht, den Spiritus, der einem andern Organ zugehöret, anwendet; oder auch, daß zwey Organen zu gleicher Zeit so schleunig artikuliren, daß man glauben sollte, der Vokal sey nur durch eine einzige Spalte durchgegangen. Unterdessen bemerkt man auch sehr oft die Vermischung so gut, daß man in dem Fall oft genöthiget ist, zwey Charaktere zu gebrauchen, um den Buchstaben vorzustellen. Z. B. Wenn der sanfte Buchstab des Gaumens mit einem sanften Spiritus ausgestossen ist: so kömmt statt *Ze* *DZe* heraus; Wenn der mittlere Buchstab des Gaumens mit dem sanften Spiritus ausgestossen wird: so hat man statt Je, das DJe im Italiänischen; endlich, wenn der harte Gaumenbuchstab mit einem harten Spiritus ausgestossen wird: so kömmt statt *CHe* das noch schärfere *TCHe* im Italiänischen.

Wenn die Kehle sanft haucht, und sanft ausstößt: so entsteht statt *Ge*, *DGHe*: Wenn der mittlere Kehlbuchstab scharf gehaucht wird: so kömmt statt *CHe*, *Que*.

Wenn

Wenn der mittlere Lippenbuchstab trillert: so hat man statt *Pe*, *PRe*: wenn er scharf pfeift: so ist statt *Pe*, *PSe*: Wenn der sanfte Lippenbuchstab sanft pfeift: so kömmt statt *Ne*, das französische GNe, nach Art des Spanischen fliessenden *N*, heraus. Wenn der mittlere Zungenbuchstab sanft gehaucht wird: so hat man statt des einfachen *Le*, das Italiänische, oder fliessende *GLe*: Und so mit den übrigen.

Man wird in der Vermischung der Buchstaben und der Spiritus alle mögliche Beugungen der menschlichen Stimme aller Völker des Erdbodens antreffen. Man wird sie alle unter eine Klasse von den sechs ursprünglichen Buchstaben bringen können, die man nach dem Namen eines jeden Organs benannt hat. Man wird sie alle unter einander in einer jeden Klasse vertauschen können, und sie werden um so viel leichter in eine benachbarte Klasse übergehen, je mehr sie sich ihr nähern, es sey nun durch sich selbst, oder durch die fremden Spiritus, nach denen sie am gewöhnlichsten streben. Eine sehr wesentliche Bemerkung für die Etymologie. Dieser Art von Tausch ist in der Natur gegründet. Man darf ihn nicht mit einigen andern Veränderungen vermengen, die von der üblichen Gewohnheit gewisser Völker herrühren, oder von einer fehlerhaften Methode, die sie anwenden, wodurch Buchstaben, die nicht demselben Organ zugehören, vertauschbar geworden sind, durch den Mißbrauch der fehlerhaften Aussprache eines Volks, oder seiner gewöhnlichen Orthographie. So kann bey den Franzosen das *G* in *J*; und das *C* und *T* in S verwandelt werden.

den. Sie bedienen sich der erstern von diesen Buchstaben in der Schrift, und sie lesen sie so, als wenn sie die andern geschrieben hätten. Die Ausnahme, die durch diesen, oder durch einen ähnlichen Mißbrauch, der etwa in irgend einer andern Sprache statt haben mag, gemacht wird, verdient in der Etymologie auch grosse Aufmerksamkeit: aber bey der Untersuchung des allgemeinen Systems der Natur, davon hier die Rede ist, kann man sich darauf nicht einlassen.

Es ereignet sich oft, daß ein Volk, welches durch die Erziehung angewöhnet worden, mit seinen Organen auf eine gewisse Art zu moduliren, durch einen einzigen Charakter, den Buchstab, den Spiritus, und die Aspiration abbildet. Dagegen sieht sich ein anderes Volk genöthigt, drey Charaktere zu zeichen, um jenes zu schreiben; und doch ist es noch immer unvollkommen. So ist das Alphabet einer Nation nicht das Alphabet der andern. Z. B. Das *Ci* der Italiäner heißt bey den Franzosen *TCHi. Cicero, Tchitchero* 37). Daher kommt es, daß gewisse

37) Das *C* der Lateiner und der Deutschen, welches sich sonst in keiner andern Ursprache findet, ist wahrscheinlich aus dem Alphabet der Brachmanen, wo es zuerst vorkömmt, ins Lateinische, und aus dem Lateinischen ins Deutsche gekommen. Gewiß ist es, daß die alten Römer das c ganz anders ausgesprochen haben, als die heutigen Europäer, wenn sie römische Schriften lesen. Denn C so ausgesprochen, wie wir es auszusprechen pflegen, war im lateinischen Alphabet ganz überflüssig, weil *Z* und *K* schon alle Dienste that, die wir dem *C* anweisen. Sollte daher nicht etwa

gewisse fremde Sprachen, vorzüglich aber diejenigen, in denen viele Aspirationen und harte Spiritus vorkommen, uns so viele Konsonanten zu haben scheinen.

38. Vom Nasenkonsonans.

Die Nase macht eine zwote Pfeife am Instrumente aus. Ihr Gepfeif oder der Buchstab der Nase *Se* wird durchgängig stark gebraucht, wegen der Gewohnheit, den Ton aus dem Mund in die Nase hervor, und wiederum aus der Nase in den Mund zurückzuführen. Die Nase, die nicht einmal ihren mittlern Buchstaben durch ihr eigenes Vermögen zu verändern im Stand ist, kann ihn nur durch Beyhülfe eines andern Organs sanft oder hart hervorbringen. Der Buchstab ist sanft, wenn die Luft aus der Nase in den Mund geht. Z. B. *Ste* oder ϛ (*Sigmatau*) der Griechen; Er ist hart, wenn die Luft aus dem Mund in die Nase geht. Z. B. *TSe* oder צ (Tsade) der Hebräer. Wenn man den Buchstaben sehr scharf ausspricht, indem man die Luft zum zweytenmal nach der Länge des Gaumens zurückführt, da man sie schon aus der Kehle in die Naselöcher gestossen hatte: so entsteht das *TSCH* der barbarischen Sprachen. Durch die Fertigkeit, sich in der Sprache der zwoten Röhre zu bedienen, geschieht es, daß das Gepfeif der Nase mit einem grossen Theil der verbundenen Bewegungen

etwa die heutige Aussprache der Italiäner *Tschi*, Tschitschero die richtige seyn?

gen, oder der Doppelbuchstaben vermischt wird, und daß es sich von freyen Stücken mit der Artikulation aller übrigen Organen vereinigt. *BSe, PSe, SBe, SPe, SFe, SVe, CSe, SCe SGe, STe, TSe, SDe, SCHe, SNe, SLe.* Der Buchstab *S* ist der gemeinste von allen übrigen. Er ist vom Französischen *Z* nur darinnen unterschieden, daß er nach der Länge der Naselöcher scharf geschliffen wird, statt daß das *Z* nach der Länge des Gaumens sanft geschliffen wird.

39. Von den stummen und fliessigen; von den harten und weichen Buchstaben, und von ihrer Mischung.

Da von den sechs primitifen Buchstaben drey stumm, und die drey andern fliessige Halbvokalen sind, so wird man fast nie einen verbundenen Konsonanten finden, der nicht an diesen beyden Arten Theil nehmen sollte; und wenn der Konsonans aus dreyen Figuren besteht: so steht der stumme zwischen zweyen fliessigen, die ihm Gesellschaft leisten, wie in *eSCRime*, *aSTRingent*, *eSCLave*, *SPLendeur*. Wenn in einigen griechischen oder morgenländischen Wörtern ein Konsonans aus zween Stummen zusammengesezt ist: so kann man den stummen Vokal, oder das stumme *e*, welches sie von einander trennt, sehr wohl wahrnehmen; wie in *PTolomeus*, *CTesiphon*, *BDellion*. Aber nie ist ein Doppelkonsonans aus zwey Figuren desselbigen Organs zusammengesezt; wie es *BP, TD, CG, LR, ZJ*, seyn würde. Denn ein Organ beugt sich zwar

zwar gegen ein anderes, aber es kann sich nicht gegen sich selbst beugen; gerade, wie ein Auge, das alles sieht, aber sich selbst nicht sehen kann. Das ist eine Folge von der physischen Undurchdringlichkeit der Körper. Zu dem, wenn beyde Inflexionen durch dasselbe Organ verrichtet werden, und nicht identisch sind: so muß die eine hart, und die andre weich seyn. Die harte Inflexion treibt den Ton heraus; die weiche hält ihn inwendig zurück. (Man sehe Num. 35.) Dergleichen entgegengesezte Bewegungen können nicht zugleich hervorgebracht werden. So ist es auch etwas sehr seltenes, daß zwo verschiedene Artikulationen so schleunig aneinander sollten rücken können, um eine doppelte Artikulation ohne alle bemerkbare Verschiedenheit zu erzeugen. Wenn sich das Gepfeif der Nase etwas stark an andre Inflexionen anschließt: so kommt dieß daher, weil das Organ, von dem es abhängt, nicht im Mund drinnen ist, und weil zwey Instrumente in demselbigen Augenblick leichter verschiedne Dinge verrichten können, die auf demselbigen Instrument nicht anders als allmählig vollbracht werden könnten. Man hat bemerken können, daß unter den dreyen Konsonanten, wovon ich vier Beyspiele angeführt habe, einer von den dreyen allemal der Buchstab *S* ist. Man wird fast nie drey so gehäufte Konsonanten finden, daß nicht auch das Organ der Nase, welches ausserhalb des Hauptinstruments angebracht ist, seine eigenthümliche Operation mit hinzufügen sollte.

Man bemerke ferner, daß die drey stummen oder festen Konsonanten weit mehr als Hauptbuch-

staben

staben angesehen werden müssen, als die drey fliessigen, oder die Halbvokalen; das heißt, wenn ein fester und ein fliessiger Buchstab unmittelbar in derselbigen Sylbe beysammen stehen: so nimmt der feste den ersten Rang ein, und der fliessige, der auf ihn folgt, scheint gleichsam nur eine besondere Modulation des festen zu seyn. Niemals geht beym Anfang eines Worts, oder einer Sylbe der Fliessige der Zunge, oder des Gaumens voraus. Ich kenne wenigstens kein Beyspiel von einer Häufung der Buchstaben im Anfang, die etwa so aussehen sollte *LPa*, *RTa*, u. s. w. Der Ton davon würde ausserordentlich hart, mißtönig, und schwer auszusprechen seyn. Dagegen sind die Beyspiele von der gegenseitigen Stellung der Wörter *PLa*, *TRa*, häufig, und sowohl für den Mund, als für das Ohr sanft. In dem Fall, wenn der Buchstab *S* vor den festen Buchstaben voraus stehen kann: so findet der angegebne Grund statt, daß er nämlich vom Organ der Nase hervorgebracht worden ist, welches seine Operation besonders hat. Es ist auch wahr, daß die Ordnung, die die festen und fliessigen Buchstaben fast unabänderlich untereinander halten, nur bey dem Anfang der Wörter oder der Sylben statt hat. Unsre Griechischen, und von der Griechischen abgeleiteten Sprachen halten die nämliche Ordnung am Ende: dagegen halten die barbarischen Sprachen oft die entgegengesezte Ordnung am Schluß der Sylben, indem sie den Fliessigen vorausgehen lassen *aLT*, *oLD*, *eRD*. Dieses ist ebenfalls ein Hauptkarakter, der die Verschiedenheit unter den Sprachen angiebt, die von der

der Griechischen, und unter denen, die von einer barbarischen Sprache des mitternächtigen Europens herkommen.

40. Von den Doppelkonsonanten.

Es giet vielleicht keine wahre Doppelbuchstaben, oder Doppelkonsonanten, als diejenigen, die aus zween Stummen desselbigen Organs zusammengesezt sind; als diejenigen, mit einem Wort, deren zweyfache Artikulation nicht verrichtet werden kann, ohne daß man eine merkliche Abtheilung zwischen den zwoen Bewegungen der Organen wahrnehmen könne, die sie hervorbringen. In der gemeinen Methode giebt es in diesem Stück häufige Mängel. Wenn es ein Fehler in der Praxis ist, aus gewissen Diphtongen, die zween Töne bilden, nur eine Sylbe zu machen: (M. s. Num. 42.) so ist das nicht ein geringerer Fehler, daß man zwo Figuren statt eines Buchstabs hinschreibt, wie die Lateiner bey ihrem *QU*; die Franzosen beym *CH*; oder wie die Italiäner bey ihrem *CH*, welches die Griechen viel richtiger mit ihrem *X* schrieben. Ich kann selbst die zweyfachen Konsonanten nicht für wahre Doppelbuchstaben ansehen, wenn sie, wie gewöhnlich nur aus der Mischung eines stummen mit einem fliessigen Buchstaben entstehen: denn da beugen sich die zwo Artikulationen eine gegen die andre, ohne Nachdruck und Zwischenraum; indem sie durch solche Bewegungen wirken, die vorgehen können, ohne daß sie sich entgegen laufen. Diese hinzukommenden Bewegungen kommen fast beständig von der

Zunge,

Zunge; oder aus der Nase, wie in *FLambeau*, und in *SPirale*. Die beyden Konsonanten sind hier zusammengeschmolzen. Man könnte sagen, es sey nur ein einziger. Denn in der That ist es nur ein Organ, welches wirkt, indem es zu seiner Wirkung die gewöhnliche Artikulation eines andern Organs statt seiner eigenthümlichen hinzufügt. Wenn aber der zweyfache Konsonans aus zweyen stummen Buchstaben zusammengesezt wird, deren Bewegung sich entgegen gesezt ist, und daher nicht gleichzeitig geschehen kann, wie in *CTesias*: alsdenn giebt es wirklich zween durch ein stummes *e* unterschiedene Buchstaben, zween wahre Töne, und zwo Sylben. Denn diese beyden Bewegungen der Organen können nicht ohne eine gewisse Anstrengung vorgehen, durch welche die Artikulationen, und folglich die Sylben unterschieden werden. Dergleichen Wörter sind sehr selten, und wenn sie aus einer Sprache in die andre hinübergehen: so benimmt ihnen die leztere so gleich diese doppelte entgegengesezte Inflexion, weil sie schwer nachzumachen ist. Z. B. Ptolemeus, Tolomei; *Psalmus*, Salmo; πτισάνη, tisane.

41. Von den Akcenten.

So wie die Buchstaben denen Spiritus; so ist der Vokal denen Akcenten unterworfen. Es giebt ihrer nur zween; den schweren (*Grave*) und den scharfen (L'aigu). Allein sie können nun ins unendliche mehr oder weniger schwer, und mehr oder weniger scharf seyn, nachdem der Durchmesser des Trich-

Trichters länger oder kürzer ist; so wie ein jedes musikalisches Instrument einen tiefen oder hohen Ton von sich giebt, nachdem sein Bauch mehr oder weniger dick ist. Die Stimme kann auch den Ton verlängern oder verkürzen, ihn taub oder deutlich machen. Der tiefe und der verlängerte Ton scheinen den Vokal zu verdoppeln. (Z. B. *mâle, faire, nêgre, isle, prône, voûte, flûte*).

42. Von den Diphtongen.

Die Diphtongen müssen sorgfältig unterschieden werden. Man muß nicht in den gewöhnlichen Fehler der Grammatiker verfallen, die, so bald sie zween oder mehrere Vokalen unmittelbar hintereinander geschrieben finden, ihnen so gleich den Namen der Diphtongen geben, und die auf der andern Seite sehr verkehrt behaupten, daß diese Zusammensezungen dreyer oder mehrerer Vokalen in einer unmittelbaren Reihe nur eine einzige Sylbe ausmachen. Ein Irrthum, der durch den allgemeinen Gebrauch sowohl in Versen als in der Prose bestätigt worden ist. Aber diese Fehler unsrer Schrift und unsers Gebrauchs finden sich in der Sache selbst gar nicht. Die allgemeine Regel ist diese: Wenn der Ton einfach ist, er sey übrigens kurz oder lang, so ist kein Diphtong da, wenn man gleich mehr als einen Karakter anwendet, um ihn zu zeichnen, wie in faĭre, feŭ, pigeŏn, fleŭr, eău, coŭp, Seignĕur, Reĭne, or-geăt, deŭx, œŭil, rouĭlle, jeŭn. Alle diese Töne haben nur einen einfachen Vokal, der auf einen oder den andern Punkt der Chorde der Spra-

Sprache anschlägt, und der Regel nach nur mit einem Karakter bezeichnet werden müßten. Wenn der Ton gedoppelt ist: so hat man allemal Diphtongen; man mag sie übrigens kurz oder lang, tief oder scharf aussprechen; man mag sie in einsylbigten oder in zweysylbigten Wörter gebrauchen, wie in *li-ard*, *chi-ourme*, *hu-is*, *bi-ais*, *cordiaux*, *passi-on*, *ri-en*, *pi-ed*, *Di-eu*, *ou-i*, *bo-is*, *lo-i*, *ou-ais*, *lo-in*. Die leztern von diesen Wörtern müssen nach dem Griechischen geschrieben werden Βȣῆς, Λȣῆ, ȣῆς, λοιν; denn es liegt blos an einem Fehler des französischen Alphabets, daß man sie nicht recht schreiben kann; und es ist ein blosser Misbrauch, daß wir sie als einsylbigte Wörter gebrauchen, weil der Vokal, dessen Ton allemal eine Sylbe bezeichnet, offenbar zweymal empfunden werden kann. Das französische *au* besteht aus zween Vokalen, wenn man es nachdrücklich, nach dem Lateinischen aussprechen will *aotorité*. Wenn man es flüchtig *otorité* ausspricht: so hat man nur einen Vokal. Die Stimme verdoppelt sich auch häufig, wenn sie will, indem sie jedesmal den reinen einfachen Ton gebraucht, ohne ihn durch irgend eine Oefnung durchgehen zu lassen, die den besondern Organen zugehören. Man kann auch so viele Vokalen hintereinander stellen, als man will, und es ist gar kein Zweifel, daß es nicht eine Sprache geben könnte, die ganz aus verbundnen Vokalen ohne alle Konsonanten bestünde [38]).

38) Das ist die Sprache der Einwohner von Otaheite, deren Bau in den neuesten Reisebeschreibungen angegeben wird.

43. Von dem stummen Vokal.

Es giebt in der französischen Sprache gewisse Vokalen, die man anfänglich für Diphtongen ansehen würde, ob sie gleich im Grund nur verlängerte Vokalen sind. Hieher gehören alle diejenigen Wörter, in denen ein freyer Vokal vorkömmt, wo aber so gleich auf diesen Vokal das Wort mit einem Stummen geschlossen und jener gleichsam taub wird: wie in den Wörtern *raye*, *fée*, *vie*, *bleue*, *joue*, *rüe*, die von Räi, Fē, vī, bleū, joū, rü, gar nicht unterschieden sind. Folgende Bemerkungen werden hierüber nicht unnüz seyn. 1) Daß wir niemals von einem stummen Vokal zu einem freyen übergehen, sondern allemal von einem freyen zu einem stummen, indem wir den Ton im Mund absterben lassen. 2) Daß ein jeder Vokal taub kann geschlossen werden, (welches die Beyspiele beweisen, die eben angeführt worden sind); daß aber mit der vollen Stimme, oder dem ganzen *a* dieses nicht sowohl geschehen kann, als mit irgend einem andern Vokal; ohne Zweifel aus dem Grund, weil der Ton der ganzen Chorde zu nett und zu frey ist, als daß er eine Betäubung zulassen sollte, die weit eher bey den Abtheilungen dieser Chorde angeht. Was die Wirkung anbelangt, die dieser taube Vokal, oder dieses stumme *e*, das so häufig in der französischen Sprache vorkömmt, nach dem Konsonanten hervorbringt: so brauche ich mich dabey nicht aufzuhalten; weil es gar keine Wirkung in dem Fall hat. Es scheint den Franzosen, daß der stumme Vokal in ihrer Sprache stärker gebraucht

braucht werde, als in irgend einer andern. Aber das kömmt blos von ihrer geringen Bekanntschaft mit den fremden Sprachen her. Mehrere Nationen lassen wegen ihrer schnellen Aussprache den Vokal am Ende der Wörter weg. Das *us* der Lateiner, das *os* der Griechen, das *o* der Italiäner, die gemeinen Endigungen in diesen Sprachen, haben, wie das *e* der Franzosen, der Engländer, und der Deutschen nur einen stummen Vokal. Wir haben an gewissen Wörtern die Probe, die auf *os* oder *us*, ausgehen, und ohne alle Veränderung in die französische Sprache herübergegangen sind; am meisten aber an gewissen Propriis, die, da sie einzig das *o*, oder das *u* eingebüßt, das Schluß s in der Orthographie beybehalten haben; ob man gleich in der Aussprache darauf gar nicht Rücksicht nimmt. Dergleichen Wörter sind *Nicolaos*, Nicolas; *Carolus*, Charles, u. a. m. Das *eu* ist ein einfacher Ton, der eigentlich dem stummen Vokal zugehört, der etwas schärfer ausgestossen wird.

44. Von den dreyen Karakteren des Vokals.

Um grösserer Genauigkeit willen muß man im Vokal, wie im Konsonans, drey Verschiedenheiten annehmen. So wie dieser weich, gemäßigt, oder hart ist; so ist jener stumm, oder taub, (*sourde*) offen, oder tönend, (*franche ou sonore*). Der leztere ist der Nasenvokal und der gesungne Vokal. Wir stellen die drey Vokalen so vor, *e*, é, en. Der laute, oder stumme Vokal und der freye Vokal können beyde auf gleiche Weise hervorgebracht wer-

werden, es sey nun durch den Abfluß, oder durch den Zufluß der Luft; es sey, daß man einhaucht, oder daß man aushaucht. Es geschieht aber fast allezeit das leztere, den Nasenvokal ausgenommen, der nicht anders als durch Aushauchen, und nicht durch Einhauchen erzeugt werden kann.

45. Von der Zusammensezung des Alphabets. Der Grund von der Rangordnung der Buchstaben.

Das Alphabet, so wie wir es noch haben, ist aus einem Theil von den oben auseinandergesezten Grundsäzen entstanden, die die Natur selbst und die mechanische Zusammensezung des Sprachinstruments festgesezt hat. Man hat diese Prinzipien in der Folge durch Nachdenken herausgebracht. Die Ordnung, die man in der Stellung der Buchstaben gehalten, war anfänglich mehr nothwendig, als willkührlich. Da in der Folge die Anzeige der Natur nicht mehr so stark war: so ließ auch die Aufmerksamkeit nach. Man machte von einer mangelhaften Methode Gebrauch, eine grosse Anzahl von Artikulationen zu partikularisiren, ohne auf die Klasse von Organen hinlänglich Acht zu geben, zu denen eine jede von denselben gehörte. Mit nach und nach erfand man neue Karaktere. Denn ich weis gewiß, daß die Zahl derselben, bey ihrer ersten Erfindung, außerordentlich klein war. Alles dieses hat dazu beygetragen, daß einige Buchstaben im Alphabet ein wenig unordentlich hintereinander gestellt sind.

Es ist nicht zu zweifeln, daß der Vokal nicht die erste Stelle im Alphabet einnehmen müsse, und vorzüglich der volle Vokal, bey welchem die Chorde in ihre ganze Länge, ohne alle Unterabtheilung, ausgespannt ist. *Est A*, sagt Scaliger (de causis Lingu. Lat. l. 38.) *prima notissimaque infantis vox, cum qua vitae huius spiritum primum hausimus; neque re vlla eget alia, quam hiatu oris solo sine vllo caeterorum motu instrumentorum.* Da der Buchstab *A* der einfachste und der erste von allen Tönen ist: so ist er mit Recht fast in allen Alphabeten der erste Vokal [39]). Plutarch erklärt sich hierüber so, (Symposiac. IX. 2.) „Da es „gewiß ist, daß die Vokalen mit Recht vor den „Stummen und Halbvokalen vorangehen: so muß „das Alpha unter den Vokalen den ersten Rang „haben: weil es allemal vor den Stummen und „Halbvokalen vorangehet, und ihnen nie folget. „Denn sezt man ein Jota, oder ein Ypsilon neben „das Alpha, um nur eine Sylbe zu erhalten: so „geht es an, wenn das Alpha vorangeht, ai, au. „Nie aber kann es die übrigen begleiten. — Mein „Großvater, Lamprias, sagte, daß die erste deutliche und artikulirte Stimme des Menschen das „*A* sey;

39) Nach dem Zeugniß des Ludolf ist das *A* im Alphabet der Abyssinier nicht der erste, sondern der dreyzehnte Buchstab. — Vor einiger Zeit glaubte man, daß in der irländischen Sprache auch nicht das *A* der erste Buchstab des Alphabets sey. Aber nun hat man den Schlüssel von dieser Abweichung, und es ist gewiß, daß *A* auch in diesem Alphabet der erste Buchstab ist.

„A sey; weil die Luft, oder der Hauch, der bey „der einfachsten Bewegung der Oefnung der Lip„pen aus dem Mund geht, der erste einfache Ton „sey, der keines andern Werkzeuges bedarf, und „nicht einmal die Zunge zu seiner Hervorbringung „nöthig hat. So ist es auch die erste Stimme, die „die Kinder von sich geben, und wir haben in un„srer Sprache mehrere Ausdrücke, die wir vielleicht „nicht so würden gebildet haben, wenn wir nicht „der Oefnung der Lippen gefolget hätten, durch „welche der Ton dieser Wörter herausgeht." Z. B. Αω, Αάζω, *Hiatus*, u. a. m. Abermal eine Anzeige von der ursprünglichen Sprache, die dem Menschen von der Natur gegeben worden, und von der seiner Organisation gemäßen Art, die er im Bau der Wörter angewandt hat [40]. Bald werden wir diese Mechanik in allen ihren Wirkungen sorgfältig aufsuchen müssen. Gegenwärtig wollen wir unsern Gesichtspunkt noch nicht verlieren, daß nämlich der Vokal *A* bey der Zusammensezung des Alphabets nothwendig vor allen übrigen vorhergehen müsse, weil er in der Ordnung der Natur der erste ist. *Cur non ea princeps*, sagt Justus Lipsius, *quae naturae ductu principium voci dat? Infantes vide; per hanc vagiunt: pueros; per hanc babant,*

40) Lächerlich sind zuweilen die Beweise, durch welche man hat erhärten wollen, daß das *A* nothwendig der erste Buchstab im Alphabet seyn müsse. Wachter (Glossar. Germ. Proleg. *Sect. II.* §. 32.) beruft sich unter andern, um eben diese Nothwendigkeit zu beweisen, auf *Apocal. I, 8.*

bant, lallant, tatant: viros foeminasque; praecipuos affectus efferunt per istam. Im Hebräischen ist das Aleph kein Buchstab, sondern eine Abspiration, die nichts weiter anzeigt, als die blosse Oefnung des Schlundes [41]).

Unter den Konsonanten ist das *B* oder der weiche Lippenbuchstab der Ordnung der Natur zu Folge der erste, weil er durch das äusserste und beweglichste Organ hervorgebracht wird. Es ist der erste Buchstab, den ein Kind ausspricht, *Ba Ba, Pa Pa, Ma Ma.* Und wenn das Klima, der Bau, und das Beyspiel ihm die Leichtigkeit der Bewegung der Lippen nicht erlauben; so ist das den Lippen allernächste Organ das erste, das das Kind in Bewegung sezt, nämlich die Zähne. Es sagt also *T Ta, Ta Ta, Da Da.* Hierauf gebraucht es die Artikulation der Kehle; so, daß es das Instrument an seinen beyden Extremitäten anzuschlagen anfängt; dann in der Mitte, entweder durch den Buchstab der Zunge *L, N;* oder des Gaumens *Z. J.* Nur wenn es diese drey Bewegungen lange schon gemacht hat; macht es von den mittleren Theilen Gebrauch. Es wendet gemeiniglich die weiche Artikulation vor der harten an, die mehr Stärke und Uebung erfordert. Ich habe diese Erfahrung

41) Es ist noch zweifelhaft, ob das Aleph durchgängig ein gemeinschaftliches Zeichen für alle Abänderungen des Vokals sey? Sehr wahrscheinlich ist es, daß es am Ende eine Art von Konsonans gewesen sey, dessen Aussprache wir nicht kennen. Ganz ausgemacht ist es, daß es vorn und in der Mitte Vokalzeichen war.

fahrung wirklich von Kindern gemacht. Ich beobachtete sorgfältig die Ordnung in der Entwickelung ihrer Sprachorganen, und ich habe sie so beschrieben, wie ich es erfahren habe. Gleich anfangs bringen sie die Artikulationen der Lippe, der Kehle, und der Zähne hervor, *Ba*, *Ga*, *Da*. Nach dem Verlauf einer gewissen Zeit sprechen sie auch die Artikulation der Zunge aus, ob gleich nur die weiche, das *Na*. Mit Verwunderung habe ich bemerkt, daß sie mehr Zeit und Mühe brauchen, um den reinen Buchstab der Zunge *La* auszusprechen, der uns so leicht scheint, weil er auf der blossen Anwendung eines so biegsamen Organs beruht. Eher spricht aber das Kind die harte Artikulation dieses Organs *Ra* aus; ob es gleich wahr ist, daß es dieselbe anfänglich übel ausspricht, indem es schnarrt. Und wenn die Kinder einmal die einfachen Buchstaben aussprechen können: so braucht es noch viel Zeit, ehe sie auch die zweyfachen Buchstaben, oder die Doppelkonsonanten hervorzubringen im Stand sind. Nur erst, wenn das Alter ihren Organen eine gewisse Stärke gegeben hat, erhalten sie die Kraft, zwey Organen auf einmal zu gebrauchen, um diese Art von zusammengesezter Bewegung hervorzubringen.

Man hat anfänglich bey der Hintereinanderstellung der Buchstaben des Alphabets der natürlichen Ordnung sehr richtig gefolgt, indem man den Vokal voranstellte; dann den Lippenbuchstab; hierauf den Kehlbuchstab; und endlich den Zahnbuchstab folgen ließ. Denn diese Folge lehret die Natur. Aber im Detail entfernte man sich bald von diesem

Weg,

Weg, aus Mangel einer gehörigen Untersuchung dieser Materie. Unterdessen ist doch diese Ordnung im Grund nicht wesentlich von derjenigen unterschieden, die in unserm gemeinen und grammatikalischen Alphabet, welches wir von den Phöniziern haben, vorkommt. Dieses Alphabet ist das älteste, das wir kennen, und es muß hier vorzüglich angeführt werden. Man wird finden, daß die Buchstaben in demselben nicht ohne Grund hintereinander gestellet worden sind, sobald man diese Folge in ihren einfachen Elementen untersucht, und die Wiederholungen der Buchstaben desselbigen Organs bey Seite liegen läßt, die nichts als Verschiedenheiten eines schon abgebildeten Elementes sind, wie z. E. das *N* im Verhältniß zum *L*. Man wird finden, daß es mit den drey Stummen anfängt; der Lippen ב. Β. b. Beth, Βητα, Bé; der Kehle, ג. Γ. G. Gimel, γαμμα, Gé; der Zähne, ד. Δ. D. Daleth, Δελτα, Dé; Hierauf wird man in der Ordnung die drey fließigen finden, des Gaumens ז. ζ. Z. Zain, ζητα, Zed; der Zunge ל. Λ. L. Lamed, Λαμδα, el; der Nase, ס. Σ. S. Samech, σιγμα, esse. Im grammatikalischen Alphabet sind die Konsonanten vermischt, und wiederholt. Aber allemal, wenn die Anzeige des ersten Gebrauchs eines Organs anfängt: so geht es in der Ordnung, die ich beschrieben habe, fort.

Aus der Methode der Zusammentrager des Alphabets, folgt überhaupt

1) Daß die stummen vor den fliessigen Buchstaben vorhergehen müssen. Und das ist richtig.

2) Daß

2) Daß sie müssen geurtheilt haben, daß der erste beweglichste, und bequemste Theil des Instrumentes, das äusserste Ende desselben sey, die Lippe. Auch diese ihre Beobachtung ist richtig.

Hierauf haben sie dem andern Ende des Instruments, dem Innersten der Kehle, den zweyten Rang gegeben. Die Erfahrungen, die ich hierüber gemacht habe, geben nicht allemal das nämliche Resultat. Ich hätte aus meinen Erfahrungen bisweilen den Schluß ziehen können, daß man die zwote Stelle dem nächsten Nachbar des ersten Organs, dem Klavis der Zähne anweisen, und dem Klavis des Innersten der Kehle nur den dritten Plaz einräumen müsse.

Was die fliessigen Buchstaben anlangt: so sollte ich glauben, daß unter diesen die Zunge, als das Hauptorgan der Maschine, den ersten Rang behalten müsse. Die Zusammentrager des Alphabets haben diesen dem Gaumen eingeräumt. Man muß, so viel möglich, das Alte hiebey hochachten, und die sinnreichen Bemühungen der Alten hiebey schäzen. Sie haben vielleicht besser, als ich, den Mechanismus und das wahre Spiel des Instruments beobachtet.

Das Organ der Nase, die zwote Pfeife, die ausserhalb zur Seite des Instruments angebracht ist, ist beständig das Lezte unter den sechsen. Der Buchstab der Nase würde der erste Buchstab in der Reihe der fliessigen im griechischen Alphabet seyn, wenn man bey dem Sigmatau ϛ stehen bleiben wollte.

te. Allein ich glaube, daß diese zusammengesezte Inflexion ein blosses ausgestossenes Gepfeife, und eine blosse Varietät der Artikulation des Zahns ist, wie ich schon im Alphabet bemerkt habe. Wie ich also glaube, ist das Pfeifen der Nase bey den stummen Mitlautern ein blosses Nebending, in die es sich einmischt, um ihnen eine zusammengesezte Inflexion zu geben. In diesem Fall ist der stumme Buchstab der Hauptbuchstab.

Die sehr harten, oder zusammengesezten Buchstaben, z. B. das *Tsade*, *Khof*, *Resch*, *Schin* im Hebräischen; *Phi*, *Chi*, *Psi* im Griechischen kommen nur am Ende des Alphabets, nach allen übrigen vor.

Was die Vokalen anlangt: so haben die Sammler des hebräischen Alphabets in der Anreihung derselben ohngefähr eben dieselbe Methode befolgt, wie bey den Konsonanten. Sie haben gleich an den Anfang des ganzen Alphabets ein Zeichen hingesezt, das weiter nichts, als eine blosse Eröfnung der Sprachröhre anzeigt, welches die erste zur Rede nothwendige Bewegung ist. So bald aber diese Bewegung tönend wird, bringt sie natürlicher Weise den Ton *A* hervor, und daher steht der Vokal *Aleph*, *Alpha*, *A* an der Spize der Alphabete. Die Hebräer haben drey Abtheilungen der Chorde der Stimme gemacht, zwo am Ende, und eine in der Mitte desselben. Da sie keine eigentliche Vokalen haben (denn die Punkte sind eine spätere Erfindung, die ihr Umgang mit den Occidentalischen Nationen bey ihnen in Gang gebracht hat

hat [42]): so zeigen sie vermittelst dreyer Karaktere an, ob man dem Konsonanten den Ton aus dem Ende, aus dem Innersten, oder aus der Mitte der Pfeife hergeben müsse. In ihrem Alphabet ist das ה *Hé* das erste, welches den Stoß aus dem Boden der Kehle anzeigt; das zweyte ist das ו Vau, das auf das äussere Ende der Lippen geht; und das dritte ist das י *Iod*, und geht auf die Mitte der Zunge.

Was die griechischen Sammler betrift: so haben diese die Vokalen sehr richtig nach der Ordnung und der Abnahme der Stimme, und der Durchmesser der Sprachröhre gereihet, *Αλφα a: εψιλον é: ιοτα i: ομικρον o: υψιλον y.* Das Ητα müßte vor dem εψιλον vorausgehen, wenn es unser Vokal *ai* wäre, der zwischen *a* und *e* fällt. Aber im griechischen Alphabet deutet es eine aus der Kehle geholte tiefe Adspiration an, die wir mit *H* bezeichnen. Wir haben in unserm Alphabet seine Figur und seinen Rang beybehalten, den es im Griechischen hat. Was das gepfeifte *ü* betrift: so gehört dieser Vokal der französischen Sprache besonders zu. Das griechische *Uipsilon* hat einen weit weichern Ton, der weit länger angehalten wird, ob es gleich ein Labialbuchstab ist, der am Ende der Chorde tönet. Es ist das Mittel zwischen unserm i, und ü. Der Lateiner gebraucht es sehr häufig: Z. B. Sulla, maxume, u. s. w. wo es

42) »Die orientalische Punktirung ist eine blosse neue Krücke, so wie man dem Pfaffenpöbel der Europäischen Vorzeit die Meßbücher mit Akcenten druckte.«

es den mittlern Ton hat, wovon Quintilian redet. *Medius est quidem* u *et* i *litterae sonus: non enim sic* optumum *dicimus ut* optimum. Verrius Flakkus sagt: es sey ohngefähr das Griechische *Ypsilon. Videtur eandem esse apud nos* u *litteram, quae apud Graecos* y.

Hier ist die Rangordnung der Konsonanten in den drey Alphabeten, dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen; bey denen man bis auf einige kleine Verschiedenheiten denselbigen Grund der Hindereinanderstellung finden wird. Man bemerkt dabey, daß die ganze Folge der Elemente nichts als eine Zusammensezung derselbigen Anzeigen der Organen sey, die wiederholet worden sind, nachdem die Artikulation gemässigt, weich oder hart ist: daß aber bey jeder Wiederholung des wahren natürlichen Alphabets, welches nur aus sechs Konsonanten zusammengesezt ist, die oben beschriebne Ordnung der Organen im grammatikalischen Alphabet, und vornehmlich im Hebräischen beybehalten worden, welches das alleralteste ist.

Lippe.	פמוב	—	β μ π φ	—	B F M P V
Kehle.	קעכחג	—	γ κ χ	—	C G Q
Zähne.	ת טד	—	δ ϑ τ	—	D T
Gaumen.	ין	—	ζ ξ	—	J Z
Zunge.	ר נ ל	—	λ ν ρ	—	L N R
Nase.	שצ ס	—	σ ς	—	S

Viertes Kapitel.

Von dem Nasenvokal, und vom Organ des Gesangs.

46. Vom Nasen- oder dem lyrischen Vokal. — Warum drückt man ihn durch die Konsonanten *N* und *M* aus?

47. Vom Unterschied unter der reinen Stimme, und unter der Stimme die durch die Nase geht.

48. Der Vokal der Nase drückt eine negative Idee aus.

49. Vom Gesang, und von den Wörtern, die sich vor ihn schicken.

50. Die Akcente machen eine Art von Mittelartikulation unter dem Reden und dem Gesang aus.

51. Die Ursachen vom Gesang. — Von dem ihm eigenthümlichen Organ.

52. Analyse der Umstände und der Modifikationen, deren die Stimme der Rede und die Stimme des Gesangs fähig sind. — Welches ist der Karakter des Unterschiedes von beyden Stimmen? — Vom Gesez tönender Körper, welches die nothwendigen Prinzipien von der Harmonie festsezt.

46. Vom Nasen- und dem lyrischen Vokal. — Warum drückt man ihn durch die Konsonanten *N* und *M* aus?

Ich will dasjenige, was ich oben Num. 28 gesagt habe, weiter erklären, daß es nämlich eigentlich nur zween Vokalen gebe, die den beyden Pfeifen des Instrumentes entsprechen. Die aus der Kehle bis an das Aeusserste der Lippen hervorgestossene Luft geht beynahe in einer geraden Linie

fort.

fort. Aber die Luft, die aus der Kehle an das Ende der Naselöcher gebracht wird, beuget sich in der Mitte, und macht einen spizigen Winkel. Diese Krümmung ändert den einfachen Ton sehr ab, der noch über das in den Naselöchern, wie in einem tönenden Instrument wiederschallet, indem der eigenthümliche Bau derselben, und ihre Absonderung durch ein zartes Zwergfell sie zur Aufnahme der Oscillationen sehr geschickt macht. Nun ist es nicht mehr die freye, sondern eine halbgesungene Stimme, die durch die Nase geht. Und dies ist der Grund, warum diese Art von Vokal sich so gut zur lyrischen Poesie schickt. Statt *a*, *η*, *é*, *i*, *o*, *8*, *ü*, klingt es hier *an*, *ain*, *en*, *in*, *on*, *un*, *ün*. Aber warum bilden wir den Nasenvokal so ab, da er doch ein reiner Vokal ist, der die Artikulation der Zunge, die durch *N* vorgestellt wird, gar nicht trift? Das ist ein Fehler der gemeinen Methode. Da man sich aber des Karakters eines Konsonanten zur Bezeichnung eines wahren Vokals bedienen wollte: so mußte man nothwendig den allerweichsten von allen flüssigen Buchstaben dazu gebrauchen, und folglich den, der sich dem Vokal am meisten nähert. Die eigne Mechanik des Instruments hat hierinnen, wie in andern Dingen von dieser Art, natürlicher Weise die Wahl des Erfinders mehr bestimmt; als daß sie durch eine physische Beobachtung bestimmt worden wäre, an die man, wie ich glaube, sich damals nicht viel gekehrt hat. Daß der Buchstab *N* mit den Nasenvokalen gar nichts zu thun hat, davon ist das ein offenbarer Beweis, daß die

Zunge

Zunge dabey gar Nichts zu thun hat, sondern blos die Nase [43]). Der Buchstab des Kinnbackens (oder der doppelten Lippe *M*,) nimmt am Ende der Sylbe durch die Art, wie er ausgesprochen wird, etwas vom Nasenbuchstab an, wodurch er von allen übrigen Artikulationen desselbigen Organs unterschieden wird. Man bedient sich auch desselben sehr oft, ob gleich unrecht, um den Nasenvokal *am*, *im*, *üm*, auszudrücken. Merkwürdig ist es, daß, wenn man in der lateinischen, französischen, und in andern Sprachen statt des *N* das *M* gebraucht, um den Nasenvokal vorzustellen, dieses nur dann geschieht, wenn der Nasenvokal vor einem Labialbuchstab vorhergeht, z. B. *imbecille*, *imprudent*, *ambigu*, *empecher*, u. s. w. In dem Fall sezt man statt des ordentlichen Nasenvokals *in* den Labialnasenvokal *im*, wegen des Konsonans desselbigen Organs, der gleich folgt, und der ihn an sich zieht. Ein Beweis von dem Instinkt, von dem ich eben geredet habe, durch welchen ein Buchstab eines Organs einen andern Buchstab von demselben Organ an sich zieht. Denn ich glaube nicht, daß dieser Gebrauch zu Folge überlegter Betrachtungen eingeführet worden

43) Eben gerade deswegen ist *N* kein Zungen- sondern ein Nasenbuchstab. Mich wunderts, daß der Verfasser nicht hier sein System vergessen hat, da er dazu gezwungen wurde. Aber, weil er seinen Voraussezungen treu bleibt: so findet er lieber einen Fehler in der gemeinen Methode, statt daß er ihn in seiner eignen Behauptung, über den Nasenbuchstab, hätte finden sollen.

den sey. Ich glaube vielmehr, daß, wenn in einem Wort der harte Labialbuchstab *M* vorkömmt, und ein reiner Vokal vor ihm hergeht: so verwandelt er bey seinem Uebergang aus einer Sprache in die andre, den reinen Vokal in den Nasenvokal, der durch das *M* gebildet ist, welches in jenen eingewickelt bleibt; und man sezt statt des *M*, welches nicht mehr so klingt, wie es klingen sollte, einen gelindern Labialbuchstaben, um jenen zu ersezen. Z. B. *Numerus, nombre. Cumulus, comble. Camera, chambre.*

47. Vom Unterschied unter dem reinen, und unter dem Nasenvokal.

Eine Person, der die zwote Pfeife am Instrument der Sprache fehlet, kann weder das *M*, noch das *N* am Ende der Sylben, noch das *S*, noch die Nasenvokalen aussprechen. Aber alle übrigen Buchstaben würde sie ganz rein aussprechen können. Man drückt dieses verkehrt aus, wenn man sagt, durch die Nase reden. Das ist ein Ausdruck, der das Gegentheil von dem bedeutet, was er eigentlich anzeigen soll. Man würde durch die Nase reden, wenn man gar keine hätte. Wenn sie verstopft ist, wenn die Luft nicht frey herausgehen kann, alsdenn redet, oder singt man durch die Nase. Um mit reiner oder netter Stimme zu reden, oder zu singen, muß die Luft durch diese Pfeife durchgehen. Aber die mit der reinen Stimme untermischte Nasenoscillation giebt der Rede Annehmlichkeit und eine gewisse Melodie, wenn die

Mischung nicht zu groß ist; statt daß sie fast beständig dem Gesang schadet, wie bald gezeigt werden soll.

48. Der Nasenvokal drückt eine negative Idee aus.

Die negative Idee drückt sich gern durch den Nasenvokal aus, der das Ansehn einer Geberde der Verneinung hat. Z. B. *in*croyable, *im*prouver, *in*fidele. Aus eben dieser Ursache ist der Nasenkonsonans *S* in einigen Sprachen das Zeichen und der Karakter der negativen Idee geworden. Z. B. im Italiänischen *sfortunato*, *smontar*, *svaligiato*, *snaturale*, *sproposito* u. s. w. Dieses Zusammenkommen des Nasenvokals, und des Nasenkonsonans in ganz verschiednen Ausdrücken derselbigen Idee zeigt sehr deutlich, daß die Natur dieses Organ bey mehreren Nationen zur Bezeichnung der Verneinungen bestimmt habe. Denn unter dem Nasenvokal *in* und dem Nasenkonsonans *S* ist keine Aehnlichkeit. Folglich ist dieser Umstand auch nicht die Wirkung von einer willkührlichen oder ausgedachten Wahl; sondern die Folge von einer verborgnen Analogie, die aus dem Physischen der Maschine entspringt. Dieses wird aus Num. 189. erhellen [44]).

49. Vom

44) Wie doch Systeme verleiten können! Wie man alles so begierig aufhascht, was nur einigermaassen zum Vortheil einer Theorie gebraucht werden kann, die man selbst ersonnen! Ich glaube allerdings, daß das S, der Zischer, gern eine negative Idee ausdrückt. Ich

49. Vom Gesang, und von den Wörtern, die sich für ihn schicken.

Der Nasenvokal ist harmonisch, und tönend. Eben deswegen schickt er sich zur Lyrischen Dichtungsart, und besser für die Poesie, wo er eine Art von Musik erzeugt, als für die Musik selbst. Der Gesang und die Rede sind in Absicht auf ihre ersten Prinzipien so sehr verschieden, daß es gar nicht leicht ist, ihre Inflexionen, ihre Elemente und ihre Organen mit einander zu vergleichen. Wenn der Gesang rein seyn soll: so darf er zu keiner andern Röhre, oder einem andern Theil von Instrument hervorgehen, als zum vollen Kanal, aus dem offnen Mund. Er verträgt also blos einfache und freye Vokalen. Denn bey dem Gesang kömmt es blos auf die Vokalen an, ohne daß irgend eine Wirkung oder Gegenwirkung unter dem Gesang, und unter den Inflexionen der sechs Organen, die wir Konsonanten nennen, vorgeht. Selbst bey den Wörtern, die abgesungen werden, artikulirt die Rede einzig und allein die Konsonanten; der Gesang hat daran gar keinen Antheil; er hat es blos mit dem Vokal zu thun. Die Nasenvokalen können dem Gesang darinnen entgegen seyn, daß sie einen Ton in der Nase tönen machen, der durch

den

Ich habe selbst an den Thieren wahrgenommen, daß sie das *S* zum Ausdruck ihres Unwillens und der Verneinung anwenden. Die Gans zischet am allermeisten bey Negationen. Den Nasenvokal gebraucht sie gar nicht. Aber ich glaube deswegen doch nicht, daß der Zischer ein Nasenkonsonant sey.

den Mund hinausgehen sollte; und daß die Nase am Instrument eine zwote Pfeife ist, die in der Musik mit der andern Pfeife nicht harmonieret. Sie ist der Musik hinderlich, und diese mag sich ihrer nicht bedienen. Daher haben die reinen Vokalen in der Italiänischen Sprache, von denen sie voll ist, dieser Nation den Vorzug ihrer Musik vor allen versichert. So hört man in der französischen Musik bey den Läufern über gewisse Nasensylben, die in der Lyrischen Poesie häufig vorkommen, z. B. *chan*-ter, *triom*-phe blos das Schleifen des freyen Vokals *A*, *O*; und nur, wenn die Musik einen Ton aushält, oder am Ende des Läufers, tönet der Nasenvokal, *an*, *om*. Man kann hierüber Beobachtungen anstellen, und sie werden alle lehren, daß wenn bey dem Schleifen der ersten Sylbe des Worts *chanter* der Vokal an, und nicht der reine Vokal *a* gehöret würde: so würde man nicht mit der Kehle, sondern ganz durch die Nase auf eine äusserst unangenehme Art singen. Gewisse harte, obgleich lyrische Sylben, z. B. a*mour*, er*reur*, wo die trillernde Artikulation einem stummen Vokal zugesellet ist, sind in der Musik sehr unangenehm, und die Sprache hat so viel bey dergleichen Tönen zu thun, daß der Gesang, dessen Ton schon so sehr vom Ton der Rede verschieden ist, seine eigenthümliche Operation ihr nicht anpassen kann.

Die Musik hat wirklich ihre eigne Melodie. In ihrem Gang mag sie weder von irgend einer Anstrengung, noch von einer sehr ausgezeichneten Melodie der Wörter Zwang leiden. Da die Operation

ration und die wirkenden Ursachen des Gesangs weniger verschieden und geringer an der Zahl sind, als die Ursachen der Rede: so können sie diesen nicht auf allen ihren Gängen folgen. Eben deswegen verlangt die Musik weiche, fliessende und leichte Wörter. Sie ist in beyden Fällen gezwungen, theils wenn zu viel, theils wenn gar kein Rhythmus in den Worten liegt. Der leztere Mangel würde ihrem Wesen zuwider seyn. Die lateinischen, prosodischen und sehr abgemessenen Verse schicken sich nicht für sie. Die französisch ganz platte von aller Quantität entblößte Prose taugt auch nicht zur Musik. Besser ist die lateinische Prose, und französische Vers; denn die französische Poesie hat in Wahrheit nicht mehr Maaß, als die lateinische Prose. Eben so wenig verträgt sich die Musik mit Hexameters der gemeinen Sprachen, die für sie zu lang sind. Denn da der musikalische Diskurs weit mehr eingeschränkt ist, als der Diskurs der Ideen: so braucht jener nur kurze Phrasen, und läßt ihnen überall kleine Ruhepunkte. Man wird dieses leicht bemerken, wenn man ein Stück einer Symphonie mit Punkten, Kolon und Virgeln, nach dem es der musikalische Sinn erheischet, abtheilen wollte. Hier wird man den Hauptgrund finden, um welches willen zur Musik kurze, abgebrochene Verse erfordert werden: ferner, wie gut sich die doppelten Reimen, wegen ihrer Analogie mit dem Gesang, zur Musik schicken: wie sehr nöthig es sey, daß der Sinn und die Ruhepunkte der Wörter mit dem Gesang übereinstimmen müssen, weil dem Ohr nichts unerträglicher ist, als

wenn

wenn eine musikalische Virgel gerade da angebracht worden, wo das Wort in der Mitte von einander geschnitten wird. Nothwendig muß auch der Stärkste seinen Gang nach dem Schwächern einrichten, wenn sie beyde zugleich fortgehen sollen. In unsern Opern gerathen die melodischsten Lieder nur nach dem musikalischen Air und dessen Gang. Daher kömmt es, daß es deren in Absicht auf die Poesie so wenig gute giebt. Aber wenn es schwer ist, Verse in dergleichen Lieder, die man Parodien nennt, zur Musik zu machen: so ist es noch schwerer, wenn man die Poesie vorher macht. Dem Quinault ist es gelungen, auf eine Musik der Oper Phaeton, das Lied zu machen, *Ce beau jour ne permet qu' à l'aurore*, u. s. w. Man kann aber sicher glauben, daß Lulli, so ein grosser Meister er war, seinen Gesang zu den Worten des Quinault nicht so vortreflich würde gemacht haben, wie er ihn wirklich gemacht hat.

Da die Franzosen zu ihren Gedichten unmöglich so schöne Gesänge machen können, als die Italiäner: so fangen sie seit kurzem an zu italiänischen Gesängen, französische Wörter zu machen, so gut sie können. Die Italiäner sind dieser Mühe überhoben. Sie bekümmern sich wenig darum, wo sie anfangen sollen, da die Musik völlig mit ihrer Sprache sympathisirt.

Die französische Sprache ist hingegen zur singenden Deklamation geschickt. Diese ist ihrem Rhythmus, und ihrem Geschmack angemessen. Man nennt dieses Recitatif. Aus ihrer grossen Anzahl von guten, ausdrucksvollen, angemessenen

und

und wohlgerathenen Singstücken sind die allermeisten Recitatife von dieser deklamatorischen Art. Kaum wird man in allen ihren Opern ein Duzet Arien der Vokalmusik aufweisen können, die nach der Poesie eingerichtet sind, und die den Namen von Singarien wirklich verdienen. Die Franzosen haben ihrer verhältnißmässig mehr in ihren Kantaten, deren Bau sich den Italiänischen am meisten nähert. Ich will hier nichts von den Parodien sagen; denn es ist gewiß, daß die französische Musik durch ihre Verschiedenheit, und ihre unendliche Anzahl von vortreflichen Symphonien, Menuetten, Chacons, Rigodons, und andern Balleten, die ganz melodisch und abgemessen sind, einen grossen Vorzug hat. Die lateinische Sprache schickt sich zur ernsthaften, harmonischen und erhabnen Musik sehr gut, weil sie nette und tönende Wörter hat. Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation besser, oder auch nur so gut von dieser schönen Sprache in der Musik Gebrauch gemacht hat, als die Französische.

50. Die Akcente machen eine Art von Mittelartikulation unter dem Reden und dem Gesang aus.

Die Akcente, die, wie ich unten bemerken werde, eine eigne Ordnung von natürlichen Wörtern der ursprünglichen Sprache ausmachen, (Man sehe Num. 85) haben an der Musik vielen Antheil. Aber meiner Meynung nach gehören sie zum Ton der Sprache, und ich halte dafür, man müsse sie nicht,

nicht, wie man bisweilen thut, mit dem musikalischen Ton vermengen, der mit dem Ton der Sprache nicht einerley ist, weil das Organ der Sprache und das Organ des Gesangs nicht einerley sind. Das geht so weit, daß wir einen Menschen an seiner Singstimme nicht würden erkennen können, wenn uns schon seine Sprachstimme sehr bekannt wäre. Man findet auch oft Personen, die eine grobe und unangenehme Sprachstimme haben, deren Gesang aber sehr lieblich ist. Man findet auch das Gegentheil. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß die Akzente die Modifikation des Sprachtons sind, der sich der Musik am meisten nähert, so, daß sie in der Natur eine Mittelgattung zwischen dem Reden und dem Gesang hervorzubringen scheinen. Selbst ihr Name lehret es schon. (*Accentus*, id est, *ad cantum, prope cantum.*) Man kann auch hinzusezen, daß wenn der Akzent in einer heftigen Leidenschaft, des Schmerzes oder der Freude, anhaltend wird: so wird er tönend genug, um sich fast ganz in Gesang zu verwandeln. So hat der gute Gang der Akzenten auf die musikalische Komposition sehr vielen Einfluß; vornehmlich aber in den Recitatifen, und den rührenden Arien. Der Komponist und der Sänger müssen sehr auf den Akzent Acht haben, wenn sie die Empfindung recht ausdrücken wollen. Hier aber bey der Untersuchung der Prinzipien, die vielleicht nicht die nämlichen sind, muß man sie beyde sorgfältig, als abgesondert von einander unterscheiden; oder wenn auch die Prinzipien dieselbigen sind: so ist doch ihre Wirkung im Reden weit

weit schwächer, als im Gesang. Das ist so richtig, daß die Deklamation der Oper, und die Deklamation der Tragödie, beyde mit Akcenten überladen sind, obgleich die erstere Gesang hat, und die leztere, wenn sie gut seyn soll, nicht gesungen werden darf. *Zaire, vous pleurez,* und *Seigneur, vous changez de visage* hat Akcente, und die nämliche Art von Artikulation, wie *Quoi! Sangaride est morte?* und *Le vainqueur de Renaud, si quelqu' un le peut être.* Aus diesen Beyspielen erhellet, daß der Akcent blos von den Worten abhängt, und der Erzehlung der ausgesprochenen Deklamation zugehöret. Der Akcent bringt bey plözlichen und heftigen Bewegungen der Seele durch eine unerwartete und fortgesezte Intonation grosse Wirkungen in dem Zuhörer hervor. Man muß ihn bey allen Arten von Deklamation gebrauchen, wenn man mit Macht erschüttern will. Daher unterscheidet sich auch ein guter Komponist von einem mittelmäßigen darinnen, daß jener, wie Lulli es hier gemacht hat, zu diesen Wörtern eine solche Musik zu sezen weis, die dem Sänger den Akcent zeigt, den der Gedanke erheischt, und die ihn nöthigt, eben denselben Akcent zu gebrauchen. Uebrigens ist es nicht so leicht, den Akcent zu bezeichnen, als die Wörter zu schreiben, oder den Gesang in Noten zu sezen. Man schreibt den Ausdruck der Empfindung nicht vor. Der Akcent, der die Empfindung angiebt, ist die Sprache des innern Sinnes. Wir haben dazu keine Anleitung, als die Erschütterung durch die Leidenschaften, die uns in Bewegung sezen. Die Schauspieler bringen in

ihr

ihr Stück nur so viel Wahres, als sie in uns dieselbigen Bewegungen der Seele hervorbringen. (Man sehe Num. 51.) [45].

51. Die Ursachen vom Gesang. Von dem ihm eigenthümlichen Organ.

Folgendes läßt sich etwa über das eigenthümliche Organ des Gesangs anmerken: Die Singstimme hat über das eine Bewegung des ganzen Luftröhrenkopfes, dieses Theils der Luftröhre, die sich an der Luftröhrenspalte endiget, welche von Muskeln umgeben und gehalten wird. Das Wanken und die Schwingungen des Luftröhrenkopfs bringen eine Art von Undulation hervor, die sich bey der Redestimme nicht findet, ausser daß man sie etwas weniges bey dem Nasenvokal empfinden kann, wo der Durchgang der Luft die Naselöcher und das Zwergfell der Nase ein wenig erschüttert. Die Stimme des Gesangs beruhet aber vorzüglich auf den Vibrationen, und der grössern, oder der mindern Spannung der Luftröhrenspalte. Diese schöne Entdeckung ist man dem Herrn Ferrein schuldig. Er konnte den menschlichen Gesang, und selbst das Geschrey der Thiere dadurch hervorbringen, daß er

45) Ueber den Akcent hat der grosse Kompilator *Beauzée*, der bey weitem nicht Talente noch Sprachkenntnisse zur Verfertigung einer allgemeinen Sprachlehre besaß, eine ziemlich ausführliche Abhandlung aus andern Schriftstellern zusammengetragen. (Grammaire Generale *Tom. I. Liv. I. chap. 6.*)

er in die aus den Körpern herausgenommenen Luftröhren bliess, und die membranösen Bänder der Luftröhrenspalte zittern machte. Die Zusammenziehungen, und die Ausdehnungen dieser Schnüre, die den Chorden auf den Violons ganz ähnlich sind, bringen mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit in einer sehr kurzen Zeit die mehr oder weniger tiefen Töne des Gesangs hervor. Ihre Schwingungen machen den Gesang selbst. Die Luft vertritt dabey die Dienste des Anschlägers, oder des Fiedelbogens. Die Lunge, die mit mehr oder weniger Kraft, Schnelligkeit und Menge, die Luft heraustreibt, thut eben das, was die rechte Hand des Violonisten thut, die den Fiedelbogen führt. Nach dem Maas dieser Kraft richtet sich die Intensität des Tons, sein Sanftes, und seine Härte, kurz alles was man in der Musik das Volumen der Stimme nennt. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Nachlassung und die Erhebung des Luftröhrenkopfes, der grössere oder kleinere Durchmesser der Röhre zur Hervorbringung des tiefen und des hohen Tons beytragen. [46]).

Die

46) Hier hat de Brosses die anatomischen Bemerkungen über die Erzeugung des Gesangs benuzt, die er oben bey der Auseinandersezung der Erzeugung der Buchstaben, und der Verschiedenheit der Töne übergieng. Nach Haller besteht der größte Unterschied unter dem Singen und dem Reden in den Undulationen, durch welche der Luftröhrenkopf nicht in Ruhe bleiben kann, sondern sich gleichsam in einem Gleichgewicht beym Singen befindet, welches die erhebenden und niederdrückenden Kräfte bewirken. Ueberdem gehört

Die Stimme zum Gesang ist also eine Orgel aus Saiten, welche Blasebälge, aus denen die Luft herauskömmt, eine Röhre, die die Luft in sich faßt, und zitternde Schnüre hat. Sie ist ein Instrument mit Saiten bezogen, die von der Luft in Bewegung gesezt werden. Ein Paar Bestandtheile, von denen man nie geglaubt hat, daß sie an einem Instrument sollten können angebracht werden, und die demohngeachtet sehr geschickt sind, dem Instrument die möglichste Vollkommenheit zu geben, indem es durch sie sich leicht spielen läßt, und noch ausser dem einen reinen Ton von sich geben muß. Dieses ist eine Eigenschaft der Luft, und jenes eine Eigenschaft der ausgespannten Saiten; und die Verschiedenheit, die bey unsern künstlichen sowohl Luft- als Saiteninstrumenten sich findet, schließt entweder eine, oder die andere von diesen Eigenschaften aus, die doch beysammen seyn sollten. So finden wir, daß die Orgel vollstimmig, und majestätisch klingt, aber nicht fein; und der Ton des Klaviers ist munter und lustig, aber heiser. Das Singinstrument der menschlichen Stimme vereinigt alle diese Vortheile in sich. Man vergleiche über diesen Bau die vortreflichen Abhandlungen von Herr Dodart, und von Herr Ferrein in den Schriften der Akademie der Wissenschaften.

52. Ana-

gehört noch zum Singen ein Wiederlaut, und gespannte Fasern, wie man denn wirklich die Knorpel am Luftröhrenkopf einer Sängerin fester und feiner gefunden hat, als bey gewöhnlichen Menschen. (Element. Physiol. *Lib. IX. Sect. III.* §. 17).

52. Analyse der Umstände und der Modifikationen, deren die Stimme der Rede, und die Stimme des Gesangs fähig sind. — Welches ist der Karakter des Unterschiedes von beyden Stimmen? — Vom Gesez tönender Körper, welches die nothwendigen Prinzipien von der Harmonie festsezt.

Herr Duclos hat im 21sten Band der Schriften von der Akademie der schönen Wissenschaften sehr sinnreiche und sehr gegründete Bemerkungen über das Karakteristische der theatralischen Deklamation, sie mag nun die Rede, oder den Gesang betreffen, aufgezeichnet. Er beschreibt die Deklamation sehr richtig, und was er davon anführt, kömmt mit den Akcenten völlig überein. „Sie ist, „sagt er, eine Beschaffenheit, oder eine Modifika„tion, die die Stimme erhält, wenn wir von ir„gend einer Leidenschaft in Bewegung gesezt wer„den. Sie macht diese Bewegung denen, die uns „zuhören, auf eben die Art bekannt, wie die Züge „unsers Gesichts sie denen zu erkennen geben, die „uns ansehen.“ Wir wollen mit ihm alles das kurz untersuchen, was sich bey dem Ton der menschlichen Stimme findet, das heißt, bey dem Durchgang der Luft, die von den Lungen hervorgetrieben wird, und die aus der Röhre durch die Oefnung der Stimmrize herauskömmt. Wenn wir seine Modifikationen auseinander legen, um sie alle einzeln zu betrachten: so werden wir dabey finden

1) Den blossen Ton.

2) Die Masse und die Stärke des Tons, nachdem die Lungen mehr oder weniger Stärke der Luft mittheilen, und nachdem die Luft in den Höhlungen des Mundes tönet. 47)

3) Die

47) Oben erklärte unser Verfasser die Bildung der verschiednen Töne aus der Verengerung des Durchmessers einer Pfeife, und aus der Einziehung ihrer Länge. Aber diese unendliche Mannigfaltigkeit der feinen, groben, scharfen, leisen, starken, schwachen Stimmen bey Menschen und Thieren wird daraus bey weitem nicht befriedigend erklärt. Es kömmt hiezu, daß das Werkzeug der Stimme nach den besten anatomischen Beobachtungen weder mit einer Pfeife, noch mit einer Orgel verglichen werden kann, bey welcher die Hervorbringung verschiedener Töne von der verschiedenen Länge der Röhren abhängt, von denen der Mensch nur eine einzige hat. Ich will diese anatomisch-physiologische Meynungen, über welchen die Anatomiker noch immer im Streit liegen, aus Haller anführen. Nichts ist gewisser, als daß die Beschaffenheit der Stimmrize, oder der Luftröhrenspalte, (*Glottis*) die eigenthümliche Eigenschaft in die Stimme eines jeden Thiers eindrückt. Man kann nämlich durch blosses Einblasen der Luft in die Luftröhre einer Gans, Kaze, u.s.w. die Gänse- und Kazenstimme hervorbringen, ob gleich diese Versuche nicht allemal gerathen. Ferner bemerkt man, daß bey Hervorbringung einer feinen oder einer groben Stimme der Luftröhrenkopf (*Larynx*) im ersten Fall in die Höhe, und im lezten Fall niedersteigt. Nach Voraussezung dieser unläugbaren Erfahrung frägt es sich: Wie wird die Stimme durch das Aufsteigen des Luftröhrenkopfes feiner? Einige glauben; weil der Stimmenkanal dadurch länger werde. Dodart hingegen behauptet, daß diese veränderte Länge der Luftröhre zur Bildung feiner und grober Töne nichts beytrage, und

3) Die Langsamkeit und die Geschwindigkeit, mit welcher die Luft mehr oder weniger schleunig aus der Lunge hervorgedrückt wird.

4) Die

und daß, wenn davon etwas herrührte, bey dem Aufsteigen des Luftröhrenkopfs, folglich bey der Verlängerung der Luftröhre gerade das Gegentheil erfolgen müsse, als die Erfahrung lehret, nämlich eine grobe Stimme: so wie durch das Heruntersteigen des Luftröhrenkopfs die Röhre kürzer werde, und folglich ein feiner Ton herauskommen müßte. Dodart selbst hält sich einzig an die Verengerung der Stimmrize zur Erzeugung des feinen, und an die Erweiterung dieser Spalte zur Erzeugung des groben Tons. Er glaubt deswegen werde die Stimme durch das Aufsteigen des Luftröhrenkopfs feiner, weil die Stimmrize durch dieses Aufsteigen enger werde. Und das Niedersteigen desselben mache einen Baß, weil sich diese Spalte durch den niedergedrückten Schildknorpel (*Cartilago thyreoidea*) erweitert: oder auch, weil der ganze Luftröhrenkopf dadurch von einander gezogen wird. Die Spaltenbänder selbst, sagt er, haben ein Vermögen, daß sich ihre elastische Fibern von freyen Stücken zusammenziehen, und in eine gerade Linie verwandeln, und davon rühre die Verengerung der Glottis eigentlich mit her. Daß aber bey verengerter Spalte ein Ton feiner werde, komme daher, weil dadurch der Strom der herauffahrenden Luft beschleunigt werde, und folglich in der gegebenen Zeit mehr Schwingungen hervorgebracht würden. (*Memoires de l'Academie des Sciences* 1700), Nach dieser Theorie Dodarts blieb das Instrument der Stimme freylich einer Flöte ähnlich, so wie es auch die Alten vorzustellen pflegten. Ferrein aber war der Hauptmann, der diese Erklärungsart umzustossen suchte. (Memoires de l'Acad. des Sciences 1741). Er, und nach ihm mehrere grosse Männer bewiesen durch Versuche, daß von der veränder-

4) Die verschiednen Grade der Erniedrigung oder der Erhöhung, nach welchen die Spalte der Glottis mehr oder weniger offen ist; nachdem die ganze Höhlung des Kanals mehr oder weniger verengert ist; nachdem der Ton näher oder weiter vom äussern Mundloch schallet. Alle diese Umstände sind eben so viele verschiedene Modifikationen, davon man nicht die eine vor die andre annehmen darf. Von der zwoten hängt die Härte und das Sanfte; von der dritten das Anhalten und die Geschwindigkeit, und von der vierten die Tiefe und die Schärfe des Tones ab. Alles dieses kömmt der Rede eben sowohl zu, wie dem Gesang; das *piano e forte*, *adagio ed allegro*, *soprano e basso*. Die dritte Modifikation gehört vornehmlich zur musi-

änderten Breite der Stimmrize gar keine Veränderung im Ton erfolge; daß also das Instrument der Stimme nicht in die Flötenklasse gehöre: sondern daß die verschiedene Spannung der Bänder der Luftröhrenspalte die Ursache von den veränderlichen Tönen sey, und daß folglich das Instrument der Stimme mit solchen Instrumenten verglichen werden müsse, die mit Chorden bezogen sind. Er fand, daß sich durch Verengerung der Luftröhrenspalte zwar die Stärke des Tons verändere, daß aber sonst im geringsten keine andre Veränderung dadurch entstehe. Schnelle Bebungen der Bänder geben feinere Töne. Drückt man die Bänder: so hören alle Schwingungen und folglich aller Schall auf. Durch das Verrücken des Schildknorpels werden die Bänder ausgedehnter, und je mehr sie gespannt sind, desto feiner wird der Ton, so bald sie nämlich von der in die Luftröhre getriebenen Luft berührt, und in Bebungen versezt werden. — Diese beyden sind die bekanntesten Erklärungsarten der

musikalischen Taktik, zu dem, was man das Maas und die Bewegung nennt, die den wahren Rhythmus der Musik ausmacht. Die vierte karakterisiret die Unterschiede unter den Stimmen und den Instrumenten. Sie gehöret, so wie auch die zwote, zur Intonation der Rede sowohl, als des Gesangs. Aber keine darf mit dem Gesang verwechselt werden, weil ihre Verschiedenheiten sich schon in der Aussprache der gewöhnlichen Rede zu erkennen geben.

5) Den Akcent und die Deklamation, die, da sie von allem dem, was ich angeführt habe, Gebrauch macht, und daran Theil nimmt, eine neue Modifikation in der Substanz der Stimme selbst hervorzubringen scheint. Eine Modifikation, die von der Empfindung der Seele erzeugt wird, und die

der Verschiedenheit der Stimme, auf welche auch de Grösses hinweiset. Beyden Hypothesen können mehrere Gegengründe entgegengestellet werden, die der Herr von Haller in einer vortreflichen Abhandlung auseinander gesezt, und geprüft hat. (Element. Physiol. *Lib. IX. Sect. III.*) Die größten Aerzte halten ihr Urtheil darüber zurück; und man thut vielleicht am besten, wenn man beyde Hypothesen mit einander verbindet: weil doch zur Hervorbringung einer stärkern Stimme, ein stärkeres Zittern der Bänder, und eine verengerte Stimmrize mitwirkt. Dazu kömmt noch die grössere Gewalt der herausgestossenen Luft, und die Geschwindigkeit, mit welcher man sie hervortreibt; ferner der Wiederschall der mehrern elastischen Theile des Sprachwerkzeuges, wodurch sich das wiederholende Echo mit dem ersten Schall vermischt, und die Stimme verstärkt: die ganze Luftröhre, der Luftröhrenkopf, die Kammern desselben, der knochichte, gewölbte und harte Gaumen, der Nasenkanal u. s. w.

die von der Rede und dem Gesang verschieden ist, weil sie sich mit beyden vereinigen, und wiederum von beyden wegbleiben kann. „Sie ist eine Be„schaffenheit, die unsre Stimme erhält, wenn un„sre Seele aus einem ruhigen in einen unruhigen „Zustand übergeht, und von einer Leidenschaft, „oder einer lebhaften Empfindung bewegt wird. „Diese Abänderungen der Stimme sind unwill„kührlich. Sie begleiten ganz nothwendig die „natürlichen Erschütterungen der Seele. Im Ge„sang, so wie auch in der Stimme, ist der Aus„druck des Gesangs etwas vom Gesang selbst, und „von den harmonischen Intonationen verschiedenes. „Der Schauspieler kann, ohne gegen dasjenige zu feh„len, was den Gesang ausmacht, den Ausdruck „zusezen, oder ihn mangeln lassen.

6) Den Gesang, der zum Ton der Stimme noch eine besondere Modulation, eine melodische Undulation, eine sehr verschiedene und weitläuftige Intonation hinzusezt, die nur nach gewissen regelmäßigen Zwischenräumen erfolgen. Die Geseze dieser Zwischenräume sind von der Natur selbst gegeben. Sie fliessen alle aus einem gewissen physischen und nothwendigen Grundsaz, den man das Gesez der tönenden Körper nennt. Dieses Gesez lautet so: Ein tönender Körper, der mit einem Schlag angeschlagen wird, giebt nicht nur seinen Hauptton von sich, sondern auch die hohe Quinte der Oktav, und die noch höhere Terz der doppelten Oktav; und derselbige Schlag macht auch einen andern benachbarten Körper, wenn er tiefer ist, als eine Quinte des angeschlagenen Körpers, summen.

Aus

Aus dieser Resonanz der hohen, und aus diesem Summen der tiefen Oktav entsteht die harmonische Progression, die reelle, und wahre Ordnung aller Skalen, die Verschiedenheit des harten und weichen Tons, die Regeln des Akkords, mit einem Wort, alle Grundsäze der Melodie, und der Harmonie. *) Die beyden geschickten Physiker, die ich schon angeführt habe, haben bemerket, daß die Bewegung des Luftröhrenkopfs die Schwingung seiner zitternden Schnüre, den Ton der Stimme, diese Art von besonderer Undulation giebt, die in der blossen Rede nicht vorkömmt. Man kann dem tönenden Körper den harmonischen Schlag mittheilen und nicht mittheilen, das heißt der Stimmmaschine des menschlichen Körpers; und alsdenn wird die Stimme entweder singend, oder blos redend seyn. Die Verschiedenheit unter diesen beyden Stimmen kömmt davon her, ob die Bänder des Luftröhrenkopfs in Schwingungen versezt sind, oder aber ob sie ruhig festliegen. Daß die Stimme Singstimme oder Sprachstimme ist, rührt sowohl in Absicht des Lautes, als auch des Tons ganz von der Stimmrize her. Aber die Undulation hängt ganz von der Bewegung des ganzen Luftröhrenkopfes ab. Sie ist eine Modifikation, die man nur, wenn man will, hinzusezt. Ohne daß sie einen nothwendigen Theil von der Stimme ausmacht: so hat sie doch auf das Ganze und selbst auf die Substanz des Lautes Einfluß.

Alle

*) Man vergleiche hiebey das, was ich im *Dictionnaire Encyclopedique* hierüber angemerkt habe.

Alle diese Verschiedenheiten, die ich beschrieben habe, betreffen blos den Vokal, ohne alle Beziehung auf den Konsonanten, die ihm eine Figur geben. Er allein erhält die Modificationen sowohl von den Akcenten in der blossen Rede, als auch von der musikalischen Intonation im Gesang. Ich habe schon bey Num. 49. angemerkt, daß der Konsonans am Gesang keinen Theil hat. Auch am Akcent, der durch die Bewegung der Seele hervorgebracht wird, hat er weiter keinen andern Antheil, als daß er bey einer heftigen Aussprache nachdrücklicher und artikulirter ist.

* * *

Fünftes Kapitel.

Von dem organischen und allgemeinen Alphabet, welches aus einem Vokal, und aus sechs Konsonanten besteht.

53. Von der Art, den Vokal des organischen Alphabets vorzustellen.

54. Von den Konsonanten des organischen Alphabets.

55. Vom künstlichen Alphabet.

56. Vom Gebrauch dieses Alphabets.

57. Ein Beyspiel.

58. Ein anderes Gemählde der organischen Schrift.

59. Vom Punkt Dagesch.

60. Von der Brauchbarkeit des zweyten Gemähldes.

61. Beyspiele von Sprachen, die nach dieser zwoten Tablatur verglichen sind.

53. Von der Art, den Vokal des organischen Alphabets vorzustellen.

Wenn wir nach den Bemerkungen, die ich angeführt habe, die Wurzelkaraktere eines primitifen Alphabets, welches auf alle Sprachen des Erdbodens anwendbar ist, entwerfen wollen: so kann man den ordentlichen, oder den ofnen Vokal, durch eine gerade Linie vorstellen, Tafel I. Fig. 1: Den tönenden, und den Nasenvokal, bey welchem der Gang der Luft krumm ist, und einen spizigen Winkel macht, weil er, nachdem er durch die Luftröhre hinaufgestiegen, in den Naselöchern wieder herunter kömmt, kann man so zeichnen, wie in der Fig. 2. geschehen: und den tauben Vokal oder das stumme *e*, bey dem man sich nicht aufzuhalten braucht, weil es fast keinen Effekt hat, durch eine blosse etwas kürzere Linie Fig. 3.

Wenn die gerade Linie noch ein kleines Strichelchen in der Mitte, oder ein wenig über der Mitte, oder ein wenig unter der Mitte niederwärts, oder ganz oben, oder ganz unten hätte, wie Fig. 4, 5, 6: so könnte diese Abtheilung die Länge der Chorde oder der Röhre bezeichnen. Sie könnte anzeigen, daß der Ton aus der Mitte, oder etwas höher, oder ein wenig niedriger, oder ganz hoch, oder ganz niedrig hervorgebracht werde. Denn ich habe bemerkt, (Num. 33.) daß man bey der Bildung der fünf gewöhnlichen Vokale nichts weiter thut, als daß man allmählig die Chorde der Stimme verkürzt, indem man sie nach grössern oder kleinern Abtheilungen anschlägt. Die Fig. 4, bezeich-

net das *i*, welches ohngefähr die Mitte der Chorde ist, oder ihre Theilung durch die Hälfte. Die Fig. 5, eine gerade Linie, die ihren Zeiger, oder ihre Abtheilung ganz am Ende hat, bedeutet eine ganz freye Chorde, die den reinen und freyen Vokal *a* anzeigt. Die Fig. 7, die vom *a* durch eine zur Linken angebrachte Abtheilung unterschieden ist, statt daß jene zur Rechten geht, ist die tiefe und guttural Aspiration *h*, das Komplement des Tiefen. Die Fig. 6. ist das Gepfeif *ü*, das Komplement des Hohen. Die Abtheilung, die mehr hoch oder mehr niedrig angebracht ist, Fig. 8. 9 deutet die Mittelvokalen an, deren Zahl unendlich seyn kann, so wie sie es auch wirklich ist, weil es in der Linie eine unendliche Menge von Punkten giebt, wo der Strich kann hingesezt werden. Da also seine Stelle den besondern Karakter des einfachen Lautes bezeichnet: so wird man auf diese Weise einen beynahe gleichförmigen Schlüssel aller möglichen Vokalen aller Völker des Erdbodens haben, die ins Unendliche abgeändert werden.

Wenn der Vokal einen schweren Akcent, und einen langen Ton hat, dadurch er verdoppelt zu werden scheint, wie in den, Num. 41, angeführten Beyspielen: so muß man den Einschnitt in die Queer von beyden Seiten der Vertikallinie verlängern, und sie im künstlichen Alphabet so abbilden, wie in Fig. 10. 11. 12.

Wenn man wahre Diphtongen hat, wo man den Vokal zweymal vernehmen kann, wie in den Num. 42, angeführten Exempeln: so muß man auch den Karakter des Vokal zweymal im künstli-

chen

chen Alphabet zeichnen, und den Ton zweymal anzeigen, weil er wirklich gedoppelt ist, und man muß nicht in den gewöhnlichen oben berührten gemeinen Fehler verfallen. Ein Beyspiel von drey Vokalen, dem tauben, freyen und tönenden, *e*, *é*, *en*, ist Fig. 3, 8, und 2.

54. Von den Konsonanten des organischen Alphabets.

Eben so leicht lassen sich die sechs ursprüngliche Konsonanten in unserm küstlichen Alphabet vorstellen. Tafel IV. Die Lippe, Fig. 1. Kehle, Fig. 2. Zahn, Fig. 3. Gaumen, Fig. 4. Zunge, Fig. 5. Nase, Fig. 6. Durch ein Punkt zur Rechten kann man leicht den weichen oder sanften Konsonans, Fig. 7; und durch ein Punkt zur Linken leicht den harten bezeichnen, Fig. 8. Wenn er sehr weich, oder sehr hart ist: so kann man den Punkt zweymal mahlen. Die Spiritus lassen sich auf folgende Weise andeuten: Der ausgestossenene oder aufgeschlagene, Fig. 9. Der gehauchte, Fig. 10. Der geschliffene, oder geflossene, Fig. 11. Der getrillerte, Fig. 12. Der angeschlagene, Fig. 13. Der gezischte, (oder gepfiffene) Fig. 14. Wenn ein Organ nicht den Spiritus gebraucht, der ihm eigen ist: so ist es unnöthig, es anzuzeigen. Wenn das Organ den Spiritus eines andern Organs ausstößt: so muß man ihn zum primitifen Buchstab sezen.

55. Vom

55. Vom künstlichen Alphabet.

So würde demnach ein künstliches Alphabet aussehen, welches aus den gemeinsten Buchstaben zusammengesezt ist. Man sehe die Tafel II und V.

56. Vom Gebrauch dieses Alphabets.

Man siehet leicht ein, daß diese Vorstellung etwas von der Bilder- und Hieroglyphenschrift an sich hat, und zwar deswegen, weil ich in diesem Gemählde eine jede Artikulation vermittelst eines groben Bildes des Organs vorstelle, welches sie hervorbringt. Der freye Vokal ist wie eine ausgespannte Seite vorgestellt, die ihren Klavis, oder ihre Abtheilung an der Stelle ihrer Länge hat, wo der Ton angeschlagen werden soll. Den Nasenvokal, wo die gezeichnete Linie durch den Ton sich in der Nase beuget, stellt die an ihrer Spize unter einem Winkel gebrochene Linie vor. Die Artikulation der Zunge ist Tafel IV Fig. 5 abgebildet; und die Artikulation der Nase Tafel IV Fig. 6. Der doppelte Buchstab, wie man den Buchstaben *M* auf der Tafel V siehet. Der getrillerte und der gezischte Spiritus. Ebendaselbst.

Der Zweck eines solchen Alphabets ist nicht, daß es zum gewöhnlichen Gebrauch dienen sollte, wozu es nie angewendet werden wird. Ich lege es hier nur denen, die sich auf etymologische Untersuchungen legen wollen, als ein sehr geschicktes Instrument vor, wodurch man sie berichtigen kann. Derjenige, der prüfen will, ob eine Ableitung rich-

tig

tig sey, darf nur mit den angegebenen Karakteren das Primitifum und das Derivatum hinschreiben. Dadurch wird er gleich einsehen, ob man bey dem einem und dem andern die nämliche Ordnung in der Bewegung der Organen behält. Dieses ist gewiß nach der Einerleyheit der Bedeutung die beste Probe, die man darüber haben kann, ob zwey Wörter aus ebenderselbigen Quelle abstammen; und wenn nun noch die Einerleyheit ihrer Bedeutung sich dabey findet: so ist der Beweis demonstratif. Man bemerke nur bey der Anwendung dieser Methode, daß man nicht auf gewisse anomalische Aussprachen dabey Rücksicht nehmen müsse, die in einigen Sprachen vorkommen, und wovon schon geredet worden ist. (Num. 37.) Ferner kann man sich des organischen Alphabets sehr vortheilhaft bey der Vergleichung verschiedener Sprachen bedienen. Wenn man ein Model aus einer jeden Sprache über denselbigen Diskurs, z. E. über das Gebet des Herrn, oder über ein jedes anderes Stück hätte: so müßte man eine jede Uebersezung mit den Charakteren dieses Alphabets schreiben. Aus der fast gänzlichen Uebereinstimmung, die viele von diesen auf solche Art geschriebenen Kopien haben werden, würde man alsdenn alle Sprachen mit einem Blick auf drey oder vier Sprachen zurück geführt finden, die eben so viele Hauptklassen ausmachen [48]).

57. Ein

48) Chamberlayn hat das Gebet des Herrn fast in allen Sprachen aller Nationen des Erdbodens geliefert, und es mehrentheils in den Schriftzeichen der Völker,

57. Ein Beyspiel.

Um ein Exempel zu geben, wie ausserordentlich leicht man vermittelst des organischen Alphabets erkennen kann, ob ein Wort nach dem andern gebildet sey, will ich eben desselbigen mich bedienen, welches Wachter angeführt hat, da er von den vielfältigen Veränderungen redet, denen die Wörter unterworfen sind. Dieser Gelehrte streitet gegen diejenigen, die es leugnen oder darüber spotten, was die Etymologisten von den Verwechselungen der Buchstaben lehren. Er wird so hizig, daß er sie wie Thiere, oder wie boshafte Menschen behandelt. Er zeigt, wie sehr ein wenig veränderters Wort geändert werden kann, wenn es aus einer Sprache in die andre übergeht. Er bemerkt bis sieben dergleichen Veränderungen in der Verwandlung des lateinischen Worts *Peregrinus* in *Bilgram*. 1) *B* statt *P*. 2) *i* statt *é*. 3) *L* statt *R*. 4) *é* verschluckt. 5) *a* statt *i*. 6) *M* statt *N*. 7) *us* weggeworfen. Aber wenn auch diese zwey Wörter noch verschiedener wären, als sie nach ihrem Ton und nach ihrer Figur wirklich sind, wie leicht würde man sie durch folgende Operation als einerley haben erkennen können, wenn man nur vorher die Vokalen und die Endigung im Lateinischen, *us* wegwirft:

Pe

Völker, die die Sprache reden, abdrucken lassen. Aber freylich besizt nur der kleinste Theil des menschlichen Geschlechts, Schrift. M. s. Chamberlayn's Oratio dominica, *Amst.* 1715. 4.

Pe	re	gr	inus		Bi	l	gr	am.
1	2	3	4		1	2	3	4

1) Lippenbuchst. P.
2) Zungenbuchst. R.
3) Getrillerter Kehlbuchst. GR.
4) Nasenvokal *in*.

1) Lippenbuchst. B.
2) Zungenbuchst. L.
3) Getrillerter Kehlbuchst. GR.
4) Nasenvokal *am*.

Diese beyden Wörter wollen wir nach dem organischen Alphabet schreiben, aber nur die Buchstaben ohne die freyen Vokalen, und wir werden die grosse Aehnlichkeit unter ihnen leicht wahrnehmen. (Man sehe Tafel III.)

58. Ein anderes Gemählde der organischen Schrift.

Hier ist eine zwote Vorstellung des organischen Alphabets. Sie ist so einfach, so methodisch, und leicht, als man sie nur verlangen kann. (Man sehe Tafel VI.) Man bemerke nur, um sie zu verstehen, daß von den sechs Konsonanten drey stumm sind, nämlich der Lippen- Zahn- und Kehlenkonsonans, und drey flüssig, der Zungen- Gaumen- und Nasenkonsonans. Da das ist: so stelle ich die stummen unter einer geraden, und die flüssigen unter einer an ihrem Ende gekrümmten Linie vor. Das sind schon zwey dem Aug kenntliche Karaktere. Ist der Buchstab weich oder hart: so kann man jenen vermittelst eines Punktes zur Rechten, und diesen vermittelst eines Punktes zur Linken bezeichnen. Ist es ein Mittlererbuchstab: so bleibt die Linie ohne

Punkt.

Punkt. Die gerade senkrechte Linie stellt den Lippenbuchstab vor. Eine schiefe Linie unter 45 Grad, deren Spize gegen die Rechte geneigt ist, den Zahnbuchstab. Die schiefe mit ihrer Spize links geneigte Linie, den Kehlbuchstab. Eine gekrümmte perpendikuläre Linie, den Zungenbuchstab. Ist diese rechts geneigt; den Gaumenbuchstab. Ist sie links geneigt: den Nasenbuchstab. An den Vokalfiguren will ich nichts ändern, sondern sie so lassen, wie sie in der vorhergehenden Vorstellung gebildet waren, nur eine kleine Verschiedenheit ausgenommen, die gleich erklärt werden soll. Ich mache ihre Züge etwas länger und feiner, als die Züge der Konsonanten, und ich seze sie über die Konsonanten hin, um die masoretischen Punkte vorzustellen und um eine Art von Sylbenschrift zu machen. Die Labialaspiration, oder das stumme *e*, ist mit eben demselben Vokalzug, der etwas kürzer und mit seiner Spize rechts geneigt ist, vorgestellt. Derselbige Zug, wenn seine Spize links hinhängt, deutet die Gutturalaspiration *h* an. Was die Spiritus betrift: so bringe ich unter einen jeden Buchstab den Zug, der das fremde Organ ausdrückt, dessen Buchstab den Spiritus verlangt. Nur eine Anmerkung ist noch über den Lippenbuchstab, oder, wenn man lieber will, über den Kinnbackenbuchstab, M zu machen, einer sehr scharfen und fast unveränderlichen Artikulation, die durch sich selbst wirkt, und sich an ihren eigenen Spiritus hält, der scharf von den beyden Lippen ausgestossen wird, ohne jemals einen Spiritus eines andern Organs zu affektiren. In der zwoten Tablatur stelle ich

das

das *M* durch eine gerade senkrechte Linie mit einem Punkt an ihrem untersten Ende vor [50]). Das Organ der Lippen ist sehr beweglich. Das Arbeiten wird ihm leicht. Daher bringt es auch fünf merklich verschiedne Töne hervor *Pe*, *Be*, *Fe*, *Ve*, *Me*; statt daß sich bey den übrigen Organen nur drey dergleichen Verschiedenheiten finden. Es hindert auch nichts, daß man das Gepfeif der äussern Theile der Lippen *We*, nicht durch einen an das oberste Ende der geraden senkrechten Linie angebrachten Punkt bezeichnen sollte.

Das übrige ist alles, wie auf der vorigen Tafel, nur mit dem Unterschied, daß, da diese zwote Tafel eine Sylbentafel ist, die rechts am Vokalzug angemerkte Theilung den Endigungsvokal in der Sylbe vorstellt. Wird die Abtheilung linker Hand angebracht: so mahlt sie den Anfangsvokal in der Sylbe.

50) Hier hat sich der Verfasser verschrieben. Ich habe den Text, so wie ich ihn im Original vor mir fand, ohne zu ändern, übersezt. Aber man darf nur das Kupfer dagegen halten: so sieht man, daß das *M* nicht durch einen am unterm Ende mit einem Punkt versehenen geraden Strich; sondern mit einer geraden Linie gezeichnet ist, in deren Mitte links ein Punkt angebracht worden. Eben so hat das *We* keinen Punkt am obern Ende, sondern am untern Ende der Linie. Ich habe in diesem Absaz noch einen Punkt bemerkt, der mit der Kupfertafel nicht harmonirt. Diesen habe ich aber durch Weglassung eines einzigen Worts verbessert. Ich vermuthe, daß der Verfasser an den Kupfern etwas änderte, wie er sie stechen ließ, und dann vergaß, auch seine Handschrift darnach zu ändern.

Sylbe. Wird sie auf beyden Seiten angebracht: so mahlt sie den mittleren Vokal in der Sylbe, zwischen zween Mitlautern. Z. B. das Endigungs *A* in *Sa*; das Anfangs *A* in *as*; das Mittlere in *Sac*. (M. s. Tafel *VI.*)

59. Vom Punkt Dagesch.

In dieser zwoten Tafelvorstellung gieng es sehr leicht an, den verdoppelten Konsonans, so wie ich den verlängerten Vokal bezeichnet habe, vermittelst eines oben oder unten angebrachten Punktes zu bezeichnen, dessen Effekt der Effekt des hebräischen Dagesch seyn würde. Aber diese Methode würde doch oft mangelhaft seyn. Das Wort, worinnen sich der verdoppelte Konsonans findet, ist gemeiniglich ein zusammengesetztes Wort. Der doppelte Konsonans gehöret zwo verschiednen Sylben zu, indem das Wort ordentlicher Weise ein aus einer Präposition zusammengesetztes Wort ist, *applico* statt *ad-plico*; *irritus* statt *in-ritus*; *collata* statt *con-lata*, *suppressit* statt *sub-pressit*. Man hat mehr Wohlklang darinnen gefunden, wenn man nur eine hart angestossene Artikulation machte, als wenn man sie beyde durch einen gedoppelten Stoß der Organen bezeichnete. Aber in der Tablatur, wo man sich nach dem Gebrauch richtet, darf man sich so wenig, als möglich vom Grund der Sachen entfernen. Man muß den verdoppelten Buchstab lieber zweymal zeichnen, als ihn vermittelst des Punktes Dagesch ausdrücken, welches in zweyen von den vier obigen Beyspielen nicht den Nasenvokal

tal *in* und *on* vorstellen würde; und welches in den beyden andern Exempeln blos dem ersten *P* zugehört, und nicht dem andern, wo die Lippe mit dem Spiritus der Zunge modulirt, und zwar mit dem scharfen in *pressit*, und mit einem etwas sanfteren in *plico*. Ausserdem ist der verdoppelte Buchstab, wenn er gleich dieselbige Figur hat, bisweilen in der Aussprache verschieden, und gehört nicht allemal derselbigen Sylbe zu. Z. B. *Accessit*, *acces-sit*. Nun würde es aber gefehlt seyn, wenn man in einer Sylbentablatur die Sylben durch einander werfen wollte. Man darf daher das Dagesch nie gebrauchen, ausser wenn der Vokal in derselbigen Sylbe verdoppelt und lang ist; und das aus keiner andern Ursache, als um die Aussprache desto stärker und heller zu machen. Aber Beyspiele davon sind selten.

60. Von der Brauchbarkeit der zweyten Tafelvorstellung.

Die erste Tablatur hatte darinnen etwas Hieroglyphisches, daß eine jede Figur der Buchstaben das Organ vorstellte, welches die Buchstaben artikulirt. Es würde ausserordentlich vortheilhaft seyn, wenn diese hieroglyphischen Gemählde nachahmend, und ausdrucksvoll genug seyn könnten, damit eine jede Nation schon aus dem Gemählde des Buchstaben abnehmen könne, was sie für ein Organ zur Aussprache desselben gebrauchen müsse. So würde dieselbige Schrift allen Völkern leserlich werden. Da aber das Lesen der Wörter das Verstehen

stehen derselben nicht allemal wirkt, sondern nur alsdenn, wenn es in denselbigen Dialekten geschieht: so sieht man leicht ein, daß das Bild nur äusserst unvollkommen seyn kann. Ich lasse daher diesen Vortheil gegen die ausserordentliche Einfachheit der Methode, und der Leichtigkeit der gangbaren Schrift fahren, die in der zwoten Tablatur vorkömmt. Man vergleiche das hinten angezogene Beyspiel. Ausserdem, daß diese Schrift organisch ist, folglich eine ihr ganz eigenthümliche Eigenschaft hat, an die ich mich in meinem ganzen System halte, vereinigt sie verschiedne Formeln der Völker in sich. (M. s. Kap. VII). Sie ist Sylbenschrift. Sie ist alphabetisch. Sie ist Schlüsselschrift; nicht Schlüsselschrift der Begriffe, sondern der Organe und der Aussprache, und sie ist simpel, weil sie nur aus sechs und mit dem Vokal aus sieben Zeichen besteht. Die Schlüssel der Organe führen in vieler Absicht zur Erkenntniß der Schlüssel der Ideen. Und das durch die physische und fast nothwendige Verbindung, die, wie wir aus der Erfahrung wissen, sich unter gewissen allgemeinen Beschaffenheiten der äussern Gegenstände, und unter gewissen Modifikationen der innern Organen findet, die von der Natur zum Ausdruck dieser Beschaffenheiten bestimmt sind. Ich will mich in den folgenden Kapiteln hierüber hinlänglich erklären.

Da also diese organische Schrift immer Buchstabenschrift bleibt: so hat sie noch den beträchtlichen Nuzen, daß sie neben ihren eignen Vortheilen noch einige von den Vortheilen der idealischen Schrift leistet, die die sinesischen Schlüssel haben. Man

weis,

weis, daß die sinesischen Karaktere den Augen Ideen des Verstandes, und nicht Buchstaben oder Artikulationen des Sprachwerkzeuges vorstellen. Die Hauptoperation dieser Schrift ist diese, daß man durch die Augen zur Seele gelangt; und bey unserer europäischen Schrift durch die Ohren, indem man bey dieser Methode voraussezt, daß die geschriebenen Wörter alle ganz laut ausgesprochen werden. Mitten unter den tausend Unbequemlichkeiten, die sich bey jener Methode, die die Sinesen gebrauchen, finden, findet sich doch noch der wichtige Vortheil, daß alle Völker von den verschiedensten Zungen, die sich der sinesischen Schrift bedienen, die abgebildeten Karaktere desselbigen Buchs in Wörtern ihrer eignen Sprache lesen, ohne sie zu übersezen [51]). Dieses läßt sich aus der Vergleichung der Algebraischen oder der Arithmetischen Zeichen sehr leicht begreifen, die nichts als Ideen und Resultate ausdrücken. Wenn ich 1752 mit arabischen Ziffern schreibe: so lieset es der Franzose *mil sept cent cinquant-deux*, und ein Engländer

tou-

51) Dieser Vortheil der Bilderschrift ist in der That merkwürdig. Die sinesische Schrift mahlt die Gegenstände und Begriffe selbst; die Buchstabenschrift mahlt Töne oder Wörter. Wer die Bedeutung der Hieroglyphen hat kennen gelernt, kann sie in seiner Sprache lesen, ohne die sinesische Sprache zu verstehen. Nicht so verhält es sich mit der alphabetischen Schrift. Man kann die alphabetische Zeichen aller Nationen kennen, ohne die aus ihrer Zusammensezung erwachsende Wörter zu verstehen. Versteht auch einer deswegen gleich Italiänisch, Französisch, Spanisch, Polnisch, Ungrisch, u. s. w. weil er die lateinischen Buchstaben kennt?

tousand seven hunderd fifteen two. Beyde verstehen gleich gut, was ich habe ausdrücken wollen. Ein unbeschreiblicher Vortheil der idealischen Schrift. In der organischen Schrift ist er nicht so ausgebreitet; aber man wird ihn doch fast ganz bey allen Dialekten derselbigen Sprache antreffen. So werden der Lateiner, der Italiäner, der Spanier, der Franzos die organische Schrift, und zwar ein jeder in seiner eigenthümlichen Mundart lesen können. Freylich weder ganz vollkommen, ohne Ausnahme eines einzigen Worts, noch ganz richtig in Ansehung der Syntax; aber doch gewiß zum Verstand dessen, was man hat sagen wollen, zureichend. Und mehr braucht man nicht. Man sehe das Beyspiel, (Tafel VII,) welches aus der ersten Phrase des *Pater Noster* genommen ist.

61. Ein Beyspiel von Sprachen, die nach dieser zwoten Tablatur verglichen sind.

Ein Beyspiel der organischen Schrift derselbigen Phrase in vier Dialekten derselbigen Sprache steht auf der siebenten Tafel.

Man sieht aus diesem Beyspiel den geringen Unterschied unter den vier Dialekten durch den Gebrauch der organischen Schrift fast völlig verschwinden. Ich könnte diese Tablatur ein Glossemeter nennen. Ein sehr bequemes Instrument zur Messung der Grade der Aehnlichkeit unter den Sprachen; zur augenblicklichen Uebersicht des Gemeinschaftlichen unter mehrern entferntern Mundarten,

ten, wie die vier angeführten sind: ferner der Art, nach welcher sie ihre Abänderungen nüanciren; dessen, worinnen sie völlig verschieden sind; ihr besonderes Verfahren; ihre specifiken Karaktere; ihre Lieblingsartikulationen, u. s. w.

* * *

Sechstes Kapitel.

Von der primitifen Sprache, und von der Onomatopoiie.

62. Worauf gründet sich die Behauptung, daß es eine primitife Sprache gegeben habe?

63. Es ist nicht mehr möglich auszumachen, welches die allerälteste Sprache sey, nach welcher alle die übrigen sich gebildet haben.

64. Man hat weder einen Beweis, daß die hebräische, noch daß irgend eine andre Sprache die ursprüngliche Sprache sey.

65. Man muß vermittelst der Untersuchung der Natur die Art aufsuchen, wie sie bey der Bildung einer ursprünglichen Sprache verfahren würde.

66. Die Wörter sind anfänglich zur Bezeichnung dessen, was in uns, oder auch dessen, was ausser uns vorgeht, gemacht.

67. Die Gründe von der Ertheilung der Namen sind von zweyfacher Art. Entweder ist der Ursprung eines Worts unmittelbar durch Abbildung, oder durch Nachahmung der Sache selbst. Oder mittelbar, vermittelst der blossen Ableitung von einem schon angenommenen Wort.

68. Anmerkung über die ursprüngliche Sprache, so wie sie die Kinder reden.

69. Von

69. Von der ersten Rangordnung der ursprünglichen Wörter: Von den Interjektionen, die die innere Empfindung ausdrücken.

70. Von den allgemeinen Verhältnissen unter gewissen Empfindungen und unter gewissen Organen.

71. Von der nothwendigen Verbindung der Empfindungen mit den Tönen der Stimme.

72. Von der zwoten Rangordnung: Von den nothwendigen Wörtern, die aus dem Bau des Organs, unabhängig von aller Verabredung, entspringen. — Von den Labialwurzeln. Von den Wörtern der Kindheit.

73. Von den Wörtern Papa und Mama.

74. Wenn das Organ der Lippe fehlerhaft ist: so wird das Organ, welches ihm am nächsten liegt, in der Kindheit zuerst gebraucht.

75. Von der Bildung der ursprünglichen Wörter bey einem Volk, welches gar kein Organ der Lippen hat.

76. Man hat in allen Jahrhunderten, und in allen Ländern den Lippenbuchstab, oder, wenn dieser mangelte, den Zahnbuchstab, oder beyde zugleich zum Ausdruck der ersten Wörter der Kindheit Papa und Mama angewandt.

77. Die dritte Rangordnung: Von den beynahe nothwendigen Wörtern. — Von den Namen, die man den Organen gegeben hat, die aus der Inflexion des Organs selbst hergenommen sind.

78. Von der vierten Rangordnung; Von denen Namen, die am Physischen des Gegenstandes haften. — Von denen Wörtern, die durch die Onomatopoiie die Gegenstände abbilden.

79. Beyspiele von Wörtern, die die Sache durch den Eindruck bedeuten, den sie auf die Sinne machen.

80. Die fünfte Rangordnung natürlicher und nothwendiger Wörter: Die Wörter, die von der Natur selbst

zur

zur Bezeichnung gewisser Beschaffenheiten der Dinge bestimmt worden sind.

81. Es giebt gewisse Bewegungen der Organen, die der Bezeichnung gewisser Klassen von Dingen eigenthümlich sind.

82. Die Auswanderungen der Völker lassen sich zwar aus der Einerleyheit der verabredeten; nicht aber der nothwendigen und der natürlichen Wörter beweisen.

83. Von der Bildung der Namen für diejenige Gegenstände, die einzig auf den Sinn des Gesichts wirken.

84. Die Veränderung der nothwendigen Wörter betrift blos ihre Endigung. — Ein Beyspiel am Wort Mama.

85. Von der sechsten Rangordnung als einem Anhang zur ersten. Von den Akcenten, oder vom Nachdruck der Rede. — Vom Akcent, der aus den Leidenschaften der Seele entspringt.

86. Vom Akcent, der aus dem Klima entspringt. — Daß es eine Sprache geben könnte, in welcher die Verschiedenheit der Wörter fast einzig in der Veränderung der Akcente liegt.

87. Von der Macht und von den Wirkungen der Akcente.

88. Von der Art, nach welcher das System der Derivation sich auf die nothwendigen und natürlichen Wörter zu gründen anfängt.

89. Wie das System der Derivation auf die menschliche Meynungen Einfluß haben kann.

90. Von der Schwierigkeit in der Bildung der Wörter, deren Gegenstände blos den Sinn des Gesichts angehn.

91. Man bildet diese Namen durch Vergleichung, oder durch Annäherung.

92. Das Unzureichende dieser Methode hat die erste Schrift veranlaßt, durch das Gemählde der Gegenstände.

62. Wor-

62. Worauf gründet sich die Behauptung, daß es eine primitife Sprache gegeben habe?

Hat es eine primitife Sprache gegeben, und welches ist dieselbe? Zwo Fragen, die ich weder als Theolog noch als Litterator, sondern blos nach der Methode untersuchen will, die ich bisher befolgt habe, nach der Methode, allemal die Natur zu Hülfe zu nehmen, und die Operationen des Sprachorgans, die aus dem eigenthümlichen Bau desselben entspringen, in ihrer Ordnung zu verfolgen. Ich habe schon bemerkt, und die Sache ist für sich schon offenbar, daß keine bekannte Sprache klumpenweise, oder auf einmal gebildet worden; daß es keine neue Sprache gebe, die nicht eine Abänderung einer ältern, vorher gangbaren Sprache, sey; und daß eine jede Sprache in eben dem Verhältniß weitläuftig oder eingeschränkt ist, in welchem es die Ideen derer sind, die sie reden, und in welchem sie ihren Verstand gebrauchen. Wenn man Schritt vor Schritt die Genealogie der Sprachen aufsuchte und auf einen Stamm stossen sollte, zu dem sich alle Aeste hinführen lassen: so würde dieses wahrscheinlich die primitife Sprache seyn, in welcher man die wahren Wurzeln der Wörter aufsuchen müßte. Wer diese Sprache vollkommen verstünde, würde sehr deutlich den Grund von der Namenertheilung einsehen, die aus den äussern Beschaffenheiten der Dinge hergeleitet werden muß. Aber wo soll man, nach den Revolutionen, die die Elemente in einer so langen Reihe von Jahrhunderten auf der Oberfläche der Erde verursacht haben, und

wovon noch so viele physische Spuren übrig sind, diese ursprüngliche Sprache suchen? Es ist den Menschen sehr gewöhnlich, dasjenige ganz unbedingt das erste zu nennen; was nur sehr beziehungsweise in der Ordnung ihrer Kenntnisse das Erste ist, die sich eben nicht zu weit erstrecken. Wenn in diesem Stück nicht die Offenbarung unsre Ideen leiten und bestimmen sollte: so würde, philosophisch von der Sache zu reden, die Entscheidung, ob es nur eine ursprüngliche Sprache gegeben habe, nicht leichter seyn, als die andre, ob es nur einen ersten Menschen gegeben habe. Man sieht sehr wohl ein, daß alle orientalischen Sprachen von einander abgeleitet sind. Aber kann man nicht eben so leicht eben diese Bemerkung in Absicht auf die südlichen europäischen Sprachen machen? Unterdessen würde man doch nach funfzig Jahrhunderten sehr schlecht räsonniren, wenn man, ohne alsdann etwas von unsern gegenwärtigen Zeiten zu wissen, welches wohl geschehen könnte, aus dieser Unwissenheit beweisen wollte, daß die Muttersprache der europäischen Dialekte, sie mag nun die Griechische oder die Lateinische seyn, die einzige ursprüngliche Sprache sey. Denn ob es gleich gewiß ist, daß eine von den orientalischen Sprachen die primitife Sprache von allen orientalischen ist: so wird dadurch doch nicht geläugnet, daß diese alte Sprache nicht selbst ein abgeleitetes Gemische aus vielen andern ältern Sprachen seyn könne, so wie die Lateinische nichts weiter, als eine blosse Zusammensezung mehrerer Mundarten ist, unter denen das Aeolischgriechische das herrschende ist; und so wie das Lateinische

nische kein Verhältniß zum Malaischen hat; eben so hatte auch die Muttersprache von Kanaan kein Verhältniß zu der Sprache, die man damals in Guinea redete. So löset sich endlich die ganze Frage von der primitifen Sprache in diese Aufgabe auf; ob die Menschen von einer einzigen ersten Familie abstammen? Und davon werden wir blos durch die Offenbarung vergewissert, daß es eine solche Sprache gegeben hat, weil es nur eine einzige Familie gegeben hat. Folglich ist es auch gewiß, daß ehedem eine einzige Sprache war, von welcher alle übrigen abgeleitet werden, ob gleich mit so starken Veränderungen, daß oft keine Spur mehr übrig ist, daß sie jemals etwas gemeinschaftliches gehabt, und daß man sich es auch niemals würde eingebildet haben, wenn die Religion es uns nicht gelehret hätte [52]).

63. Es

52.) Die Bibel hat noch allemal ungefesselten Philosophen in ihren Untersuchungen Fessel angelegt, selbst in Ländern, in denen die Freyheit des Geistes durch keine peinliche Geseze, und die Sprachfreyheit durch keine Strafverordnungen eingeschränkt worden. Im freyen England, wo alles Freyheit athmet; wo der Gelehrte alles frey heraussagen, und die kühnsten Behauptungen ins Publikum werfen kann, ohne etwas weiter befürchten zu dürfen, als die natürliche Strafe der Unwissenheit, die Verlachung von der ganzen Insel, wenn er ein seichter Kopf, und seine Behauptung Gewäsche ist: — in diesem Land der Freyheit zwingt die Bibel den Weltweisen noch immer unter ihr Joch, und das häufig zum Vortheil der Menschheit. Ich denke hier vorzüglich an den vortreflichen Lord Kaime. Dieser grosse Mann hatte in seinem ersten Versuch, über

63. Es ist nicht mehr möglich, auszumachen, welches die alleräalteste Sprache sey, nach welcher sich alle übrigen gebildet haben.

Die erste von diesen beyden Fragen ist also vermittelst eines Lehrsazes ausgemacht, der, wenn er ein-

über die Geschichte der Menschheit, mit guten Gründen zu beweisen gesucht, daß das menschliche Geschlecht unmöglich von einem einzigen Paar abstammen könne. Bey dieser Meynung ist nichts leichter, als die befriedigende Erklärung des Ursprungs mehrerer so sehr abweichender Sprachen. Aber in England muß man doch, wie in Deutschland, mit dem Vorwurf, ein Ungläubiger zu seyn, gebrandmarkt werden, wenn man eine Meynung hegt, die nicht der Bibel, sondern einer gewissen allgemein angenommenen Erklärung gewisser biblischen Stellen widerspricht. Aus diesem Grund nimmt auch Home auf eine lächerliche Art seine Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens an eine gewisse Erklärung der Schöpfungsgeschichte gefangen. Auf einmal vergißt er alle Schwierigkeiten, die er gewiß fühlte; und nimmt, theils um die Ausartung kultivirter Menschen in den Stand der Wildheit, theils um die Verschiedenheit der Sprachen zu erklären, zum babylonischen Thurmbau seine Zuflucht. Gewiß die unglücklichste Erklärung, die die Bibelforscher je gewagt haben. Aber gerade diese Art von Gelehrten konnte eine solche Erklärung geben, und sich damit befriedigen; weil sie durchgehends in der Geschichte der Menschheit unwissend gewesen sind; — weil sie nicht gewußt, daß ausgebildete Menschen, die, wenn Mosis Erzehlung anders richtig ist, reine Begriffe von Gott hatten, in einer so sehr kurzen Zeit in die tiefste Barbarey, in Abgötterey und Aberglauben, nicht anders, als durch ein Wunder herabsinken konnten; — weil sie ferner nicht gewußt, daß eine sol-

ch-

einmal bekannt gemacht worden ist, keine weitere Untersuchung verstattet. Daher ist es auch unnüz, die Sachen länger von dieser Seite anzusehen. Es hat demnach nur eine einzige Sprache anfänglich gegeben, die den ersten Menschen und ihrer Nachkommenschaft gemeinschaftlich war. Es ist natürlich, und das Zeugniß der Geschichte scheinet beyzustimmen, daß die Sprache so lange dieselbige geblieben ist, als die Menschen in einem Land beysammen lebten. Die Epoche der Entstehung verschiedner Sprachen gehöret in die Zeiten, wo die Menschen ihr Vorhaben, das Gebäude zu Babel aufzuführen, aufgaben; sich in mehrere Kolonien vertheilten, und sehr von einander entlegene Gegenden zu ihren Wohnpläzen wählten. Aber die heilige Geschichte sagt uns nicht, daß damals die Originalsprache der ersten

che Zerstreuung und Auswanderung, als bey dem babylonischen Thurmbau vorgegangen, wiederum das größte Wunder erfordert, indem gesittete Menschen, die an ein fruchtbares schönes Land, an die vortreflichsten Gefilde gewohnt sind, sich den Gedanken nimmermehr können beyfallen lassen, in öde entfernte Gegenden, etwa in die Wälder Deutschlands, oder in die Sümpfe andrer wüster Provinzen, hin zu ziehen; — weil sie endlich nicht wußten, daß die menschliche Natur durch mehrere Wunder ganz umgeschaffen werden mußte, wenn sie in so ganz entgegengesezten Klimaten fortdauren sollte. Oder konnte wohl der Erbauer von Babel in das brennende Guinea oder in das kalte Lappland hingerückt werden, ohne daß seine Menschheit umgegossen wurde: Ich will nicht einmal des Unsinns gedenken, den die Worte der Schrift, wenn sie im eigentlichen Verstand genommen werden, Gott und den Menschen beylegen. Man erkläre

sten Familie gänzlich ausgegangen, oder daß sie bis in ihre ersten Prinzipien umgewühlt worden sey. Noch sind die Gelehrten unter einander über die Frage uneinig, ob die Hebräische oder irgend eine andre diese Originalsprache gewesen? Es giebt unter den geschicktesten grammatischen und kritischen Schriftauslegern mehrere, z. B. Reland, Klerikus und andre, die der heiligen Geschichte zu Folge nicht glauben, daß die Verschiedenheit der Sprachen irgend einige Beziehung auf die Uneinigkeit bey dem Bau von Babel habe. Ihrer Meynung nach erklären diejenigen, die eine gänzliche und plözliche Vertilgung der ersten Sprachen behaupten, die zu der Zeit vorgegangen seyn soll, da die Menschen die völlige Ausführung des grossen Gebäudes aufgaben, welches sie in den Ebenen von Chaldäa auf-

erkläre also Schöpfungs, Falls, und babylonischen Thurmbauesgeschichte allegorisch. Die Allegorie schickt sich für das dichterische Alterthum. Sie schickt sich für die Lieder und poetische Geschichtsbücher, aus denen Moses geschöpft hat, dessen Kompilation immer ein ehrwürdiger Rest des hohen Alterthums bleibt. (Man vergleiche die *Conjectures sur les Memoires originaux, dont il paroit, que Moyse s'est servi pour composer le livre de la Genese.* Brusselles 1753.) — An so was durfte freylich unser Verfasser in Frankreich nicht denken, wo geistliche Kniffe geistlicher Wasserköpfe noch immer Bücher verkezern, und ehrwürdige Männer verdammen können; da das durchdringende Gehirn des Engländers bey diesem Lehrstück zu weich wurde. Ich habe diesen Punkt hier ausgeführt, um zu zeigen, daß sich de Brosses einige Abschnitte hätte ersparen können, die die einzige ursprüngliche Sprache betreffen; weil, wenn nicht mehr, doch so viel gewiß ist, daß seine Voraussezung höchst ungewiß bleibt.

aufbaueten, um sich nun in mehreren Völkerschaften über die Oberfläche der Erde auszubreiten, — den Ausdruck der heiligen Geschichte sehr unrichtig von einer Einerleyheit und Verschiedenheit der Sprache, wenn es nämlich Genes. XI, 1. heißt: Es hatte alle Welt einerley Zunge und Sprache. — Sie sprachen zu einander, wohlauf, lasset uns eine Stadt und einen Thurm bauen. — Es ist natürlicher, daß man diese Erzählung von einer Uebereinstimmung des Willens in der Ausführung desselbigen Vorhabens erklärt, nämlich des Baues eines grossen Gebäudes, welches ihnen zum Zeichen des Ortes ihrer Versammlung und ihres Aufenthaltes in den ungeheuren Ebenen von Sinear dienen sollte [53]). Dieses Vorhaben hatte an sich gar

53) Dieses soll, wie de Brosses meynt, die gescheiteste Erklärung seyn, die man vom babylonischen Thurmbau soll geben können. In meinen Augen ist sie die ungereimteste Hypothese, die je erdacht worden ist. In so unermeßlichen Ebenen soll ein Thurm der Pharus versammleter Menschen seyn, daß sie sich nicht verirren. Wäre das nicht die größte Dummheit von der Welt, wenn sich Leute so was hätten beyfallen lassen? Kannten sie denn schlechterdings keine Gebürge, nach denen sie sich richten konnten? Oder verlohr sich so ein Thurm, wenn sich seine Spize auch optisch in den Wolken verlohr, nicht aus den Augen der sich entfernenden Menschen, die doch, um nicht in einer brüderlichen und steten Verbindung in den Armen übelverstandener Freundschaft vor Hunger zu sterben, sich nothwendig aus den Armen lassen, und sich in entfernte Gegenden vertheilen mußten? Und würde die beständig anwachsende Zunahme dieser verbrüderten Menschen, dieses einen Herzens und einer Seele, sie

gar nichts Böses, welches man aus dem Stillschweigen der Bibel abnehmen kann, die dieses Unternehmen gar nicht als etwas an sich Gottloses verdammt, und kein Wort davon sagt, daß Gott dadurch beleidigt worden sey. Daß der Bau aufgelassen wurde, kam daher, weil die Menschen, die vormals einmüthig in das Vorhaben einstimmten, nun ihre Gesinnungen änderten, sich in ihren Meynungen theilten, und eine Arbeit liegen liessen, über die sie nicht mehr einig waren. Der Keim der unter ihnen gewöhnlichen Sprache blieb aber übrig, und besonders bey denen, die sich nicht zu weit von ihrem ersten Aufenthaltsort entfernten, unter einander noch häufige Verbindungen übrig behielten,

und

sie nicht leztlich von selbst in Stücken aus einander getrieben haben, wenn sie nicht alle in diesem engen Bezirk, als der Anblick eines Thurms sie zusammenhalten konnte, umkommen wollten, ohne daß Gott befürchten durfte, daß das ganze menschliche Geschlecht da ewig beysammen, und die übrige Erde wüste und leer bleiben werde? — Nein, weder dieses, noch die Einrichtung eines hohen Observatoriums, noch die Furcht für einer wiederkommenden Ueberschwemmung war die Ursache von ihrem Unternehmen: sondern, wenn es anders wahre Geschichte ist, was wir Genes. *XI* lesen: so mag die eigentliche Absicht des Thurms die gewesen seyn, die man bey allen alten Thürmen hatte, nämlich die Befestigung der Stadt selbst; zwar bey Babel (wenn man die Hypothese von der allgemeinen Ueberschwemmung annimmt,) nicht gegen auswärtige Feinde, sondern gegen diejenigen, die in der Stadt selbst vereinigt waren.

und auf solche Weise den Veränderungen weniger ausgesezt waren, die eine sehr grosse Verschiedenheit des Klima in der angebohrnen Disposition der Sprachorganen, und in denen Artikulationen hervorbringen kann, die die Wirkungen von jenen sind. Klerikus führt eine ziemliche Anzahl von Parallelstellen der Bibel an, in denen die Redensarten, eine Zunge, einerley Sprache, nichts weiter bedeutet, als die Uebereinstimmung der Gesinnungen, und dieselbige Art zu denken und zu handeln. Werden wohl diejenigen, sagt Reland, welche glauben, „daß die alte Sprache der Erdbewohner auf „einmal zur Strafe ihres thörichten Unternehmens „ausgerottet worden, und daß sie die neuen plözlich „geschaffenen Sprachen genöthigt, sich über die „Oberfläche der Erde zu zerstreuen, weil sie sich „nicht verstehen konnten, — einigen haltbaren „Grund von einem sehr gewissen Faktum geben kön„nen, welches ihre Meynung umstößt? Die Spra„chen der verschiedenen um den Euphrat herum„wohnenden Kolonien hatten untereinander sehr viele „Verwandschaft, da ihnen die sehr weit davon „entfernten Sprachen ganz und gar nicht ähnlich „waren. Man hätte im Gegentheil die leztern auf „ihrer Stelle lassen, und jene sehr weit verpflanzen, „die Sinesen an den Euphrat, und die Chaldäer „an das andre Ende Asiens haben stellen müssen, „weil sonst zu befürchten war, daß die Menschen „sehr leicht die Ausführung ihres ersten Anschlags „wieder vornehmen könnten."

Aber welches ist diese Ursprache: Ist sie noch vorhanden? Und giebt es unter den bekannten

Spra-

Sprachen, unter denen man nach der größten Wahrscheinlichkeit wählen kann, eine, die um wichtiger Gründe willen den Vorzug haben muß? Dieses ist eine zwote Frage, worüber die Gelehrten eine Menge von Untersuchungen anstellen können, ohne daß das Faktum dadurch gewisser gemacht werden wird. Die Fäden sind durch die Verschiedenheit, die Mischung und die Vielfältigkeit der Sprachen zu zahlreich und zu verwirrt geworden, als daß man hoffen könnte, sie wieder auseinander zu wickeln. Wenn man voraussezte, daß irgend eine Sprache, die Indianische, die Syrische, die Phönicische und die Egyptische, von denen man glaubt, daß sie diesen Vorzug verdienen, damals noch bey den ersten Prinzipien der Operation der Natur stehen geblieben, so wie sie überall gefunden wird, und wie ich sie bald beschreiben werde: so könnte man noch den glücklichen Erfolg einer solchen Untersuchung erwarten. Aber schon damals war sie ohne Zweifel schon sehr mit Abänderungen, Ableitungen und Verzierungen überladen. Das heißt, die ersten Prinzipien würden schon schwer erkannt werden können, und die Keime der Natur würden schon sehr verdorben seyn. Ist es denn nicht eine Chimäre, wenn man mit Woston (*De confus. Babylonic.*) und mit Stiernhielm (in der Vorrede zum Evangel. des Ulphilas) glauben will, daß man vermittelst der Untersuchung und der Vergleichung der vorhandenen Sprachen sie alle auf eine einzige ursprüngliche Sprache zurück führen könne, die die Menschen vor der Sündfluth geredet haben. Ausserdem, daß die übrigen Sprachen

von

von Kindern, die in den Wüsten zurück geblieben, haben können gebildet werden, welches eine sehr natürliche Voraussezung ist, bey den vielen Auswanderungen, die nach der grossen Ueberschwemmung vorgegangen sind; so hat der Zwischenraum von so vielen Jahrhunderten so sehr auf die Sprachen gewirkt, und sie so sehr von der Ursprache abgebracht, daß es das ungereimteste Vornehmen seyn würde, sie dahin zurücke führen zu wollen. Stiernhielm giebt selbst zu, daß diese Zurückführung blos mit den Sprachen Asiens, Afrikens und Europens anzugehen scheine, daß er die Sache mit den Sprachen der Amerikaner und der Insulaner sorgfältig untersucht; daß er aber gefunden habe, daß sie keine Art von Beziehung auf die Sprache des Noah haben. Er hat wahrscheinlich auch in den dreyen Theilen der alten Welt nur diejenigen Dialekte beobachtet, die im Orient gebräuchlich sind, die vom Griechischen und Lateinischen herstammen, folglich eine Aehnlichkeit mit dem Phönicischen haben; und die Mauritanischen, welche vom Arabischen hergeleitet werden. Hätte er seinen Blick auf die Sprachen der Foulis, der Wandigos, und andrer Barbaren jenseits des Senegal geworfen: so hätte er vielleicht das nämliche Urtheil darüber fällen müssen, wie über die amerikanischen: und ich bin zweifelhaft, ob er nicht in der Untersuchung der sinesischen Sprachen und ihrer Dialekte, die im östlichen Asien gewöhnlich sind, mehr Aehnlichkeit mit den Gegenständen seiner Untersuchung gefunden haben würde.

64. Es giebt weder für die hebräische, noch für irgend eine andre bekannte Sprache einen Beweis, daß sie die primitife Sprache sey.

Man sezte bey der Frage: welche Sprache hat Abraham geredet, voraus, daß die Sprache, die Heber und Noah geredet, zugleich die Sprache der ersten menschlichen Familie seyn müsse. Die Rabinen behaupten sehr hartnäckig, daß die Sprache der ersten Familie die Hebräische sey, das heißt, das Samaritanische, oder das Phönicische des Landes Canaan. Sie glauben, es sey der Ehre der jüdischen Nation daran gelegen, dieses zu behaupten; als wenn die übrigen alten Völker nicht auch von der ersten Familie abstammten, und als wenn sie nicht eben so leicht, und eben so wahrscheinlich diese ursprüngliche Sprache hätten erhalten können, wie die Hebräer. Die Rabbinen bauen sehr viel auf gewisse Wortspiele, die in der Bibel häufig vorkommen, und von denen sie behaupten, daß sie mehr Beziehung auf die hebräische, als auf irgend eine andre Sprache haben. Man findet wirklich viele dergleichen Wortspiele über Adam, Eva, Seth, Japhet, Babel, u. s. w. Es scheint, daß die alten Völker des Orients die Wortspiele sehr geliebt. Unsre heutigen Wilden haben noch immer Geschmack daran, und ich habe es oft an den Kindern wahrgenommen, daß sie so gerne die Wörter verderben, die sie doch sehr gut wissen; daß sie die Endigungen verdrehen;, daß sie, die

dem

dem Ohr ohngefähr ähnlichklingende Wörter, mit einander verwechseln, und sich über ihr Verfahren herzlich freuen. Aber die Wortspiele, die man zum Beweis anzuführen pflegt, sind oft gezwungen und unrichtig. Man nimmt bisweilen mehr Rücksicht auf die Gleichheit der Wörter, als auf die Gleichheit der Bedeutung. Andre Wörter lassen sich eben so gut aus einer andern Sprache, als aus der hebräischen ableiten. Das ist sehr natürlich, da diese benachbarten Dialekte von denselbigen Stammwörtern abgeleitet worden sind. So könnte der Name der Eva, (Leben) den die erste Frau, als Mutter aller Lebendigen führt, eben so gut aus dem Chaldäischen *Hbavab* (*vivens*), wie aus dem Hebräischen *Hbai* (*vivens*) hergeleitet werden. Man könnte diesen Namen eben so gut aus den Parallelwörtern herholen, die aus derselbigen Quelle fliessen, als aus Αἰων (vita) und dem Lateinischen *aevum*; ohne daß man mehr Grund haben würde, deswegen zu behaupten, daß die erste Familie griechisch oder lateinisch geredet. Wahr ist es, daß sich das Wort *Adamah* (die Erde) heut zu Tage einzig in dem hebräischen Dialekt findet, und daß sich zufälliger Weise ein Wortspiel in der Redensart findet, Gott machte den Adam aus Staub der Erde, *Deus fecit Adam pulverem ex Adamah*. Aber dieser Beweis, der das Hauptargument unter denen ist, die die Rabbinen gebrauchen, erhärtet nichts mehr, als wenn der Lateiner so schließen wollte: Der Mensch ist aus der Erde gemacht, *Homo ex humo*; und eine solche Beziehung unter beyden Wörtern auf-

aufeinander findet man in gar keiner andern Sprache, als in unsrer Lateinischen.

Man weis nicht, ob die Sprache der ersten Familie nach der Zerstreuung der Völker erhalten worden, oder ob sie verlohren gegangen ist. Die Juden behaupten ohne allen Grund, daß Heber sie in seiner Familie erhalten. Aber Heber wohnte, wie es sein Name anzeigt, der einen Menschen, der jenseits von etwas sich befindet, bedeutet, jenseits des Euphrats in einem Land, wo nicht Hebräisch gesprochen wurde. Er hatte zwey Söhne, den Phaleg und Joktan. Der leztere ist der Stammvater der Araber, die ihre eigne von der hebräischen verschiedne Sprache haben. Abraham und Laban stammten beyde vom Phaleg ab. Laban aber sprach nicht hebräisch, sondern er redete die Sprache seines Vaterlandes, worinnen er gebohren war. Er drückte sich ganz im Chaldäischen aus. (Genes. XXXI, 47.) Wie kann man denn daran zweifeln, daß Abraham, der in Ur in Chaldäa aus einer Familie gebohren war, die seit mehrern Generationen daselbst lebte, nicht auch die Sprache des Landes sollte geredet haben? Er zog in seiner Jugend aus seinem Vaterland mit seinem Vater, dem Thara, aus, der einen andern Wohnplaz suchte. Anfänglich hielten sie sich zu Charean in Mesopotamien; und hernach zu Sichem in Canaan auf. Endlich sezte sich seine ganze Familie und seine Nachkommenschaft in der lezten Landschaft, wo die Abrahamiten sich die Sprache dieses Landes zu reden gewöhnten, und die Sprache ihres ersten Vaterlandes einbüßten. Aber diese

Spra-

Sprache des Landes, die heutige hebräische, war die cananäische, aus der Linie des Cham, die, wie die Juden selbst behaupten, keine besondre Gnade des wahren Gottes verdient hatte. Die Rabbinen möchten nämlich diese Erhaltung der ursprünglichen Sprache bey ihrer Nation, als eine Art von ganz besondrer Gnade Gottes angesehen haben. Die Kritiker entdecken noch in den hebräischen Idiotismen einige Spuren der alten cananäischen Sitten, die in einigen Hauptpunkten von den hebräischen verschieden sind. Nichts ist von der Denkungsart der Hebräer weiter entfernt, als daß sie, wie die Cananiter, die Mehrheit der Götter zugeben sollten. Unterdessen redet die Bibel doch sehr häufig im Plural von Gott. Dieses rührt blos vom Genie der alten Landessprache her, der man in der gemeinen Sprache zu folgen gewohnt war. Man kann auch alle hebräische Redensarten, die Gott eine menschliche Gestalt, oder menschliche Leidenschaften anhängen, als einen eigenthümlichen Fehler der Sprache ansehen, die ihre Bildung einem abgöttischen Volk zu verdanken hatte. Die Hebräer verabscheueten, allen ihren Gebräuchen zu Folge, den einzigen Gedanken, daß Gott unter irgend einer Gestalt könne vorgestellt werden. (M. s. Klerikus *Dissert. de lingua hebraic.*) Diese Sprache Canaans hatte schon im Lande selbst bey mehrern Völkerschaften ihr Eigenthümliches, welches die andern nicht verstunden, wie die Einwohner von Azot, einer philistinischen Stadt, worüber Nehemias klagt. (Nehem. XIII, 24.)

Man

Man kann also nicht sagen, daß die Hebräische die ursprüngliche Sprache sey. Es giebt vielmehr mehrere Gründe, um welcher willen man schliessen sollte, daß sie es nicht ist. Das gilt eben so gut von den benachbarten Sprachen, bey denen man nichts anders wahrnimmt, als ihre Verwandschaft, die man unter Sprachen von benachbarten Ländern durchgehends findet, die ihren Ursprung einer, oder mehreren ältern Sprachen zu verdanken haben, aus denen sie sich mit nach und nach gebildet haben. Es ist daher vergeblich, vermittelst der Kritik, oder der Vergleichung herausbringen wollen, welcher unter ihnen das Recht der Erstgeburt ohne Widerspruch zukomme.

65. Man muß vermittelst der Untersuchung der Natur die Art aufsuchen, nach welcher sie bey der Bildung einer ursprünglichen Sprache verfahren würde.

Wir verlassen diese unfruchtbare Methode. Wir wollen die Sache von neuem auf ihre ersten Grundursachen zurückführen, und sie einzig und allein für sich betrachten, wie sie bey ihrem Ursprung seyn würde. Wir wollen einmal auf einen Augenblick selbst die sonderbare Hypothese einiger alten Philosophen voraussezen, die da behaupten, daß der Mensch im ersten Zeitalter der Menschheit ganz isolirt in den Wäldern, wie die wilden Thiere gelebt, ohne den geringsten Gebrauch von seiner Sprachfähigkeit zu machen, und daß er nur mit

nach

nach und nach stufenweise angefangen, die Sprachzeichen zu erfinden, und zu bestimmen. [54])

Cum prorepserunt primis animalia terris,
Mutum ac turpe pecus, glandem atque cubilia propter,
Vnguibus et pugnis, dein fustibus atque ita porro
Pugnabant armis, quae post fabricaverat vsus:
Donec verba, quibus voces sensusque notarent
Nominaque invenere. Dehinc absistere bello.

HORAT. Serm. I. 3.

Doch ohne von denen auf dem Erdboden gebräuchlichen Sprachen zu reden, wollen wir nun sehen,

54) Der unverfangene Leser mag beurtheilen, ob diese Hypothese auch so sonderbar ist, als der Verfasser glaubt. Mir kömmt die entgegengesezte viel sonderbarer vor. Hatte der erste Mensch den Grad der Kultur, den man ihm gewöhnlich beylegt: so ist mir die abscheuliche Barbarey, Abgötterey, Aberglauben und Unwissenheit seiner nächsten Nachkommen unbegreiflich. Und eben so unbegreiflich sind mir alsdenn die Schwingen des herabgesunkenen Menschen zur Kultur. Und eben so unbegreiflich die Kindheit einiger Nationen der alten und der neuern Welt; es sey denn, ich nehme zum unwahrscheinlichen Babylonischen Thurmbau meine Zuflucht. Alles schließt hier besser, wenn man die Urmenschen im Thierstand gebohren werden, und sie sich zum Jägerstand, zum Hirtenstand, zum Ackerbaustand bis zur bürgerlichen Kultur erheben; als wenn man sie vom ausgebildeten Stand die Stuffen herunter gehen läßt. Bey dieser Hypothese seh ich erst ohne willkührliche Ausflüchte den Grund ein, warum einige Nationen in der Kultur fortschritten, und die andern politische und moralische Kinder blieben.

sehen, wie aus den ersten Keimen der Organen, und aus dem natürlichen Vermögen, die Artikulation der Werkzeuge zu verändern, eine Sprache entstehen kann.

Indem ich oben (Kap. *III.*) die Wirkungen, die aus dem Bau eines jeden Theils des Organs der Stimme erfolgen, auseinander sezte: so suchte ich in den innern und ursprünglichen Mechanism einer jeden Sprache einzudringen. Da wir ihn nun haben kennen gelernt: so wollen wir gegenwärtig den Augenblick zu finden suchen, in welchem die ersten Wörter aus den ersten Sensationen entstehen. Wir wollen sehen, wie unsre Empfindungen, und unsre ersten Wahrnehmungen vermittelst des Organs der Stimme ihre bedeutenden Zeichen schaffen, so gut, als sie sich für die bezeichneten Sachen schicken, und als es nur der Stimme möglich ist, diese Uebereinstimmung durch ihre natürlichen Fähigkeiten zu bewerkstelligen. *Hos natura modos primum dedit.* (Virgil.) Schritt vor Schritt wollen wir den ersten Verschiedenheiten der Empfindungen und der Wahrnehmungen folgen, um dadurch zu bemerken, wie die Modifikationen der Sprache unvermerkt denen Modifikationen des Gedankens folgen, ohne daß sich noch die Schattirung beyder viel von der ersten Form entfernt. Wenn wir hievon auf die fortgerückte, und entwickelte Bildung der Sprache fortgehen: so werden wir finden, daß die Analyse der Wörter, die Analyse der Wirkungen des Verstandes ist, und daß uns gegenseitig die Operationen des Verstandes die Ursachen von der unendlich ver-

schie-

schiedenen Ausbreitung einer sehr geringen Anzahl von Keimen der Sprache angeben, und uns das ganze grammatikalische System bis in seine erste Quelle aufdecken.

66. Die Wörter sind anfänglich zur Bezeichnung dessen, was in uns, oder auch dessen was ausser uns vorgeht, gemacht.

Wenn wir den Gang einer ursprünglichen Sprache finden können: so werden wir die Wurzeln von den gewöhnlichen Ausdrücken finden, die zur Bezeichnung unsrer Ideen, oder zur Benennung der Objekte dienen, die in unsre Sinnen fallen. Der Mensch redet, um einem andern Menschen das, was in ihm, oder was ausser ihm vorgeht, zu erkennen zu geben; das heißt, dasjenige, was er empfindet, was er wahrnahm, oder was er wahrgenommen hat. Hierinn ist der dreyfache innere Sinn begriffen, nämlich der Wille, der Verstand, das Gedächtniß [55]). Wenn die Rede von einer einfachen innern Empfindung ist; (denn hier wird noch nicht von der Reflexion, oder von der zusammengesezten Idee gehandelt) so bezeichnet diese der Mensch sehr füglich durch Gestus, den Akcent, und durch das blosse Geschrey; und dieser Theil der

55) Deutsche Weltweisen werden sich an diese französische Klassificirung unsrer Seelenkräfte nicht stossen. Man fühlt es ihr an, daß sie bey weitem weder vollständig, noch genau genug ist. Ich will aber nichts weiter gegen sie bemerken, weil sie der Verfasser im folgenden gar nicht gebraucht.

der Sprache ist dem Thier so gut, wie dem Menschen gegeben. Wenn man ein äusseres Objekt zu bezeichnen, und ihm einen Namen zu geben hat: so ahmt der Mensch bey dem kleinsten Verhältniß, welches sich unter dem Wort, und der Sache findet, so gut, als er kann, das Bild des Gegenstandes mit seiner Stimme nach. Das ist es, was man Onomatopoiie oder *vox repercussa Naturae* nennt. Das griechische Wort Onomatopoiie heißt dem Buchstaben nach, Bildung des Namens. Aber man gebraucht das Wort anders nicht, ausser, wenn der Name, durch die tönende Mahlerey des Gegenstandes selbst, gebildet ist. Auf diese Weise zeigen uns sowohl das Wort Onomatopoiie selbst, als sein besondrer Gebrauch, daß dieses die allernatürlichste und die erste Art gewesen, wie man die Nahmen gebildet hat.

67. Die Gründe von der Ertheilung der Namen sind von zweyfacher Art. Entweder sind sie unmittelbar, vermittelst der Abbildung, oder durch Nachahmung der Sache selbst: Oder mittelbar, vermittelst der blossen Ableitung von einem schon angenommenen Wort.

Der Bau der Wörter, die zur Bezeichnung der äusseren Gegenstände dienen, oder, welches einerley ist, die Ursachen, welche gemacht haben, daß man die Namen den Sachen beygelegt hat, sind von zweyerley Art. Sie sind mittelbare Ursachen, wenn der Ausdruck nach einem andern schon ferti-

fertigen Ausdruck gebildet worden ist. Die Ausdrücke von dieser Art machen die größte Anzahl aus, und von diesen gilt es, was ich gesagt habe, daß es kein einziges Wort gebe, welches nicht von irgend einem andern abgeleitet sey. Von diesen ist hier noch nicht die Rede. Sie sind unmittelbare Ursachen, wenn der Ausdruck durch die Nachahmung des Objekts selbst gebildet worden, wie z. B. die französischen Wörter *bruit*, *trictrac*, *taffetas*, *racler*, *flairer*, die vermittelst der Onomotopoiie gemacht sind. Die Ausdrücke von dieser Art sind, weil sie vollkommen gerade nach den Gegenständen selbst geformt werden, wirklich ursprünglich und radikal. Es giebt keine alte und neue Sprache, in welcher man nicht mehrere derselben finden sollte, die in andern benachbarten Sprachen Ableitungen haben. Wenn man aus einer jeden Sprache alle auf diese Weise gebildeten Wörter versammlen sollte: so würde man eine wahre ursprüngliche Sprache haben. Denn die erste und natürlichste Neigung des Menschen ist, daß er im Namen, den er denen Sachen giebt, den Eindruck selbst nachahmt, den die Sache auf die Sinnen macht. So würden wir durch Abstraktion eine ursprüngliche Sprache haben, die Niemand reden würde, und die Niemand je geredet hat, wenigstens nicht in ihrem ganzen Umfang, obgleich die ganze Welt die ursprünglichen Keime in sich haben würde. Man versichert, daß eine solche vermittelst der Abstraktion gebildete Sprache viele hebräische Wurzeln in sich enthalten würde. Das läßt sich leicht denken. *Skittius dixit ex omnibus lin-*

linguis fieri per abstractionem posse linguam universalem matricem radicalem, quam nemo loquatur; sed quae sit omnium radix. In hac plurima Hebraea. Das, was ich hier über die ursprüngliche und natürliche Bildung der Wörter durch die Onomatopoiie bemerke, ist nur eine vorläufige Anmerkung, die ich zum voraus hinwerfe; deren Anwendung aber in der Folge so häufig seyn wird, daß ich glaubte, sie voranschicken zu müssen, ehe ich die Materie selbst vornehme. Wir wollen die Sache auf eine ganz allgemeine Weise, und in ihren ersten Keimen vornehmen.

68. Anmerkung über die ursprüngliche Sprache, so wie sie die Kinder reden.

Da man die Aufsuchung der ursprünglichen Sprache in der Geschichte, den Ueberlieferungen, und den Grammatiken aufgeben muß; da uns die Urkunden über die Sprache, die die ersten Menschen geredet, mangeln; oder da doch die Belehrungen, die man uns hierüber geben will, so wenig genugthuend, und die Auktoren, die sich dieses zu Nuz machen, so wenig mit einander einig sind: sollten wir denn nicht zur Untersuchung dieser Sprache eine allgemeine und metaphysische Methode gebrauchen können, die aus der Natur selbst geholet ist? Hier sagt uns nun die Vernunft, daß man diese zuerst suchen, und daß man um die Art zu wissen, wie sich die menschliche Sprache zu bilden angefangen hat, zuvor seine Augen auf diejenigen richten müsse, die zu reden anfangen, auf die Kinder.

Hier-

Hierauf müsse man die ersten Ursachen aufsuchen, die die menschliche Stimme reizen, um von ihren Fähigkeiten Gebrauch zu machen. Und diese sind die Empfindnisse, oder die innern Empfindungen, und nicht die Gegenstände ausser uns, die, so zu sagen, von uns noch nicht wahrgenommen worden sind. Eben deswegen sind von den acht Theilen der Rede nicht die Substantiva der erste Theil, wie man gewöhnlich glaubt; sondern die Interjektionen, die die innere Empfindung ausdrücken, und das Geschrey der Natur sind. Durch sie fängt das Kind an, dasjenige auf einmal anzuzeigen, was es zu empfinden und zu reden fähig ist. Wenn wir sie aus diesem Gesichtspunkt betrachten: so werden wir finden, daß sie die ersten Wörter der ursprünglichen Sprache sind, und das werden wir bey allen Völkern antreffen. Dieser erste Schritt wird uns vielleicht auf einen guten Weg führen, und uns weiter forthelfen.

69. Von der ersten Ordnung der ursprünglichen Wörter: Von den Interjektionen, die die innere Empfindung ausdrücken.

Die Interjektionen verdienen sehr genau untersucht zu werden, nicht blos als ein blosses Geschrey und Lallen eines neugebohrnen Kindes, welches es mit andern Geschöpfen gemein hat; sondern, so wie sie sich in unsern gebildeten und artikulirten Sprachen finden, in denen man sie nicht durch sein eignes Gehör, und durch das Anstimmen eines andern erlernet, sondern wo jederman

sie

sie aus sich selbst und nach seiner eignen Empfindung ausspricht. Wenigstens findet man, daß das Radikale und Bedeutende völlig dasselbige ist, obgleich in der Endigung derselben einige Verschiedenheiten statt haben können. Die Interjektionen sind kurz. Sie kommen aus der Bewegung der Maschine, und gehören völlig zur ursprünglichen Sprache. Sie sind nicht blosse Wörter, sondern sie sind etwas mehr, weil sie die Empfindung ausdrücken, die man von einer Sache hat; und weil sie vermittelst einer blos schnellen Stimme, vermittelst eines einzigen Stosses des Organs die Art, wie man innerlich empfindet, abmalen. Sie sind alle ursprünglich, sie mögen sich in einer Sprache finden, in welcher sie wollen; weil sie alle unmittelbar aus dem gemeinschaftlichen Bau der organischen Maschine, und aus der Empfindung der menschlichen Natur entspringen, die bey allen Menschen die nämliche ist, bey den grossen und ersten körperlichen Bewegungen. Die Interjektionen haben nur wenige abgeleitete Wörter, ob sie gleich Wurzeln sind [56]). Ich habe eben den Grund davon

56) Die Empfindungssprache, so fern ihre Laute geschrieben werden können, giebt einen Theil der Rede her, der in allen Sprachen ganz nothwendig, aber ausserordentlich klein ist. Die Interjektionen sind in allen Sprachen da; in den verfeinerten seltener: in den alten und wilden Sprachen häufig. In diesen unausgebildeten Sprachen sind sie von sehr vielen Wörtern die Wurzeln. Die ältesten Morgenländischen Sprachen sind voll von dergleichen Ausrufen der Natur. In der Sprache der Wilden, sie mögen am

von angeführt. Sie drücken nicht äusserliche Gegenstände, sondern innere Beschaffenheiten aus. Der Mensch verkettet sehr gern die Wahrnehmungen seines Verstandes, die ihm von aussen zugeführt werden. Er zieht sie eine nach der andern, wie mit einer Schnur an sich; er verbindet, und vermischet sie. Aber die Bewegungen seiner Seele, die in ihm vorgehen, die sein Daseyn angehen, sind sehr von einander unterschieden, und sie bleiben isolirt, eine jede in ihrer Klasse, nach der Art der Eigenschaft, die sie auf einmal hervorgebracht hat, und deren Wirkung plözlich war, ob sie gleich fortdaurend ist. Schmerz, Erstaunen, Verabscheuung, Zweifel haben nichts mit einander gemein. Ein jedes von diesen Empfindnissen ist eins, und seine Wirkung war schon anfänglich so beschaf-

am Fuß der Cordilleras, oder im Schnee der Irokesen, oder in Brasilien, oder auf den Karaiben wohnen, tönen diese lebendigen Töne alle Augenblicke; weil die Wilden heftiger und leichter von Leidenschaften erschüttert werden, als der Mann von Kultur. Demohngeachtet kann man nicht mit Condillac, (*Essai sur l'origine des connoissances humaines.* Vol. II.) den ganzen Ursprung der artikulirten Sprache in diesen unartikulirten, durch heftige Empfindungen und Leidenschaften herausgepreßten Naturlauten, suchen, weil sie nur äusserst selten Wurzelwörter sind. Ich müßte mich selbst ausschreiben, wenn ich das wiederholen wollte, was ich über die Verständlichkeit und den Umfang der Empfindungssprache, im 72-75sten Stück des Hannöverschen Magazins, vom Jahr 1776 ausgeführt habe. — H. Herders Preisschrift verdient hier vorzüglich verglichen zu werden.

beschaffen, wie sie seyn sollte. Hier ist keine Ableitung der Empfindnisse, keine erlangte Erkenntniß, keine willkührliche Verbindung, wie bey den Ideen.

70. Von den allgemeinen Verhältnissen unter gewissen Empfindungen, und unter gewissen Organen.

Hier folgen einige sehr artige Anmerkungen über das im Kapitel von der Organisation der Stimme auseinandergesezte System, nämlich die Anzeigen, auf welche Chorden der Sprache die verschiedenen Empfindungen der Seele anschlagen; und die Bemerkung, daß diese Verhältnisse, weil sie durchaus bey allen menschlichen Maschinen dieselbigen sind, nicht blos eine verabredete Beziehung festsezen, so wie sie sich gewöhnlich unter den Sachen und den Wörtern findet, sondern eine wahre physische Beziehung, die sich auf die Uebereinstimmung gewisser Empfindungen der Seele, und gewisser Theile des Sprachinstruments gründet.

Die Stimme des Schmerzens schlägt auf die tiefen Chorden an. Sie ist schleppend, gehaucht, und tief aus der Kehle herausgeholt, *heu!* helas! Wenn der Schmerz Traurigkeit und Seufzen ist, und das ist der leise Schmerz, oder die Bestürzung; so geht die Stimme, wenn sie gleich noch immer tief ist, durch die Nase; weil die Klage, die sich ihrer Natur nach dem Gesang nähert, die tönendeste von den beyden Pfeifen anwendet.

Die

Die Stimme des Erstaunens berührt die Chorde an einer etwas höhern Stelle. Sie ist frey, und heftig *Ah Ah:* Eh: *oh oh*. Die Stimme der Freude ist von ihr darinnen unterschieden, daß sie zwar auch heftig ist. Aber sie ist wiederholter und weniger kurz, *Ha Ha Ha Ha, Hi Hi Hi Hi.*

Die Stimme des Mißfallens, und der Verabscheuung ist labial. Sie schlägt inwendig am Instrument auf das Ende der Chorde, auf die verlängerten Lippen auf, *Fi*, *Vae*, *Puah* (Pfuy). Statt daß andre Interjektionen nur den blossen Vokal gebrauchen; so bedient sich diese auch des äussersten Labialbuchstabs. Denn hier ist Empfindung und Handlung auf einmal da; Empfindung, die da widerstrebt, und Regung, die zurücktreibt. So ist auf einmal Vokal und Figur da; der Vokal, der ausdrückt, und die Figur, die vermittelst der äusseren Bewegung der verlängerten Lippen verwirft.

Die Stimme des Zweifels und der Verneinung ist gern nasal *hum*, *hom*, *in*, *non*; und zwar nach der Verschiedenheit, ob der Zweifel verlängert wird, bey einer ungewissen Gesinnung, oder ob die Verneinung abgekürzt ist, bey einer ganz bestimmten Neigung. Ich habe schon angemerkt, daß der Nasenton natürlich der Verneinung zukömmt. Diese Anmerkung ist so richtig, daß im Lateinischen, im Französischen, u. s. w. die Verneinung, oder die privatife Idee, durch den Nasenvokal *in* ausgedrückt wird (z. B. *Ingratus*, *infestare*, *infini*, intemperie) und daß sich eben diese verneinende Ideen im Italiänischen durch den

Nasen-

Nasenbuchstab *S* ausdrücken. (Z. B. *Smontare, spiantato, sfortunato.*) Indessen weder die Beziehung des Tons, noch der Figur haben die Menschen hiezu bewogen; denn es giebt gar keine Beziehung unter dem Nasenvokal, und dem Nasenkonsonans. Es würde daher ungereimt seyn, wenn man sich einbilden wollte, daß diese dem Anschein nach so verschiedene, im Grund aber eben dieselbige Formeln, zu Folge einer überlegten Bemerkung, so wie ich sie eben gemacht habe, in die Sprachen eingeführt worden seyen. Daß sich die Sache gerade so ereignet hat, ist, ohne daß man vorher darauf gedacht hätte, ganz natürlich geschehen; weil sie sich auf das Physische der Maschine selbst gründet, und aus ihrem Bau, wenigstens bey einem beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts, entspringt.

71. Von der nothwendigen Verbindung der Empfindungen mit den Tönen der Stimme.

Das ist die metaphysische Kenntniß, die man sich aus der Untersuchung der Interjektionen verschaffen kann. Sie zeigen uns sehr deutlich, daß im Bau des Menschen gewisse allgemeine Beziehungen unter gewissen Theilen des Sprachorgans, und unter gewissen Empfindungen gegründet sind, von denen man nur sehr schwer die Ursachen angeben kann, von denen man aber die Wirkungen deutlich sieht. Sie zeigen uns die ersten Spuren einer nothwendigen, von aller Verabredung unabhängigen Verbindung, die sich unter gewissen Ideen der

Seele,

Seele, und unter gewissen Tönen der Stimme findet. Sie sind die ersten Ausdrücke der Sprachen, die ältesten Wörter der ursprünglichen Sprache, und aller Sprachen, sie mögen seyn, welche sie wollen. Denn sie drücken innere Empfindungen, und nicht äussere Ideen aus; und man hat doch schon innere Empfindungen, ehe man Ideen hat. Die Sprache eines Kindes besteht, ehe es irgend ein Wort artikuliren kann, ganz aus Interjektionen. Ist denn das Geschrey etwas anders, welches sie gleich bey ihrer Geburt von sich geben? Zeigt dieses Geschrey nicht andern Menschen an, daß das Kind innerlich empfindet, und was es empfindet; ehe man noch vermuthen kann, daß es irgend eine Idee von den Gegenständen ausser ihm erlangt habe, und ehe man noch viel weniger vermuthen kann, daß es die Kunst und den Erfindungsgeist besize, die Ideen durch Töne auszudrücken? Die Natur würde es diese Kunst bey Zeiten, ganz unabhängig vom Beyspiel, lehren, selbst wenn es nur einzig und allein in der Welt da wäre. Denn das ist eine nothwendige Folge aus seiner Natur, die eben so gut ein redendes, als ein sehendes Thier gemacht hat.

Das Kind fängt also den Gebrauch seines Vermögens zu reden mit Tönen an, die anfänglich nichts als einfache Akcente sind, die es aber bald mit einer Leichtigkeit und Verschiedenheit bilden wird, die die Natur keinem andern Thier verliehen hat. Noch ist durch keine Oefnung seiner äusseren Sinnen ein Gemählde irgend eines Gegenstandes in dasselbe hineingekommen, es sey denn,

daß

daß es vielleicht eine sehr undeutliche Sensation von einem Berühren wäre. Es hat nichts, als den Willen, diesen innern Sinn, der mit dem Thier zugleich gebohren wird, der ihm Ideen, oder richtiger, Sensationen, und Affektionen hergiebt, denen es durch den Ton seiner Stimme Namen giebt, und zwar nicht willkührlich, sondern nach einer nothwendigen Folge von seinem mechanischen Bau, und von dem Vermögen, welches ihm die Natur gegeben hat, Töne hervorzubringen. Dieses Vermögen hat das menschliche Kind mit sehr vielen andern Thieren gemein [57]). Daher läßt sich auch nicht sehr zweifeln, daß die Thiere die Gabe der Sprache nicht in einem geringern Grad erhalten, der wieder mehr oder weniger beträchtlich ist. Hier untersuche ich aber blos die Entwickelung dieses Vermögens im Menschen, der dasselbe in

57) Der Verfasser scheint hier das Vermögen, artikulirte Töne hervorzubringen, mit dem Vermögen der Erzeugung unartikulirter Empfindungslaute zu verwechseln. Die lezteren, fast durchgängig unschreibbaren Töne, muß folglich ein jedes mit lebendigen Nerven und Muskeln versehenes Thier reden, wenn seine Empfindungswerkzeuge von irgend einer heftigen angenehmen oder unangenehmen Empfindung und Leidenschaft angeschlagen werden. Aber das sind keine unterrichtenden, artikulirten Ausdrücke von abgezogenen Begriffen, das ist keine Sprache der kalten Meditation. Diese Sprachfähigkeit haben die Thiere auch nicht im mindesten Grad, weil sie die, zur Hervorbringung artikulirter Töne, nothwendige Geschmeidigkeit der Sprachorganen gar nicht besizen. Sie bleibt ein ausschließendes Eigenthum der Menschheit.

in einem ausserordentlich hohen Grad besizt. Ich behaupte, daß die Namen von den Zuständen des innern Sinnes die ersten, ältesten, und originalsten Wörter der ursprünglichen Sprache sind; ferner daß sie unveränderlich sind; daß sie eine nothwendige und physische Verbindung durch den menschlichen Bau mit der innern Beschaffenheit haben, die sie ausdrücken; und daß also der Ton, die Bildung der ersten ursprünglichen Wörter, von aller Verabredung der Völker unabhängig, und aus der Beschaffenheit des Menschen entstanden ist. Es giebt folglich in der ursprünglichen Sprache nothwendige Wörter, und das sind diejenigen, die die Ideen bezeichnen, die aus der innern Rührung entspringen, welche der erste unter allen Sinnen ist; als: die Wörter, welche Schmerz oder Freude, Verabscheuung oder Verlangen ausdrücken. Anfänglich sind sie blosse Akzente, simple Vokale, die eben so gut von vielen andern Thieren ausgesprochen werden.

72. Von der zwoten Rangordnung. Von den nothwendigen Wörtern, die aus dem Bau des Organs, unabhängig von aller Verabredung, entspringen. — Von den Labialwurzeln. — Von den Wörtern der Kindheit.

Bald aber giebt der Mensch seinen Akzenten eine Figur, die weit verschiedener ist, als bey irgend einem andern Thier, weil die Theile seines Instruments feiner und biegsamer sind. Er fängt an, seine

seine Akcente zu karakterisiren; ihnen vermittelst der am leichtesten beweglichen Theile des Sprachinstrumentes eine Figur zu geben, und zwar zuerst vermittelst der Lippen, und hernach vermittelst der Kehle. Ob er gleich noch keine Zähne hat: so verrichtet doch das Zahnfleisch auf eine unvollkommene Art ihre Dienste. Wenn die Zunge gleich in der Folge sehr biegsam zu den Bewegungen der Sprache wird: so ist sie doch im Anfang nicht so leicht zu gebrauchen, als man glaubt. Der Gaumen ist gar nicht beweglich; die Nase läßt sich schwer bewegen. Daher fängt das Kind an, sich der Labial, und hierauf der Gutturalbuchstaben zu bedienen. Aber anfänglich gebrauchte es blos den einfachen Vokal; und es wird gewiß keines von diesen beyden Organen eher anwenden, um den Vokal zu figuriren, bis es nicht ein wenig mehr Stärke und Uebung erlangt hat. Das ist ein zweyter Schritt, den es ebenfalls ganz natürlich thut, ohne nöthig zu haben, durch das Beyspiel geleitet zu werden. Hieraus muß man schliessen, daß die Bildung der Labialwörter ebenfalls nothwendig von der menschlichen Bildung abgeleitet sey, ganz unabhängig von aller Verabredung. Wir wollen die ersten Töne, die die menschliche Stimme hervorbringt, aufsuchen, und die Kinder in ihrer Wiege betrachten. Allen Kindern in allen Ländern ist die Oefnung des Mundes, und die Bewegung der Lippen die leichteste Bewegung. Daher bilden sie den vollen Vokal, und artikuliren den Labialbuchstab. *Cum cibum et potionem buas et papas vocent; matrem mammam, patrem papam.* (Cato, *de*

de Liber. educand.) So sind die Sylben *Ab, Pap, am, ma,* in allen Sprachen die ersten, die sie aussprechen. Daher kommen *Papa, Maman,* und die andern Wörter die diesen ähnlich sind. Es giebt keine Sprache irgend eines Landes, in welcher die Wörter Vater, Mutter, und Brust nicht von diesen Wurzeln herkommen sollten [58]). Dieser Behauptung kann man die Geschichte jenes Kindes gar nicht entgegen stellen, welches ein alter König unter den Ziegen erziehen ließ, um die ursprüngliche Sprache kennen zu lernen. Dieses Kind ahmte das Geschrey *beck* nach, welches diese Thiere von sich gaben. Es ist also gewiß, daß die angezeigten Sylben die ersten Wurzeln in allen möglichen Sprachen gewesen sind. Wenn man alle ersten Wörter untersucht, die die Kinder aussprechen, und alle die kurzen Wörter, die ihnen die Wärterinnen vorsagen, damit sie sie nachahmen, und ihnen die Zeit vertreiben mögen: so wird man finden, daß sie entweder alle blosse Vokalen, oder daß sie mit Labial- und Dentalbuchstaben verbunden sind. (Z. B. *baba, teter, mamma, teton; bobo: pupon;* u. s. w.) Dieses ist daher eine zwote Rangordnung von nothwendigen Wörtern, die in der ursprünglichen Sprache gewiß vorhanden waren. Die Wörter *Baba, Papa, Mama, Atta, Tata, Gaga, Nana* sind die ersten Wurzeln, die aus der menschlichen Natur entsprossen, und deren Entstehung eine nothwendige Folge aus

58) Man vergleiche hiemit meine obige dritte Anmerkung.

aus der physischen Wahrheit ist, der Mensch redet. Wir werden sehen, daß diese Wurzeln in allen Sprachen wachsen, und sich in unzählige Aeste ausbreiten.

73. Von den Wörtern *Papa* und *Maman*.

Aus diesem allem muß man schließen, daß die kurzen Wörter *Papa* und *Maman*, die den Kindern so geläufig, und die ersten Wörter sind, die sie aussprechen, so bald sie artikuliren können, die ursprünglichen und Radikalwörter für alle Sprachen der Welt seyn müssen; ferner, daß man hier nicht nöthig habe, eine Ableitung derselben aus einer Sprache in die andre anzunehmen; und daß es unnöthig seyn würde zu behaupten, daß wir z. B. diese Wörter aus dem Egyptischen schon vor langer Zeit herübergeholet haben. Denn sie finden sich auch in dieser Sprache; *Ap*, *Apa*, heißt Vater; *Am*, *Ama* bedeutet die Mutter; oder besser beyde bedeuten eins, und das andre, wie das Lateinische *parens*. Ich bin sehr davon überzeugt, daß ein jedes Kind, wenn es sich selbst überlassen würde, und wenn es weder eine menschliche noch eine thierische Stimme hören sollte, den Anfang des Gebrauchs seiner Stimme mit den Sylben *Papa* und *Mama* machen würde, die aus den vollen Tönen, und aus den Labialbuchstaben zusammen gesezt sind, das heißt, aus dem Vokal und aus dem leichtesten Konsonans. Denn sie entstehen nothwendig, so bald man die Lippen bewegt. Man muß sie also ohne auf irgend einen etymologischen

gischen Grund weiter zurück zu gehen, als wahrhafte ursprüngliche Wörter ansehen, man mag sie in einer Sprache finden, in welcher man will, in den neuen so wohl als in den alten. Condamine, der sie in ihrer gewöhnlichen Bedeutung in den barbarischen Sprachen des mittägigen Amerika fand, sahe sie mit Grund als solche an.

Aber hier scheint eine besondere Schwierigkeit einzutreten. Man könnte fragen: ob es auch wahr sey, daß *Papa* allezeit Vater, und *Mama* die Mutter bedeutet; und wie es komme, daß die Kinder, die keinen Begriff von beyden Geschlechtern haben, sie auf solche Weise überall zu unterscheiden wissen? Condaminen, dem diese Bemerkung nicht entgangen ist, scheint sie sehr auffallend gewesen zu seyn. „Ich habe, sagt er, in seiner „Beschreibung des Amazonenstroms, ein Wörterbuch von den gewöhnlichsten Wörtern der verschiedenen Indianischen Sprachen verfertigt. Die „Vergleichung dieser Wörter mit den Wörtern, die „dieselbige Bedeutung in den übrigen Sprachen „des Innersten dieses Welttheils haben, kann nicht „blos zum Beweis der verschiedenen Auswanderungen dieser Völker von einem Ende an das andre in diesem ungeheuren Welttheil dienen; sondern dieselbe Vergleichung ist, wenn sie mit den „verschiedenen Sprachen Afrikens, Europens, und „des Oestlichen Indiens angestellt werden könnte, „vielleicht das einzige Mittel, den Ursprung der „Amerikaner zu entdecken. Eine richtige Uebereinstimmung der Sprache würde ohne Zweifel die „Frage entscheiden. Das Wort *abba* oder *baba*,

„oder

„oder *papa*, und das Wort *mama*, die aus den „alten Sprachen des Orients mit einigen kleinen „Veränderungen in den größten Theil der europäi„schen Sprachen übergegangen zu seyn scheinen, „sind sehr vielen amerikanischen Nationen gemein, „deren Sprachen übrigens sehr verschieden sind. „Wenn man diese Wörter als die ersten Töne an„sieht, die die Kinder artikuliren können, und folg„lich als diejenigen Töne, die von den Eltern, die „sie von ihren Kindern hörten, in allen Ländern „vorzüglich haben angenommen werden müssen, „daß sie die Zeichen von der Idee Vater und Mut„ter seyen: so bleibt noch die Frage übrig, warum „sich in allen amerikanischen Sprachen, in denen „diese Wörter anzutreffen sind, ihre Bedeutung er„halten hat, ohne in ihrer Bedeutung versezt zu „werden. Durch welchen Zufall ist es geschehen, „daß z. B. in der Omogwaschen Sprache, in der „Mitte des festen Landes, oder an einem andern „Ort, in welcher die Wörter *Papa* und *Mama* „vorkommen, das Wort *Papa* nicht zuweilen die „Mutter, und *Mama* den Vater bedeutet hat, „sondern, daß man durchgehends das Gegentheil „findet, wie in den orientalischen und europäischen „Sprachen.“ Das sagt dieser berühmte philosophische Reisende. Es würde wirklich sehr sonderbar seyn, wenn diese Wörter so unveränderlich in ihrer Bedeutung seyn sollten, wie er es glaubt. Haben wir nicht eben ein Beyspiel vom Gegentheil in der alten egyptischen Sprache gefunden, in welcher sich die Wörter *Apa* und *Ama* durchkreuzen, indem sie den Vater so wohl, als die Mutter, oder

auch beyde bedeuten, wie das lateinische *Parens*. Egypten gab seinem Gott den Namen des Vaters, und sein Gott war die Sonne, den man *Apis* und *Ammon* nannte. Dieses Gestirn ist fast von allen orientalischen Nationen unter diesem Namen *Am* als der Vater der Natur und der ganzen Schöpfung, verehrt worden. Diesen Namen haben sie nach den verschiedenen Dialekten *Ammon*, *Oman*, *Omin*, *Iman*, u. s. w. ausgesprochen. Daher bedeutet *Iman* bey den Orientalern überhaupt Gott, das heilige Wesen. *Ar-iman* bedeutet bey den alten Persern *fortis Deus*. Dieses Wort *Iman* findet sich noch im türkischen Dialekt, und bedeutet Priester; so wie noch im Französischen das Wort *Abbé* in derselbigen Bedeutung vorhanden ist. Beyde sind in ihrer ersten Bedeutung Synonime von Vater, und geben ein Beyspiel von der Durchkreuzung der Bedeutungen, von welcher es hieß, daß sie nie vorgegangen sey. Aber über dem, statt daß man beständig, und ohne einige Ausnahme diesen Unterschied beyder Wurzeln *Papa* und *Mama* so finden sollte, daß die eine allemal blos Vater, und die andre blos Mutter bedeuten sollte; giebt es im Gegentheil gewisse Völker, die sich der physischen Wurzel *Mama* bedienen, um Vater, und nicht Mutter, durch sie anzudeuten. Der Georgier und der Iberier sagen *Mamao* statt Vater. Der Mantschusche Tatar *Ama*. Der Tunguse *Amin* u. s. w. Nach dem Bericht des Dampier (T. II. p. 230.) bedeutet in der Sprache der Insel Meang im östlichen Indien, *Mama*, Mann, Vater; und *Babi*, Frau, Mutter.

74. Wenn

74. Wenn das Organ der Lippen fehlerhaft ist: so wird das Organ, das ihm am nächsten ist, in der Kindheit zuerst gebraucht.

So ist die Wirkung beschaffen, die die Natur bey dem größten Theil der Völker des Erdbodens dadurch hervorgebracht, daß sie sie alle mit dem Organ der Lippe das erste Wort artikuliren macht, welches der Mensch in seiner Kindheit auszusprechen fähig ist. Man kann aus der Sammlung der Uebersezungen des Vater Unser, die Chamberlayn in allen Sprachen bekannt gemacht hat, den Saz beweisen, daß sich unter den Nationen des Erdbodens mehrere des Organs der Lippe bedienen, und dieses erste Wort der Kindheit zu artikuliren; als es Völker giebt, welche dieses Wort ganz durch irgend ein anderes Organ aussprechen sollten. Und wenn es wegen der kleinen Abänderung, die die Verschiedenheit der Klimate in dem Bau oder in der physischen Geschicklichkeit der menschlichen Körper hervorbringen kann, ein anderes Organ giebt, welches eben so leicht, oder noch leichter, als das Organ der Lippe am ersten bewegt werden könnte: so ist es unstreitig das nächste an den Lippen, das Organ, an welchem die Lippe hängt, nämlich das Organ der Zähne, oder des Zahnfleisches. Auf solche Weise wird ein Kind, welches in einem solchen Klima gebohren ist, statt *abba*, oder *papa* zu sagen, *atta* oder *tatta* sagen. So wie wir nun gesehen haben, daß die größte Anzahl der Völker des Erdbodens das erste Wort der Kindheit durch den

Lippen.

Lippenbuchstab zu artikuliren anfangen: eben so wird man finden, daß die größte Zahl von den noch übrigen Völkern, die nicht zu jener Klasse gezählet werden können, dieselbige Operation durch den Zahnbuchstab verrichten. Was die wenigen Völker betrifft, die sich in keinem von den beyden angeführten Fällen finden, und die zur Hervorbringung des Werks, von welchem die Rede ist, weder die Lippen noch die Zähne, sondern ein ganz anderes Organ gebrauchen: so müßte man, um die Ursache von dieser Besonderheit angeben zu können, ihre Sprache wissen, oder besser, man müßte vorher versichert seyn, daß sich der Fall wirklich findet. Denn diejenigen, die uns dergleichen abweichende Wörterbücher mittheilen, sind sehr häufig übel berichtet, und sie sind eben deswegen unzuverläßig. Sie geben uns zuweilen statt des eignen und natürlichen Wortes gleichbedeutende Synonime an. Wenn mich ein Brachmane fragt, wie der Vater im Lateinischen heißt, und ich gebe ihm zur Antwort, er heißt *Genitor:* so lüge ich zwar nicht; aber ich würde ihm doch nicht recht antworten: und wenn er nun aus meiner Antwort folgern wollte, daß der ewige Grund, der aus dem nothwendigen Bau dieses Worts hergenommen ist, durch die Untersuchung des Worts in der lateinischen Sprache unzureichend werde: so würde er sehr fehlen, ob er gleich meiner Antwort zu Folge sehr richtig urtheilt.

75. Von der Bildung der ursprünglichen Wörter bey einem Volk, welches gar kein Organ der Lippen hat.

Die Natur ist übrigens so verschieden, daß es nicht eine einzige von ihren Wirkungen, selbst bey den gemeinsten derselben, giebt, wo nicht bisweilen merkwürdige Abweichungen eintreten sollten. Das sind aber nur besondre Ausnahmen, um derentwillen die Regel doch immer als allgemein angegeben werden kann. Man versichert, daß der Lippenbuchstab, der von allen der leichteste ist, und den ich als den Grund von den nothwendigen Wörtern angegeben habe, in der Sprache der Huronen ganz fehlt, in der man keinen von den folgenden Karakteren antrift *B. P. F. M.* La Hontan, der diese Nachricht giebt, sezt hinzu, daß keine einzige Nation in Canada den Bubstab *F* gebraucht, der der alleräusserste von den vier Labialbuchstaben ist; daß die Huronen, denen sie alle viere mangeln, die Lippen im Reden niemals schliessen; und daß ihre Sprache demohngeachtet sehr schön sey und einen ganz artigen Ton zu haben scheine. Wenn eine so sonderbare Thatsache, die mit der menschlichen Natur so wenig übereinstimmt, wahr ist: so muß dies Volk ein wenig aus dem Bauch reden, wie einige afrikanische Völker, die aus dem Magen sprechen. Es muß die Röhre der Stimme aus Gewohnheit, zu der es schon seit mehreren Jahrhunderten gekommen ist, einwärts bis auf einen solchen Punkt geschoben haben, daß es nun das äussere Ende des Instruments nicht mehr kann tö-

nen machen. Dieses stimmt mit dem, was La Hontan von der huronischen Sprache weiter berichtet, sehr wohl überein, daß sie nämlich äusserst schwer zu reden sey, und daß fast alle Wörter Aspirationen haben, und von vorne mit dem *H* so sehr als möglich artikulirt werden müssen. Dieser Umstand sollte doch schwerlich den Ton dieser Sprache dem Ohr so angenehm machen, als er es behauptet. Doch dieses alles zugegeben: so bin ich demohngeachtet überzeugt, daß ein sich selbst überlassenes huronisches Kind die Labialbuchstaben natürlich bilden würde; und daß es blos vom Beyspiel und der gegenseitigen Gewohnheit, die bey seiner Nation eingewurzelt ist, abhängt, wenn es den natürlichen Gebrauch des Organs einbüsset [59]). Wenn man in der huronischen Sprache die Ausdrücke von der Art untersucht, die ich zu den zwo ersten Rangordnungen der ursprünglichen Sprache gemacht habe: so wird man gewiß finden, daß sie vermittelst der Beugung des Organs gebildet sind, welches die Natur in den Kindern dieser Nation zuerst entwickelt. Ich glaube dieses um so viel leichter, da das Wort Vater in der huronischen Sprache *aitaha* heißt, welches, wie in vielen andern Sprachen, mit dem den Lippen am nächsten liegenden, und nach den Lippen zu, äusserst liegenden Organ der Zähne hervorgebracht wird.

59) Wahrscheinlich rührt dieses Unvermögen die Labialbuchstaben, zu artikuliren hauptsächlich daher, weil sich diese Völker frühe die Lippen durchbohren, um sie mit funkelnden Ringen schmücken zu können.

wird. Daraus folgt, daß das mechanische Prinzipium der ursprünglichen Sprache so bleibt, wie ich es festgesezt habe, und daß die Natur bey einem so beschaffenen Volk die ersten nothwendigen Wörter von seinem äussersten Organ ableitet, dessen Bewegungen sie vor allen übrigen entwickelt.

76. Man hat in allen Jahrhunderten, und in allen Ländern den Lippenbuchstab, oder, wenn dieser fehlte, den Zahnbuchstab, oder beyde zugleich zur Bezeichnung der ersten Wörter der Kindheit Papa und Maman angewandt.

Man gehe die alten und die heutigen Völker des Erdbodens durch [59*]. Die Chaldäer, Hebräer, Syrer,

59*) Ich habe an diesem Völker- und Namenverzeichniß mit Fleiß nichts ändern mögen. Ich nenne also dem deutschen Leser, Völker, die er gar nicht kennen wird, weil sie gar nie existirt haben. Der Franzose, der in der historischen und geographischen Völkerkenntniß dem unhistorischen, und ungeographischen Griechen ähnlich ist, schaft sich Nationen, die nie da waren, und Sprachen, die nie gesprochen worden, und giebt Mundarten für verschieden aus, die völlig einerley sind. Gut wäre es auch gewesen, wenn de Brosses die Nationen nicht so untereinander geworfen, als wenn sie eine Sündfluth zusammengeschwemmt hätte. Dieser Mangel rührt wahrscheinlich davon her, daß er diese Wörter so nacheinander abschrieb, wie er sie im Chamberlayn, oder im Müller fand. Wer die Abstammung der Sprachen von

einan-

Syrer, Araber, und andre von den Assyrischen und Phönicischen abgeleiteten Sprachen, die wir nicht mehr übrig haben, werden sagen *Ab*, *Abba*, *Ava*, *Aboh*, *Abou*, u. s. w. Der Grieche, der Lateiner, der Italiäner, der Spanier, der Franzos sagen: *Pater*, *Padre*, *Pere*, u. s. w. Der Friauler, der Catalonier, der Portugiese, der Gascogner: *Pari*, *Para*, *Pae*, *Paire*. Der Deutsche, der Franke, der Angelsachse, der Holländer, der Niederländer, der Frisländer, der Rune, der Scandinavier, der Schotte, der Engländer, der Allemanier, der Perser, und andre, die aus dem Scytischen abgeleitet zu seyn scheinen, sagen *Fader*, *Fater*, *Vatter*, *Vader*, *Pader*, *Payer*, *Peer*, *Feer*, *Faedor*, *Fadiir*, *Father*, *Fatter*, *Pader*, u. s. w. Der Orkadier, *Favor*. Der Malabare, *Pitawe*. Der Insulaner auf Zeylon, *Pita*. Der Aethiopier, der Abyssinier, der Melindier auf den Küsten von Afrika, und andre die von den Arabern abzustammen scheinen, sagen *Abi*, *Abba*, *Aba*, *Baba* u. s. w. Der Türke, *Baba*. Der Mohre *Abbo*. Der Sardinier *Babu*. Der alter Rhöcier *Papa*. Der Unger *Apa*. Der Malayer in Indien und der Bengale *Bappa*. Der Balie in Siam *Poo*. Der Mogole *Baab*. Der Tangute *Hapa*. Der Thibethaner *Pha*. Der Hotentote *Bo*. Der Sinese, der Anamite in Tonqwin *Fu*, *Phu*. Der Katare *Baba*. Der Mantschu *Ama*. Der Tunguse *Amin*.

einander nur mittelmäßig kennt, wird die ähnlichen von den unähnlichen leicht scheiden, und jene zusammenstellen können.

Amin. Der Georgier und Iberier *Mama*. Der Caraibe *Baba*. Der Grönländer *Ubia*. Der Galibis *Baba*. Der Wilde am Amazonenstrom *Pape*. Der Kalmücke *Abega*. Der Samojede *Abam*. Der Molukke *Bapa*. Der Tamule *Bita*, *Vida*. Alle diese bedienen sich des weichen, mittleren, oder des harten Lippenbuchstabs.

Der Egyptier, der Kopte, der Afrikaner von Angola werden *Taaut*, *Theut*, *Thot*, *Tot* u. s. w. sagen. Der Einwohner von Congo *Tat*. Der Celte, der Cimärier, der Bretagner, der Niederbretagner, der Walliser, der Biscayer *Taat*, *Taad*, *Tad*, *Tath*, *Taz*, *Aita*. Der Irrländer *Nathair*. Der Gothe *Atta*. Der Epirote *Atti*. Der Friesländer *Haite*. Der Wallache *Tatul*. Der Sclavonier, der Russe, der Pole, der Böhme, der Dalmatier, der Croate, der Vandale, der Bulgare, der Servier, der Krainer, der Lausizer, Wende, und andre, die vom alten Illyrischen und dem alten Sarmatischen abgeleitet sind, sagen *Ottſe*, *Otſche*, *Otshe*, oder durch Verdrehung des Worts, *Oize*, *Wotzo*, *Wſchzi*, *Otsky*, *Woſche* u. s. f. Der Wilde von Nova-Zembla *Oteſe*. Der Lappe *Atti*. Der Liefländer, der Curländer, der Preusse, der Lithauer, der Meklenburger, *Tabes*, *Tews*, *Thawe*, *Tewe*, *Thewes* oder *Tabes*. Der Unger *Atyank*, *Atya*. Die Wilden in Canada *Aiſtan*, *Aytan*, *Outa*, *Adatti*. Der Hurone *Aihtaba*. Der Grönländer *Attata*. Der Wilde von Neu-England *Oshe*. Der Mexicaner *Tahtli*. Der Brasilianer *Tuba*. Der Kalmücke *Atey*. Die Sibirier *Atai*. Der Russe *Otetze*. Der Lappe *Otziae* u. s. f. Alle bedie-

bedienen sich bey diesen Wörtern des weichen, mittleren, oder des harten Zahnbuchstab. Man bemerke zugleich, daß es mehrere Sprachen giebt, die zur Bildung dieses Worts beyde benachbarte, und so genau mit einander verbundene Organen anwenden. Es ist ganz natürlich, daß man vornehmlich in der ersten Kindheit den Gebrauch beyder verwechselt. Der Lateiner sagt *Pater*. Der Brasilianer *Tuba*. Der Zingalese *Pita*. Der Liefländer *Tabe*. Der Angelsachse *Faeder*. Alle gebrauchen zur Hervorbringung der einen Sylbe die Lippe, und zur Bildung der andern den Zahn. Eben so werden beyde Organen auch bey dem Wort Mutter im Lateinischen *Mater*, im Egyptischen *Moth*, im Russischen *Mati*, im Tamulischen *Mada* u. s. w. angewandt. Eine so ausserordentliche Uebereinstimmung aller Völker, aller Jahrhunderte, und aller Länder des Erdbodens, erhebt den Beweis der oben festgesezten Grundsäze bis auf den höchsten Grad der Evidenz.

77. Die dritte Rangordnung: **Von den beynahe nothwendigen Wörtern:— Von den Namen, die man den Organen gegeben hat, die aus der Inflexion des Organs sebst hergenommen sind.**

Weil es also nothwendige Wörter giebt, die an die Ideen der Seele, und an das ganze System der menschlichen Organisation gebunden sind; weil diese Wörter die ersten, und die ursprünglichsten von allen sind: hat man nicht Grund genug zu glau-

glauben, daß, so wie sich ein Organ entwickelt, derselbige mechanische Fortgang fortwähret, ob man gleich diese Fortdauer viel schwerer unterscheiden kann, wann sie sich immer mehr und mehr entfernt, und ausbreitet? Thut man nicht recht, wenn man in der Untersuchung des Ursprungs der Namen, die man den Sachen beygelegt hat, und der Entstehung der Wurzeln in der ersten Sprache auf der von der Natur selbst vorgezeichneten Bahn fortgeht?

1) Der Mensch bildet gern die Namen, die er einem jeden von seinen Sprachorganen giebt, nach dem Karakter oder der eigenthümlichen Inflexion dieses Organs. z. B: *gorge*, *langue*, *dent*, *bouche* oder *babine*. (Ich führe ohne Vorsaz Beyspiele aus der französischen Sprache an). Man sieht, daß das karakteristische Radikale in einem jeden von diesen Wörtern der Buchstab selbst ist, der dem Organ ganz eigen ist, welches das Wort bedeutet [60]). Ein so richtiges Ereigniß muß einem nothwendig auffallen, und zu gleicher Zeit beweisen, daß es eine bestimmte Ursache haben müsse. Obgleich die Menschen darinnen haben übereinkommen können, auch andre Namen diesen Organen zu geben: so ist doch die Natur ihr Führer gewesen,

60) Recht! Alles dieses zugegeben. Was folgt? Etwa, daß das ganze Wort, welches das erzeugende Organ bedeutet, natürlich und nothwendig sey? Das nicht; sondern höchstens der einzelne Organbuchstab. Wie läßt sich denn aus einer natürlichen Klasse einzelner Buchstaben gleich eine natürliche Rangordnung ganzer Wörter machen?

sen, der diese Wörter oft maschinenmäßig bestimmt hat, die man eben deswegen als fast nothwendige Wörter ansehen muß, welche der ersten Sprache zugehören, die aus dem Bau des Menschen entstanden ist. Die Gutturalinflexion *gü gh* z. B. ist aber nicht blos die Wurzel vom Namen des Organs der Kehle (*gorge*) gewesen, (und so auch in andern Sprachen. In der Hebräischen *gharon;* in der Griechischen *glottis;* in der Lateinischen *guttur;* in der Italiänischen *gola;* in der Spanischen *garguero;* in der Englischen *gullet;* in der Deutschen *gurgel*) und von allem, was sich bey einer unendlichen Menge von abgeleiteten Wörtern in allerley Sprachen darauf bezieht: sondern man hat so gar allen Dingen, die einen der Inflexion der Gurgel ähnlichen Schall hervorbringen, Namen gegeben, bey welchen das Wort *gorge*, oder die Inflexion *gh*, die tief aus der Kehle geholet ist, die Wurzel abgiebt: z. B. *gargouiller*, *gargarisme*, *gargarozzo*, *gâchis*, *glougloux*, *glotte*, *glouton*, *gouphre*, *golphe* u. s. w. So auch bey andern Dingen, die entweder natürlicher Weise tief sind, oder deren Idee sich gern mit der Idee der Tiefe verbindet. Man kann gar leicht eine grosse Menge von Beyspielen finden, die vom Namen dieses Organs abgeleitet sind, oder die auf das Radikalzeichen der Namen andrer Sprachorganen anwendbar sind. Man gehe die Wörter durch, die den *Dent* (Zahn) bedeuten, und man wird finden, daß sein Name in den mehresten Sprachen aus der Artikulation *D*, *TH*, *T*, gebildet worden, die diesem Organ eigenthümlich zugehört. Im

Fran-

Französischen *Dent*; Im Lateinischen *Dentes*; Im Griechischen ὀδὲς, ὀδόντος; und auch τένδω (*comedo, rodo*). Im Englischen *Tooth, Teeth*. Im Dänischen *Tand*. Im Persischen *Dandan*. Im Türkischen *Disch* u. s. w.

Man bemerke die Wörter, die sich auf die Kinnladen (*macboire*) oder auf ihre Verrichtung beziehen; und man wird wieder finden, daß sie vermittelst der Artikulation *M*, die diesem Organ eigen ist, gebildet sind. *Maxilla*, *Mala*, *Machoire*, *Mastiro*, Μασσῶμαι, *Mascher*, *Maxcar*, (im Spanischen) *Manger*, *Mando*, *Manduco*, *Mastie*, *Mastiquer*. (Das ist ein Beyspiel von abgeleiteten Wörtern, die sich mittelbarer Weise nach einem ursprünglichen Grund gebildet haben, wozu sie weiter keine Beziehung haben. Die Zahl ist ungeheur gros.) *Maschera* (im Italiänischen,) *Masque*, *Mascaré* (im Persischen, d. h. Possen) *Mentum*, *Menton*, *Mordeo*, *Morceau*, *Muffle*, *Museau* u. s. w.

Eben so verhält es sich mit der Zunge (*langue*) und mit den Sachen, die einige Beziehung auf sie haben, deren Namen durch die Artikulation *L* gebildet worden, die diesem Organ eigen ist. *Lingua*, *Laschon*, *Lak*, *Lachach* (im Hebräischen) Λείχω, Λιχνεύω, *Lingo*, *Ligurio*, *Lambo*, *Lamper*, *Laper*, *Lecken*, *Lap* (im Englischen,) Lamer (im Spanischen,) Λόγος. *Lequi*. *éLoquence*. *Logique*. *SyLLogisme* ... Logic ... *Logue*, und alle ihre Komposita. Λαλέω, und alle seine Derivata. Λάλαξ, u. s. w.

Ich

Ich könnte eine ungleich grössere Anzahl von Beyspielen anführen, sowohl zu diesen beyden Organen, als zu den übrigen, die im Mund liegen und zur Sprache dienen. Aber eine weitläuftigere Aufzehlung könnte meinen Lesern verdrießlich werden. Nach der Anleitung, die ich gebe, ist es leicht den Haufen zu vergrössern, und eine Menge von Ausdrücken zu einer jeden Klasse aus allen Sprachen hinzuzufügen.

78. Von der vierten Rangordnung: Von denen Namen, die am Physischen des Gegenstandes haften. — Von denen Wörtern, die durch die Onomatopoiie die Gegenstände abbilden.

2) Es ist eine aus der Erfahrung bekannte Wahrheit, daß der Mensch vermöge seiner Natur zur Nachahmung geneigt ist. Man nimmt dieses am deutlichsten in der Bildung der Wörter wahr. Wenn man einem unbekannten Objekt einen Namen geben soll; wenn dieser Gegenstand auf den Sinn des Gehörs wirket, der eine unmittelbare Beziehung auf das Organ der Sprache hat; so steht der Mensch bey der Bildung des Namens für diesen Gegenstand nicht lange an; er überlegt nicht; er vergleicht nicht: sondern er ahmt mit seiner Stimme den Schall nach, der sein Ohr angeschlagen hat, und dieser Ton ist der Name, den er der Sache giebt. Das ist es, was die Griechen schlechtweg Onomatopoiie nen-

nennen, d. h. Bildung des Namens. Sie geben eben dadurch, daß sie dieses emphatisch, und durch die Autonomasie so benennen, zu erkennen, daß, ob es gleich mehrere Arten giebt, Namen für die Dinge zu machen, dieses die wahre, erste, und ursprüngliche Methode sey. Daher können alle Wörter aus dieser Klasse als nothwendig angesehen werden; weil ihre Bildung durchaus mechanisch und ganz an das Physische der Dinge angeknüpfet ist, ohne daß das Willkührliche einigen Antheil daran hat; obgleich die Menschen übrigens eben diesen Sachen andre Namen beylegen könnten. Folglich gehören diese Wörter in die ursprüngliche Sprache. Dieses ist so richtig, daß es die natürlichste und gemeinste Neigung aller Kinder ist, die schallenden Sachen von sich selbst mit dem Namen des Schalles zu benennen, den sie von sich geben. Ohne Zweifel, würden sie deu Gegenständen diese Namen beständig beylegen, die ihnen die Natur in ihrer Kindheit vorgesprochen hat, wenn nicht Anweisung und Beyspiel, die die Natur verderben, sie bald lehren sollten, daß eben diese Dinge zu Folge einer Verabredung auch anders benannt werden könnten. Die Zahl der Ausdrücke der Onomatopoiie ist sehr gros; alle sind originell, und Stammwörter; alle machen einen Theil von der ersten natürlichen Sprache aus; ihre Ableitungen sind weitläuftig, wenig abgeändert, und in allen Sprachen in Menge vorhanden.

79. Beyspiele von Wörtern, die die Sachen durch den Eindruck bedeuten, den sie auf die Sinne machen.

Die Beyspiele von Wörtern, die offenbar durch Nachahmung des Schalles, den man hört, gebildet worden sind, biethen sich alle Augenblick in allen Sprachen in Menge dar. Hier sind einige davon, Substantiva sowohl, als Verba. Ich seze die Verba im Imperatif an, weil dieses das wahre Primitivum des Verbi ist. (Man sehe Num. 252.)

Nomina.

Bruit.	Claque.
Sonore.	Dindelles.
Cliquetis.	Rot.
Carillon.	Tymbale.
Fredon.	Tambour.
Murmur.	Tympanon.
Taffetas.	Trompettes.
Trictrac.	Tapage.
Galop.	Tonnerre.
Eclat.	Bombe.
Ruine.	Chouette.
Fracas.	Coucou.
Tintouin.	Coq.
Cri.	Choc, etc.

Verba.

Sifle.	Frappe.
Tombe.	Grince.
Frôle.	Miaule.

Grogne.

Grogne.
Déchire.
Romp.
Jape.
Bourdonne.
Hurle.
Gazouille.
Bêle.
Rugi.
Henni.
Fremi.

Im Griechischen.

Ὀλολύζειν.
Κρίζω, etc.

Im Lateinischen.

Clangor.
Fragor.
Stridens.
Pipire.
Clamare.
Gannire.
Tintinnabulum.
Sugillare.
Cachinnus.
Crepitus.
Ulula.
Eiulare.
Latrare.
Coaxare.
Baubari.
Turtur.
Upupa, etc.

Im Italiänischen.

Tromba.
Sibilar.
Rinbobar, etc.

Im Englischen.

Spittle.
Bellow, etc.

Im Deutschen.

Bellen.
Heulen.
Knallen.
Quacken.
Rollen.
Tönen, etc.

So verhält es sich auch mit allen übrigen Sprachen. Nichts ist natürlicher und gemeiner, als der Name der Sachen, der von dem Schall hergenommen ist, den sie auf das Gehör hervorbringen. Und gerade hier hat das Sprachorgan in der Bildung der Wörter seine freye Hand; weil das Gehör eine unmittelbare Beziehung auf die Stimme hat,

hat, die ein Schall ist. Indessen obgleich diese Beziehung für die andern Sinnen unendlich unkenntlicher ist: so kann man sie doch bey den nachahmenden Ausdrücken noch immer wahrnehmen. Bey dem Sinn des Geschmacks, *âpre*, *âgre*, *aigre*, *acerbus*, *sauer*, u. s. w. Bey dem Sinn des Gefühls: *rude*, *glisser*, *tactus*, *racler*, *grater*, *grimper*, *γεύπες*, *γεάφειν*, *Keristen*, (welches im Persischen so viel als greifen im Deutschen bedeutet.) *frangere*, *stringere*, *salebra*, *rabot*, *scabreux*, u. s. w. Bey dem Sinn des Geruchs *flairer* etc.

Alle diese Wörter kommen von einer Onomatopoiie des Gehöres her. Man kann es fühlen, daß sie von einer tönenden Bewegung herrühren, die von den übrigen Sinnen bewirkt wird, und wovon das Ohr auch gerührt ist. *Flare*, wovon das Wort *flairer* herkommt, kömmt offenbar von der Lippenartikulation her, die durch die Artikulation der Zunge *FL* modulirt wird, die ich oben ein geschliffenes-Pfeifen genannt habe. (M. s. Num. 36, und 54.) Das Wort *flare* ist ein Ton, der den Ton nachahmt, den man hervorbringt, wenn man mit dem Aeussersten der Lippen bläst. Wir werden bald zeigen, daß die organischen Wurzeln von dieser Art eine unzählige Menge von abgeleiteten Wörtern hervorbringen; und um es kürzlich zum voraus anzuzeigen: so hat man Grund zu glauben, daß fast alle organische Wurzeln, von denen ich in der Folge reden werde, sie mögen aus der Inflexion eines Sprachwerkzeuges herkommen, aus welcher sie wollen, am Ende in Absicht auf ihren ersten

sten Ursprung von einer Onomatopoiie des Ohrs entstehen. Das ist es, was oben gesagt wurde, daß die Sprache gerade zu, und durch die Natur wirkt. Da die ersten Grund- und Wurzelprinzipien der Namen ohne Zweifel ihren Grund in dem ersten Eindruck gehabt haben, den die benannten Sachen auf die Sinnen machten: so ist es sehr natürlich, daß die menschliche Stimme so viel, als möglich, diesen Eindruck auf den Sinn des Gehörs zurückführte, um durch einen ähnlichen Schall den Gegenstand nachzumachen, den die Stimme bezeichnen sollte. Denn der Schall ist ihre eigenthümliche Operation, und (wenn ich so reden darf,) die einzige Farbe, die ihr die Natur verliehen hat, um die äusserlichen Objekte vorzustellen. Ist z. B. das Wort *fluide* nicht eine deutliche Onomatopoiie? Die Stimme wollte die Eigenschaften der Sache selbst durch einen Ton, durch die Wurzel *FL*, durch das gepfiffene Schleifen des Organs abmahlen, indem sie die allerfliessigste, und die geschliffenste Artikulation dazu anwandte, die sie nur hervorbringen konnte.

Aus diesem Grund ist es schwer Beyspiele von der Onomatopoiie zu finden, die sich auf den Sinn des Gesichts beziehen. Die Operation dieses Sinnes ist so fein, das man bey den Eindrücken, die er erhält, kaum sagen würde, daß die Gegenstände zu ihm gelangen, indem das Licht, welches die Gegenstände dem Auge überliefert, keine merkliche Bewegung in dem Organ hervorbringt. Aber in demjenigen, was auf die Rede keine Beziehung hat, muß das Auge ein ganz ander Element haben, als

den

den Schall. Und das ist die Figur. Ich werde diese Materie besonders abhandeln. Wenn es aber in Absicht auf das Gesicht einige Bewegung giebt, die einigen Schall hervorbringen könnte: so ist hier schon ein Grund zur Onomatopoiie, wie in *nictare*, *clignoter*, u. s. w.

Die Sprachen mahlen vermittelst der Onomatopoiie nicht blos die tönenden sondern auch die beweglichen Gegenstände. Denn es giebt sehr wenige Bewegungen ohne einigen Schall. Es scheint, z. B. daß man in den mehresten Sprachen im Namen des Windes eine Bewegung der Luft nachzuahmen gesucht habe; *Ruagh*, πνευμα, Ἄω, Ἄαζω, *Spiritus*, *Ventus*, *Flatus*, *Halitus*, *Anhelitus* u. s. w.

Die Onomatopoiie erstreckt sich so gar auf Namen von Dingen, die die inneren Sinnen bewegen, wenn sie die Wirkung haben, im Inneren des Körpers eine ungewöhnliche Bewegung hervorzubringen. Alsdenn ahmen die Namen die Bewegungen nach, die im Körper durch die Beschaffenheit der Seele hervorgebracht worden sind. Z. B. *Horror*, *Palpiter*, *Fremir*, *Trembler*, u. s. w. [61]).

80. Die

61) Die Onomatopoiie macht gewis die gewisseste Klasse von natürlichen Wörtern aus. Tönende Gegenstände bezeichnete der Mensch durch Nachahmung des eigenthümlichen Tons, den die Gegenstände von sich geben. Die Thiere, durch ihr karakteristisches Geschrey. Er wurde das Organ der ganzen tönenden Natur; blöckendes Schaaf, wenn er das Schaaf; brummender Bär, wenn er den Bären; heulender Wolf, wenn er den Wolf; wieherndes Pferd, wenn

80. Die fünfte Rangordnung natürlicher und nothwendiger Wörter: Die Wörter, die von der Natur selbst zur Bezeichnung gewisser Beschaffenheiten der Dinge bestimmt worden sind.

Alle bisherigen Bemerkungen beweisen, daß es Figuren der Wörter, und Karakteristiken der Töne giebt, die an das Daseyn gewisser innerer Empfindungen angeknüpft sind; ferner, daß einige derselben mit dem Daseyn äusserer Gegenstände zusammenhangen, oder wenigstens mit der Wirkung, die sie auf das Sensorium hervorbringen. Aus andern Beobachtungen scheinet zu erhellen, daß es auch unter gewissen Beschaffenheiten der Wesen dergleichen Bande gebe, ohne daß man allemal den Grund von dieser Verbindung unter den Dingen genau sollte angeben können, unter denen man gar kein

wenn er das Pferd; bellender Hund, wenn er den Hund bezeichnen wollte. Der Ton bezeichnete die Sache, so wie die Sache selbst den Ton gab. Diese Schälle der tönenden körperlichen Natur sind die wahren Wurzelwörter, die freylich versezt, verändert, verstümmelt und daher größtentheils unkennbar geworden. Er bezeichnete bey der Fortbildung der Sprache, nach dem ewigen Naturgesez der Association ähnlicher Ideen und Gegenstände, diejenigen Gegenstände, die nicht töneten, und daher von ihrem Schall keinen Namen bekommen konnten, vermittelst der Uebertragung des Namens eines hörbaren ähnlichen Gegenstandes; oder vermittelst der Ableitung eines neuen Namens von jenem Radikalwort der tönenden ähnlichen Natur.

kein Verhältniß wahrnimmt. Von dieser Art sind gewisse Buchstaben, und gewisse Figuren oder Beschaffenheiten äusserer Gegenstände. Aber selbst wenn in diesem Fall (denn es ist nicht allemal so) die Ursache unbekannt bleibt: so ist die Wirkung doch sehr kenntlich. Plato sahe dieses sehr wohl ein, und bemerkt es in diesen Ausdrücken; *Quandam nominum proprietatem ex rebus ipsis innatam esse.* (PLAT. in Cratyl.) Die Beyspiele sind in einer so grossen Anzahl vorhanden, daß nothwendig ein gewisser verborgener Zwang bey der Bildung der Wörter mitgewirkt haben muß. Warum sind z. B. die Festigkeit und die Beständigkeit fast durchgängig mit dem Karakter *St* bezeichnet worden? Warum ist dieser Karakter *St* selbst die Interjektion, deren man sich bedient, um jemanden im Zustand der Unbeweglichkeit bleiben zu machen. Z. B. *Stare, Stabilité, Stips, Stupide,* *ςατὴρ*, *ςηλὴ*, *Stamen, Stagnum*, (ein stillestehendes Wasser) *Stellae*, (die Fixsterne) *Strenuus, Stapia, Structure, Estat, Consistance, Estime, Stuc, Sterile,* *ςέρεος*, *Stay, Stead, Stone* u. s. w. Auch hier könnte ich unendlich viele Beyspiele aus allen Sprachen anführen, ohne noch ihrer Derivatifen zu gedenken, die nicht mehr Beziehung hierauf haben, und deren Zahl unbestimmlich gros ist, z. B. *Stellio, Stipendium, Estable, Estafier* u. s. w.

Warum ist das Lockere, und Hohle mit dem Karakter *Sc* bezeichnet? Z. B. *σκάλλω, σκάπτω, σκαδη, σκέλλω, Scutum, Scaturire, Scabies, Scyphus, Sculpere, Scrobs, Scrutari, Secare, Scotto, Ecu, Ecot, Ecuelle, Scarifier, Scier,* *Sca-*

Scabreux, *Sculpture*, *Scop*, *Screw*, *Schinden*, *Schall*, u. s. f. Ich will nicht einmal der Derivatifen in der zwoten und in der dritten Ordnung gedenken, wie, wenn aus dem Lateinischen *Secare*, *Secalia* gemacht worden ist, wovon das französische Wort *Seigle* herkömmt, der Name eines Korns, der keine Beziehung mehr auf den ursprünglichen Karakter anzeigt, dem er seinen Ursprung zu verdanken hat: wenigstens siehet man nicht anders, als wenn man die Spuren seiner Abstammung aufsucht, füglich ein, daß das Getraide *Secale* (zum Schneiden geschickt) genannt worden ist, weil man es mit Sicheln zur Zeit der Erndte schneidet. (*Scier*) Von *Secale* kömmt *Secalaunia*, *Sologne*, der Name einer Provinz in Frankreich, wo man viel dergleichen Korn bauet. Denn *Sologne* bedeutet eine Rocken Ebene. (*Plaine de Seigle.*)

Leibniz hat auf diese Besonderheiten so gut acht gegeben, daß er sie als beständige Fakta bemerkt. Er giebt mehrere Beyspiele hievon aus seiner Sprache, die man nachlesen kann. Mantissa Miscellan. N. 43.) Aber was könnte wohl die Ursache hievon seyn? Sollte die, die ich vermuthe, genugthuhend seyn? Ich meyne diese, daß man den festesten Zahnbuchstaben das *T* auf eine mechanische Art zur Bezeichnung der Festigkeit angewandt, weil die Zähne die aller unbeweglichsten von den sechs Organen sind; so wie man um Lockerheit und Höhlung zu bezeichnen das *K* oder *C* oder den Kehlbuchstab gebraucht hat, weil dieses das lockerste und ausgehölteste von den sechs Organen ist. Was das *S*, oder die Nasenartikulation

tion betrift, die sich sehr gern den übrigen Artikulationen zugesellet: so ist sie hier, wie an andern vielen Orten, als eine merklichere Vermehrung anzusehen, die dazu dient, um das Gemählde desto sichtbarer zu machen.

Dieser Grund zeigt sich bey einigen von den übrigen Organen noch deutlicher, bey denen man ohne Mühe die Verbindung der Ursache mit der Wirkung wahrnimmt, die Verbindung des Wortes mit der Sache, die es bezeichnet. So ist z. B. das *N* der flüssigste unter allen Buchstaben, das Karakteristische von dem, was auf das Flüssige wirkt, z. B. *No*, Ναῦς, *Navis*, *Navigium*, Νεφὸς, *Nubes*, *Nuage*, u. s. w.

Eben so bezieht sich der flüssige Karakter *FL* auf alles Flüssige, es mag Feuer, Wasser oder Luft seyn; *Flamma*, *Fluo*, *Flatus*, *Flabellum*, *Floccus*, *Floccon*, (dergleichen die heidnischen Priester an ihren Müzen trugen, die eben deswegen *Flamines* hiessen.) *Flot*, *Souffle*, *Soufflet*, *Flambeau*, *Flûte*, *Flageolet*, u. s. w. Man findet dieses in allen Zeitaltern, und bey allen Nationen; denn *phium* bedeutet im Egyptischen das Meer, eine Menge Wasser, wie das lateinische *Flumen*. Man bemerke auch noch, daß das Organ bey der Bildung der Namen auch so gar die Wirkung der Sachen anzugeben sucht, dergestalt, daß es sich eines sanften und fliessenden Tones bedient, wenn die Sache sanft und fliessend ist, z. B. *Flute*; ist die Sache rauh und durchlöchert: so ahmt die Stimme eben den rauhen, und holperichten Ton nach z. B. *Fifre*, u. s. w. Eben dieselbe Artikulation

lation *FL*, ist auch denen Dingen eigen, die wegen ihrer Beweglichkeit einige Beziehung auf die flüssigen Elemente haben können: *Fly* (im Englischen eine Fliege, fliegen,) *Flight* (fliehen,) *Fleche*, *Vol*, *Viste*, *Pli*, *Flexible*, *Flagro*, *Flagellum*, *Fleau*, *Flotte*, *Flos*, *Φύλλον*, *Feuille*, u. s. w. Leibniz bemerkt, daß wenn das *S* mit dem *L* verbunden ist: so bedeutet *Sw dissipare*, *dilatare*; *SL dilabi, vel labi cum recessu.* Er führt mehrere Beyspiele aus der deutschen Sprache an, zu denen man noch im Englischen *Slide*, *Slink*, *Slip*, u. a. m. hinzusezen kann.

Man bezeichnet die Rauhigkeit der äusseren Gegenstände durch die rauheste Artikulation von allen, durchs *R* [62]). Zum Beweis dienen die Beyspiele von dieser Art: *Rude*, *âcre*, *âpre*, *roc*, *rompre*, *racler*, *irriter*, u. a. m. Wenn sich die Rauhigkeit bey der Höhlung findet; so sezt man die beyden karakteristischen Buchstaben zusammen, z. B. *Scabrosus*. Wenn Rauhigkeit und Entfliehen bey dem Gegenstand beysammen sind: so braucht man wiederum beyde eigenthümliche Karaktere, nämlich den Karakter der Labialbewegung, und die rauhe Artikulation *FR*. Z. B. *Frangere*, *Frustra*, *Briser*,

62) Auch dieser Saz ist nur von sehr wenigen Beyspielen abgezogen, und daher nichts weniger, als allgemein. Die fürchterlichsten und schrecklichsten Gegenstände haben zuweilen sehr sanfte, liebliche Namen. Man zittert bey dem Anblick des Löwen; und wie fließend ist nicht sein Name in allen Sprachen? — Als artige partikuläre Bemerkungen seh ich diese Gedanken unsers Verfassers gern an.

Briser, *Breche*, *Phur*, (im Hebr. *fregit.*) Wenn man diese Wirkung in einem sehr hohen Grad abbilden will: so verdoppelt man diese Onomatopoiie; weil einige Sprachen keine bessere Art, den Superlatif auszudrucken, kennen, als daß sie das Wort wiederholen. So sagt der Orientaler *Pharphar*, statt sehr klein zermalmen, mahlen; und der Lateiner braucht ebenfalls für gemahlenes Getreid, *Far*, *Furfur*, *Farina*. Ich häufe keine Beyspiele mehr, weil ich besorge, dem Leser zu mißfallen, der ihrer selbst genug finden wird. Man sieht aus diesen schon, daß das Organ der Lippe allemal die Beschaffenheit der Sache abmalt, daß es die rauhe Beschaffenheit durch *frangere*, und die sanfte durch *fluere* bezeichnet. Wenn die Bewegung mit Härte verbunden ist: so sezen einige Sprachen das *S* zum *R*, z. B. *Sreien*, *Sragen*. Ist die Bewegung fest und hart, so sind die drey karakteristischen Buchstaben auf einander gehäuft, wie in *stringere*, *strangulare*. Eben diese Inflexion *R* bestimmt den Namen für die Sachen, die eine schleunige, mit einer gewissen Kraft verbundene Bewegung haben. Z. B. *Rapide*, *ravir*, *rota*, *rheda*, *rouler*, *racler*, *rainure*, *raie*. So wird dieser Buchstab häufig zu den Namen der Flüsse gebraucht, deren Lauf hinreissend ist: ῥέειν, *Rhin*, *Rhone*, *Eridanus*, *Garonne*, *Rha*, (die Wolga) *à-Raxe* u. s. w. *Valor eius*, sagt Henselius da er von diesem Buchstab redet, *erit egressus rapidus et vehemens*, *tremulus et trepidans: hinc etiam infert affectum vehementem*, *rapidumque*. Dieses ist die einzige vernünftige Anmerkung in dem

dem ungereimten System, welches dieser Verfasser auf die chimärischen Eigenschaften gebauet hat, die er einem jeden Buchstab beylegt [63]).

Geöfnete Gegenstände werden durch den Kehlbuchstaben bezeichnet, z. B. *Gouffre*, *Golfe*; oder besser durch den Karakter der Aspiration, wie in Hiatus. ΑΩ(*respiro*) ist ein nachahmender Ausdruck, bey welchem, wie beym *Hiare*, das Organ die Gestalt des Objekts annimmt, welches abgebildet werden soll. Und das geschieht allemal bey allen physischen Wörtern, in denen der Ton oder die Inflexion die benannte Sache vorstellen kann.

Das Organ der Nase, oder der Buchstab *S* ist durch seinen Bau dazu geschickt, die Töne des Pfeifens abzumalen. Z. B. *Sibilare*, *Sifler*, *Souffle*. In diesen Wörtern verrichtet das Organ die bedeutete Handlung, indem es die Luft durch die beyden Röhren der Nase und des Mundes auf einmal hervortreibt, vermittelst der beyden Nasen und Lippenbuchstaben. Nach der Bemerkung, die Leibniz macht, wird das *S* zur Bezeichnung der Sachen angewandt, die sich auflösen. In dem Fall aber bildet sich der Lippenbuchstab in das *M*; z. B. *Smelen*, *Smoke*, *Smunk*, u. a. m.

Es giebt eine Wurzelonomatopoiie, die aus der Bewegung der Luft im Mund entsteht, und bald figurirt, bald nicht figurirt, sondern ein blosser Vokal ist. Die blosse Bewegung der Respiration,

63) Wer den Henselius nicht hat, mag Herrn Fulda's Preisschrift, und Wörterbuch hierüber nachschlagen.

tion, und des Ausathmens der Luft bringt drey Wurzeln hervor, die eine Menge Derivationen haben. Wenn man diese ausgeahtmete Luft aus der Kehle, aus dem ofnen Mund hervorstößt: so hat man das ῎Αω. Stößt man sie aus den Lippen: so entsteht das *FLo*. Stößt man sie aus der Nase: so kömmt *SLiro* heraus. Drey Wörter, die durch die Onomatopoiie zu Folge einer blossen Bewegung des Athemholens in die Sprache eingeführt sind, und die eine sehr zahlreiche Abstammung haben. Man sieht z. B. sehr leicht ein, daß das Wort σπειρειν. *Spargere* aus dem Verbum der ursprünglichen Sprache *Spiro* entstanden ist; und daß man dadurch das Bild eines Menschen hat anzuzeigen gesucht, der seinen Athem herausstößt, indem er auf die Gegenstände bläset, um sie zu zerstreuen. (*disperser.*)

Wir wollen aber nur bey der simplen Bewegung ῎Αω (*Spiro*) stehen bleiben. Sie ist ganz Stimme, ganz Vokal, und durch kein einziges Organ figurirt. Wir wollen dabey zeigen, daß der blosse Vokal ein Wurzelkeim in der ursprünglichen Sprache geworden ist; daß die Wörter, die er erzeugt, physisch und dem menschlichen Geschlecht natürlich sind. Aus diesem Keim entsprossen *Halo, exhalo, Halitus, Halcine, Haleter, exhalaison, Hâle* (der Hauch eines warmen Windes,) *Halé* (von der Luft verbrannt und ausgetrocknet,) ῎Αaζω (*exhalo*). In der niederländischen Sprache heißt ein gewisses Wild *Haaze* (der Haase) wegen des Geruchs, den es von sich giebt. Der Franzose giebt den Namen *Aze* nur dem Weibchen

des

des Haasen. *Antlo*, (mit Mühe athmen) *exantlo* (eine schwere Arbeit verrichten, bey der die Respiration leidet.) *Antlia*, *Anhelitus* (eine schwere Respiration.) In allen diesen Beyspielen bekömmt die blosse Wurzel harte und schwere Artikulationen, um die Beschwerlichkeit der Handlung abzubilden.

Wenn man anzeigen will, daß eine geöfnete Sache tief ist: so bedienet man sich der tiefen Aspiration der Kehle *H*. Z. B. *Hio*, *Hiatus*, *Hiulcus* u. a. m. *)

81. Es giebt gewisse Bewegungen der Organen, die der Bezeichnung gewisser Klassen von Dingen eigenthümlich sind.

Diese Menge von Beyspielen, die von einem jeden Organ hergenommen, und den Eigenschaften desselben angemessen sind, beweiset ganz einleuchtend, daß die Natur ursprünglich auf die Sprache gewirkt hat, und zwar ganz unabhängig von allem, was Reflexion, oder Konvention in der Folge, nach dem von der Natur schon entworfenen Plan, der sehr oft abgeändert worden ist, hinzugesezt haben. Diesen Beyspielen zu Folge können wir als einen Grundsaz festsezen, daß es gewisse Bewegungen der Organen giebt, die zur Bezeichnung einer gewissen

Klasse

*) Catull scherzt bey dem Tod eines Menschen, den er nicht liebte, und der eben vom Jonischen Meer verschlungen worden war; und sagt:

Ionios fluctus, cum iam pervenerat illuc,
Tam non Ionios esse, quam Hionios.

Klasse von gleichartigen Gegenständen gehören. Wir können ferner von diesen Beyspielen abnehmen; daß der Mensch ohne Verabredung, und selbst ohne es zu merken, seine Wörter maschinenmässig so sehr als möglich, den bedeuteten Sachen ähnlich bildet; und daß seine Stimme, da sie ein modificirter Ton ist, der zuweilen das Gemälde der Gegenstände entwerfen kann, vermittelst des Organs dieses Gemälde allemal zeichnet, wenn die Gelegenheit dazu sich darbietet. Vielleicht trieb der alte lateinische Grammatiker, Publius Nigidius, dieses System zu weit, da er es z. B. auf die Pronomina Personalia anwenden, und bemerken wollte, daß die Bewegung des Organs in den Wörtern *ego* und *nos* vermittelst einer inneren Rückkehr auf sich selbst gebildet werde, statt daß die Inflexion in den Wörtern *tu* und *vos* auswärts auf die Person zugehe, mit der man spreche. In der folgenden allgemeinen Anmerkung hat er aber Recht: *Nomina verbaque non posita fortuito, sed quadam vi et ratione naturae facta esse P. Nigidius in grammaticis commentariis docet, rem sane in philosophiae dissertationibus celebrem. Quaeri enim solitum apud philosophos* φύσει τὰ ὀνόματα *sint* ἢ θέσει *(natura nomina sint, an impositione). In eam rem multa argumenta dicit, cur videri possint verba esse naturalia magis quam arbitraria . . . . Nam sicuti cum* adnuimus *et* abnuimus *motus quidem ille vel capitis vel oculorum a natura rei quam significat, non abhorret: ita in vocibus quasi gestus quidam oris et spiritus naturalis est. Eadem ratio est in graecis quoque voci-*

vocibus, quam esse in nostris quoque animaduertimus. A. GELL. L. X. Cap. 4.

Die Griechen, deren Geschmack äusserst fein und scharf war, hielten die Namen, die den Sachen nach dieser Methode ertheilt waren, für die angemessensten und richtigsten Wörter. Wenn der Ton eines Worts einige Aehnlichkeit mit dem bezeichneten Gegenstand hatte: so nannten sie das Wort, ein εικων (ein Bild, ein Gemälde des Gegenstandes). Sie glaubten, daß ein Wort nicht vollkommen ausdrucksvoll sey, woferne es nicht aus Buchstaben bestünde, die einen Ton erzeugen könnten, der mit der Sache, welche ausgedruckt werden sollte, einige Aehnlichkeit habe. Sie hielten dafür, daß das Wort der Idee nicht völlig entspreche, woferne nicht der Ton und die Buchstaben das bezeichnete Objekt nachahmen und vorstellen. Diese richtige Bemerkung, wie sehr die Alten in dem, was Wörter und Buchstaben betrift, Philosophen waren, macht Schuckfort. (History of the World. *Tom. II. pag. 285.*)

82. Die Auswanderungen der Völker lassen sich zwar aus der Einerleyheit der verabredeten, nicht aber der nothwendigen und natürlichen Wörter beweisen.

Man wundere sich also nicht, wenn man, der Figur und der Bedeutung nach, ähnliche Wörter in den Sprachen solcher Völker findet, die von einander weit entfernt sind, und die niemals in einiger Verbindung mit einander gestanden zu seyn schei-

scheinen. Denn, wenn gleich die Aehnlichkeit willkührlicher Ausdrücke in den Sprachen zweyer Völker ein gewisser Beweis von ihrer Auswanderung oder ihrer Verbindung und Gemeinschaft ist: so kann man doch daraus keinen ähnlichen Schluß ziehen, wenn man bey der Untersuchung ähnlicher Wörter findet, daß sie ganz von der Art sind, als sie die Natur selbst hervorzubringen pflegt, und denen ich eben deswegen das Beywort nothwendiger Wörter gegeben habe [64]). Ich hätte sie auch *verba nativa*, natürliche Wörter, nennen können, um sie von den konventionellen zu unterscheiden, deren es eine grosse Menge giebt, und die die Menschen zu Folge einer willkührlichen Vergleichung des Objekts, welches sie benennen wollten, und welches sie von einer gewissen Seite ansahen, mit andern äussern Objekten bildeten. Ein jeder Gegenstand hat sehr viele Seiten und Beschaffenheiten, und ein jeder Mensch kann auf sehr vielerley Arten verschiedentlich von denselben gerührt werden,

so,

64) Eine sehr wichtige Bemerkung für den Sprachforscher, der aus seinen Untersuchungen wichtige Folgen ziehen will. In Indien findet man eine Menge lateinischer Wörter. Noch weis man nicht auf welchem Weg sie hingekommen. Der ausgebreiteteste Sprachkenner der Sprachen der bekannten Nationen legte mir unter andern die Konjugation des Wortes *Eo*, ich gehe, vor, die freylich mit ziemlichen Abänderungen, und auch oft so, daß ich sie nicht würde gekannt haben, in einem Dialekt von Indien, vorkömmt. Ich vermuthe, daß der größte Theil von diesen Wörtern in die Klasse der natürlichen gesezt werden kann.

so, daß man sich nicht wundern darf, wenn man eine so grosse Verschiedenheit der verabredeten Wörter, selbst in Absicht auf ihre Wurzeln, findet; woferne es nämlich wahr ist, daß es eine Verschiedenheit unter den wahren ursprünglichen Wurzeln giebt. Die Untersuchung dieser Materie will ich bald vornehmen, wenn ich die allgemeinen Gründe aufsuche, nach welchen man solchen physischen Gegenständen Namen beygelegt hat, die doch die Bewegung der Stimme nicht malen kann, dergleichen diejenigen Objekte sind, welche blos sichtbar sind, ohne Bewegung, Schall und Ton.

83. Von der Bildung der Namen für diejenigen Gegenstände, die einzig auf den Sinn des Gesichts wirken.

Auch in diesem Fall entfernt sich der Mensch, wie ich glaube, so wenig als möglich von dem Plan, den die Natur selbst entworfen hat, und von seiner Begierde und Fertigkeit zu malen. Um den Faden meiner Gedanken nicht völlig zu zerreissen: so will ich den Beweis bis zu Num. 90. verschieben, daß der Mensch nämlich das sichtbare Objekt von der Seite, oder bey der sichtbaren Eigenschaft faßt, die am Gegenstand am meisten hervorsticht, nach welcher er durch Vergleichung, oder durch Annäherung zu andern natürlichen schon vorhandenen Wörtern, den Namen dieses Gegenstandes bildet. Es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Methode auch manches Willkührliche vorkömmt: Allein, wie es scheint, so duldet die Natur das Willkührliche nur so wenig, als möglich.

84. Die

84. Die Veränderung der nothwendigen Wörter betrift blos ihre Endigung. Ein Beyspiel am Wort *Maman*.

Aber an den reinen natürlichen Wörtern ist gar nichts willkührliches. Mit ihnen hat die Vergleichung nichts zu thun, und die Willkühr des Menschen hat keinen Antheil an ihnen. Sind sie natürlich: so können sie gar nicht anders seyn. Das Kind, das zu artikuliren anfängt, hat es nicht in seiner Gewalt, etwas anderes hervorzubringen, als das *Pa pa*, *Ba ba*, *Ma ma*. Es will indessen Sachen benennen und reden, weil sein natürliches Vermögen es dazu eben so gut antreibt, als zu irgend einer andern Bewegung, die in seiner Organisation gegründet ist. Es sagt also, was es sagen kann; es benennt, was es kennt. (Man sehe Num. 3. und 72.) Die Lateiner haben die Wörter der Kinder aufgenommen, die einzig und allein auf das erste Stammlen ihrer Kleinen Beziehung haben: *Papare*, *Lallare*, *Tatare*, *Nanare*. Das Kind nennt die Mutter, die es säugt, *Ma ma*; und die Brust an der es sauget, nennt es eben so. Das sind die beyden einzigen Gegenstände, von denen Bedürfniß und Bekanntschaft ihm eine dauerhafte Idee eingedrückt haben. Es wird sich dieses einfachen Ausdrucks bedienen, um seine Mutter zu benennen, bis es Alter und Umgang mit Menschen diesem Wort eine Endigung beyfügen lehren. Die willkührliche Verschiedenheit wird sich also blos in der Endigung finden. Die organische und physische Wurzel wird ganz übrig bleiben. Der

Egyptier

Egyptier wird sagen *Amma* und *Muth*. Der Chaldäer *Am*. Der Grieche, der Lateiner, und die von ihnen abstammende europäische Dialekte werden sagen *Mater*, *Madre*, *Mere*. Der Perser *Madar*. Der Deutsche *Mutter* oder *Mother*. Der Sarmate *Materz* oder *Maili*. Der Russe *Mate*. Der Armenier *Mair*. Der Epirote *Mame*. Der Celte *Mam*, *Mamus*, *Ama*. Der Biscayer *Amar*. Der Tangute, der Thibetaner, der Truqwinese *Ma Hama*, *Man*. Der Neger *Inema*. Der Molucke *Mame*, *Mata*. Der Samojede *Iman*. Der Lappe, und der Finnländer *Am*, *Ama*. Der Peruvianer *Mama*. Der Paragwaise *Immer*, *Hamma*. Der Malthese *Omma*. Der Guianese *Bibi*. Der Türke *Ava*. Der Japanese *Fava* (allemal mit dem Organ der Lippen). u. s. w.

85. Von der sechsten Rangordnung, als einem Anhang zur ersten: Von den Akcenten, oder von dem Nachdruck der Rede. — Vom Akcent, der aus den Leidenschaften der Seele entspringt.

Die Akcente sind bey der Rede eine Art von Gesang. Schon ihr Name zeigt dieses an: *Accentus est etiam in dicendo cantus obscurior.* (CIC. de Orat.) Sie geben der Rede mehr Leben und Nachdruck. Sie stammen auch aus der ersten Sprache ab, weil sie bey allen Menschen der reine und der erste Ausdruck der Natur sind. Sie machen eine sechste Ordnung von primitifen Tönen aus; oder besser, da sie keine Wörter sind: so müssen

müssen sie der ersten Rangordnung der Interjektionen zugesellet werden; denn sie sind, wie die Interjektionen Ausdrücke der innern Empfindungen. Man kann sagen, daß sie die Seele der Wörter seyen. Sie sind im Reden das, was der Stoß des Bogens, und der Nachdruck in der Musik sind. Sie geben den Geist der Rede an, verschaffen ihr Geschmack, das heist den Air der Uebereinstimmung mit der Wahrheit. Dieser Umstand hat wahrscheinlich die Hebräer bewogen, ihnen einen Namen zu geben, der Geschmack, Anstand bedeutet, (Loescherus *de Causis linguae lat.* L. II. Cap. 5.) und die Griechen, daß sie sie *spiritus* nannten. Sie sind der Grund von aller mündlichen Deklamation, und man weis, wie viel Nachdruck sie geschriebenen Aufsätzen geben. Denn indem die Sprache das Objekt malt, malt der Akcent die Art, nach welcher derjenige, der da spricht, gerührt worden ist, oder nach welcher er andre gern rühren möchte. *Vocis mutationes totidem sunt, quot animorum.* (CICERO de Orat.) Sie entstehen aus der Empfindlichkeit der Organisation. Sie kleben am physischen Bau. Daher sind sie nothwendige Töne, die zur ursprünglichen Sprache gehören; und sie kommen in allen Sprachen mehr, oder weniger vor, nachdem das Klima eine Nation durch die Feinheit der Organen mehr oder weniger geschickt macht, von den äusseren Objekten stark gerührt zu werden. Die Sprache der Akcente ist allgemein, ausdrucksvoll, und verständlicher, als die Sprache der Wörter. Umsonst spricht man die Wörter fremder Sprachen vor

Leuten aus, die sie nicht erlernet haben. Aber die ausdrucksvollen Inflexionen der Empfindung machen, wie die Interjektionen, eine allgemeine Sprache aus, die eben so leicht verständlich ist, als man die Leidenschaften eines Menschen leicht erkennen kann, wenn man auf die Veränderung seiner Gesichtszüge Acht hat. Alle Zeichen der inneren Empfindungen haben ihren eigenthümlichen Karakter, ihre Grade, und unterscheidende Schattirungen, die zur Bezeichnung der Art der inneren Bewegungen dienen; dergestalt, daß die grössere oder geringere Heftigkeit einer jeden vom Zuschauer oder Zuhörer richtig beurtheilt werden kann, wenn sie nicht durch Verstellung verfälscht werden. Mehrentheils aber sind die Akcente wahr, weil man sich dabey den blossen Regungen der Natur überläßt.

86. Vom Akcent, der aus dem Klima entspringt. — Daß es eine Sprache geben könnte, in welcher die Verschiedenheit der Wörter fast einzig in der Veränderung der Akcente liegt.

Der Akcent klebt der Sprache so genau an, daß ein jedes Klima seinen eignen besondern Akcent hat, der ausgezeichnet genug ist, um das Königreich, oder die Provinz zu verrathen, aus welcher die Person her ist, die da spricht. Diese Art von Akcent rührt vom Klima und von der Beschaffenheit der Organen her, und ist von der Andern Art unterschieden, die aus den Leidenschaften und den

Bewegungen der Seele entspringt. Man verwechsele das, was ich von der einen Art sage, nicht mit dem, was ich von der andern anmerke. Es scheinet, als wenn man in der französischen Sprache den Akcent des Klima verachte. Diejenigen, die ihn noch haben, sind vom Lande. Das will aber weiter nichts sagen, als daß der Akcent, den sie haben, nicht gewöhnlich ist. Wenn die Franzosen gleich aus Gewohnheit glauben, daß ihre Sprache ohne Akcent gesprochen werde; so bin ich doch überzeugt, daß der Akcent dieser Sprache einem Italiäner, oder einem Engländer, der den Franzosen reden hört, eben so bemerkbar ist, wie der Akcent dieser Nationen vom Franzosen bemerkt werden kann. Der Akcent macht so starke Eindrücke aufs Gehör; er ändert sich auf eine so sehr vielfache Art ab, daß eine Sprache fast ganz blos aus der Verschiedenheit der Intonationen zusammengesezt werden könnte. Man sagt, daß der Akcent sich vorzüglich in der sinesischen Sprache finde, die nur aus sehr wenigen primitifen Sylben besteht, und deren Wörter in Absicht auf ihre Bedeutung nach dem Akcent, mit welchem sie ausgesprochen werden, ganz von einander verschieden sind. [65]) Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine ursprüng-

65) Der Akcent in der sinesischen Sprache ist der musikalische Akcent, weil die ganze Sprache blos Musik ist, in der man zwar Töne aber keine Buchstaben und Sylben unterscheiden kann; und die sich nicht in Sylben aussprechen, sondern blos in Tönen moduliren läßt.

sprüngliche Sprache mehr Akcente haben wird, als eine ausgebildete. Da jene nur einen geringen Vorrath an Ausdrücken hat: so würde man die wenigen Ausdrücke vermittelst dieses sehr natürlichen Mittels vermehren, und vereinzeln, indem man durch die Akcente sie verschieden machen würde. So bald sich aber die Ausdrücke in einer Sprache vermehren: so wird dieses Mittel unnüz, und geräth in Verfall. Ein neuerer Schriftsteller macht über den Gesang der Akcente eine sehr treffende Bemerkung. „Die Natur, sagt er, hat „denen Menschen die Töne der Stimme zur Bekanntmachung ihrer verschiedenen Empfindungen „ertheilt. So zeigen die Kinder vermittelst ihrer „lebhaften, zärtlichen, frohen oder traurigen Akcente ihre Empfindungen, ihr Verlangen, ihre „Bedürfnisse an. Das ist die Sprache der Natur. Sie findet sich in allen Ländern und zu allen Zeiten. Aber, wenn sich die Menschen in „Gesellschaften zusammen thun: so giebt es neue „Bedürfnisse, neue Ideen. Die blossen Artikulationen der Töne geben nicht mehr hinlänglich verschiedene, und zureichende Ausdrücke her. Man „war daher genöthigt, den natürlichen Gesang zu „modificiren, und ihn zu theilen, um dadurch „Wörter und verabredete Zeichen zu bilden." (Lacombe *Spectacle des Arts.*)

87. Von der Macht, und von denen Wirkungen der Akcente.

Wir bemerken mit diesem Schriftsteller, daß der auf diese Weise auseinander gelegte Keim viel von

seiner

seiner Stärke einbüßte. Denn da das verabredete Wort dasjenige hinlänglich anzeigte, was man ausdrücken wollte: so wurde die ursprüngliche Inflexion weniger beachtet. Die Natur fieng zu ruhen an; wie die Kunst zu wirken anfieng. Aber, weit davon entfernt, daß der Wurzelkeim ganz ausgegangen seyn sollte: so zeigt er sich vielmehr alle Augenblick, ohne daß man daran denkt. Der erklärende Akcent, und das Organ der Natur ist bey allen lebhaften Empfindungen, bey allen heftigen Leidenschaften, bey allen plözlichen Bewegungen, und bey allen angreifenden Vorfällen sichtbar. Durch ihn legen wir noch immer unsern Schmerz, das Schrecken, das Vergnügen, die Freude, und andre Bewegungen der Seele an den Tag. Je empfindsamer eine Nation ist; desto mehr Spuren von diesem natürlichen Gesang trift man bey ihr an. Die Sprache der mittägigen Gegenden, z. B. die Französische hat noch viele Akcente; und die freundschaftlichste und gemeinste Unterredung in derselben ist so beschaffen, daß man sie gleichsam in Noten sezen könnte. Die Sprache der Italiäner ist mehr akcentuirt, als die Französische. Ihre blosse Reden, so wie auch ihre Musik hat weit mehr Gesang. Das kömmt daher, weil sie eher gerührt werden können. Die Natur hat sie empfindsamer gemacht. Die äusseren Objekte sezen sie so sehr in Bewegung, daß die Stimme allein nicht zureicht, um alles auszudrücken, was sie empfinden. Sie sezen die Gestus zur Stimme hinzu, und reden auf einmal mit dem ganzen Körper.

Dieser Empfindsamkeit muß man die mächtigen Wirkungen der Musik, und der Beredsamkeit bey der griechischen Nation zuschreiben. Das, was uns von den Wundern, die ihre Musik hervorgebracht hat, erzählet wird, beweiset nicht, daß die Musik besser war, als die unsrige; sondern es ist blos ein Beweis, daß ihre Organisation feiner, und ihre Nerven empfindsamer waren. Uebrigens können die republikanischen Völker allemal eher gerührt werden, als andre. Und so wirkten bey den Griechen politische Ursachen mit den physischen zusammen. Man kann von dem lebhaften Eindrücken, den die griechischen Redner machen konnten, besser urtheilen, wenn man zu der erhabnen Beredsamkeit, die wir in ihren Reden bewundern, noch die Heftigkeit des Gestus, [66]) die Kraft und die Richtigkeit des Akcents hinzunimmt. Aristoteles bemerkt in seiner Poetik sehr richtig, daß von allen Erfordernissen, die einem Stück einen Werth verschaffen können, kein einziges so viel beyträgt, als das Talent des Deklamators: *Maxime*

66) In republikanischen Staatsverfassungen werden die Regeln des Wohlstandes niemals so pünktlich beobachtet, als in der monarchischen Regierungsform. Dort hat jeder Bürger das Recht seine Meynung so gut zu sagen, als der andere. Nichts schränkt ihn ein, daß er nicht seine Gesinnungen mit dem möglichsten Nachdruck an den Tag legen sollte. Daher die Weitläuftigkeit der Gestikulation der republikanischen Redner. Die Geberdensprache des Demosthenes und des Cicero würde, wenn man sie in Frankreich reden wollte, die größte Beleidigung des Wohlstandes seyn.

xime autem delectat melopeia. Eine Wahrheit, die alle Tage durch unsre theatralischen Vorstellungen bekräftiget wird, wo das versammlete Publikum die Form, und den Geist einer republikanischen Regierungsart äussert.

88. Von der Art, nach welcher das System der Derivation sich auf die nothwendigen und natürlichen Wörter zu gründen anfängt.

Ich habe die verschiedenen Arten von Wörtern beschrieben, die ganz nothwendig aus dem mechanischen Bau des Menschen entstehen. Diese Wörter hat der Mensch von Anfang gebildet, und er wird sie ihrer Wurzel nach in allen Ländern auf dieselbige Weise bilden, weil die Natur, und nicht der überlegte Wille ihn dazu nöthigt. Die Interjektionen und die Akcente, die aus der inneren Empfindung herkommen, machen die erste Rangordnung dieser Wörter aus. Die zwote besteht aus den Wörtern der Kinder, die von der grösseren, oder geringeren Beweglichkeit eines jeden Theils des Sprachwerkzeuges gestimmt werden, nachdem diese Beweglichkeit mit dem innern Bedürfniß, oder mit der Nothwendigkeit die äusseren Objekte zu benennen, verbunden ist. Die dritte Rangordnung ist aus den Namen der Organen der Stimme selbst zusammengesezt, und aus den Namen aller Gegenstände, die einige Beziehung zu den Namen der Organen haben, oder die ihrer Bildung ähnlich sind. Diese Klasse von nothwendigen Wörtern wird durch die artikulirte Inflexion bestimmt.

die

die aus dem mechanischen, eigenthümlichen Bau des benannten Organs herkömmt. Die vierte Klasse besteht aus den Namen der äusseren Gegenstände, die einen Schall für das Ohr von sich geben können, und zwar durch einen Ton oder durch eine Bewegung, oder durch eine Erschütterung der Nerven, indem man sie höret, riechet, schmecket, fühlet, oder anfaßt. Diese Wörter werden von einem natürlichen Hang bestimmt, es so zu machen, wie es die Dinge machen, die man bezeichnen will. Gewiß, die beste Methode von allen, um die Gegenstände leicht anzuzeigen. Die fünfte Klasse ist eine stillschweigende Folge von der vorhergehenden. Sie ist nach ihren unzehligen Wirkungen besser bekannt, als nach ihren Ursachen. Sie entsteht daraus, daß der mechanische Bau gewisser Organen sich die Benennung gewisser Klassen von Gegenständen derselbigen Art von Natur zueignet, nachdem die eigenthümliche Inflexion des Organs von der Natur als karakteristisch für diese Klasse von Gegenständen bestimmt war. Im Grund rührt dieses alles davon her, daß die Gegenstände, die in dieser Klasse enthalten sind, einige Beschaffenheiten, oder einige Bewegungen haben, die den eigenthümlichen Beschaffenheiten und Bewegungen des Organs ähnlich sind. Die Natur ist also hier der Lehrmeister. Sie hat bey dieser Operation den Bau der Wörter allein, nach dem einzigen Grundsaz angeordnet, daß der Mensch mit einfachen Wahrnehmungen, und mit Sprachwerkzeugen versehen ist. Die Verbindung, die eine Arbeit des Geistes ist, hat noch keinen Theil daran. Wenn

sie

sie Antheil daran nehmen wird; so wird sie gewiß auf dem gebahnten Weg fortgehen; und z. B. das Verbum, oder den Ausdruck des Verhaltens einer Sache nach dem schon fertigen Nomen; das Adverbium, oder die Art dieser Handlung, nach dem Verbum, oder dem Nomen bilden, u. s. w. Sie wird in der Endigung des Wortes, die sie in denselbigen Fällen allemal wiederholet, einige Verschiedenheit anbringen, die ihr zur Karakteristik dienen wird, um eine jede Gattung von Verbindung Klassenweise zu unterscheiden. Und so ist alsdenn das System der Derivation fertig, welches seinen ersten Grund immer in den nothwendigen Wörtern hat, die von der Natur gebildet worden sind.

Und wenn der Mensch nun neue Wörter finden muß, um eine schwere vielfache Verbindung zu benennen, die auf keinen Schall oder Bewegung einige Beziehung hat, wo folglich das Organ es nicht so machen kann, wie es das Objekt macht: so wird er sich doch, so wenig als möglich, vom Plan der Natur entfernen. Er wird einen Umstand fassen, der mit einem andern Objekt einige Aehnlichkeit hat, den das Organ mahlen konnte, und dieses ähnlichen Nebenumstandes wird er sich bedienen, um einen neuen Namen zu machen. Aber wer kann dem Menschen auf diesen zerstreuten und willkührlichen Wegen folgen; da er vom gebahnten Weg austritt; da er, so zu sagen, die Natur selbst verdirbt, indem er ihren Plan folgt; da er seit so vielen Jahrhunderten darauf losarbeitet, auch so gar die Spuren von seinen zerstreueten Gängen auszulö-

zulö-

zulöschen, indem er vorwärts und rückwärts und querüber geht, und die Sprachen verändert, und wieder von neuem umschmilzt? Wir können indessen doch bisweilen seine Spuren unterscheiden, wie ich es in einer Menge von Beyspielen zeigen will, wenn ich von den Namen der moralischen Wesen handeln werde.

89. Wie das System der Derivation auf die menschliche Meynungen Einfluß haben kann.

Wir erkennen über dem mit Evidenz, daß die Metaphern und alle oratorische Figuren, wobey man die Ausdrücke in einer vom eigenthümlichen Sinn der Wurzel abgedrehten Bedeutung nimmt, nach einem gewissen Zug der Imagination gemacht werden, der immer die Aehnlichkeit zum Grund hat. Die Beyspiele von Wörtern, die durch die Metapher gebildet worden, sind sehr gewöhnlich. Ich will in der Folge einige von verschiedenen Arten anführen. Aber ein philosophischer Leser wird so lange nicht gewartet haben, um über die vielen Folgen des Ueberganges der Ausdrücke, vom eigentlichen zum uneigentlichen, vom reellen zum abgezogenen, nachzudenken. Er wird Beyspiele genug von den Wirkungen dieses Ueberganges und von seinem Einfluß auf die menschliche Meynungen gefunden haben. (Num. 4. und 10.) Ein jeder figürlicher Ausdruck, dessen man sich so wohl im gemeinen, als im oratorischen, oder dogmatischen Vortrag bedient, ist so lange nicht gefährlich, als man ihn so nimmt, wie man ihn nehmen soll, das heißt,

als

als eine Vergleichung; ohne daß man sich weder von seinem Ursprung, noch vom Zweck entfernte, den man hatte, indem man ihn anwendete. Aber daran hält man sich nicht immer. Man verliert den Faden der Anwendung, wenn der Ausdruck durch den gemeinen Gebrauch Kraft erlangt hat; wenn er unwissende oder enthusiastische Zuhörer erschüttert. Die Meynungen der Menschen nehmen eine sonderbare Wendung; so bald die Abstraktionen, die Metaphern, die Metonymien und die übrigen Figuren, als wirkliche Wesen angesehen; so bald sie als Grundsäze angewandt, und zur Base des Schlusses gemacht werden.

90. Von der Schwierigkeit in der Bildung der Wörter, deren Gegenstände blos den Sinn des Gesichts angehen.

Der Leser hat es bemerkt, und ich habe selber im vorhergehenden etwas davon gedacht, (Num. 83.) daß der Sinn des Gesichts am ganzen System der ersten Bildung der nothwendigen Wörter keinen Theil hat. Dieser Sinn ist vom Sinn des Gehörs am meisten verschieden. Denn man kann einiges Geräusch erzeugen, wenn man die Gegenstände anfühlt, riecht, u. s. w. Aber wenn die äussern Objekte einzig durch den Sinn des Gefühls in uns übergehen: so bringen sie bey ihrer Ankunft weder ein Geräusch noch eine empfindbare Bewegung hervor. Das Herbe erschüttert die Nerven, wenn es auf den Geschmack wirkt; und diese Erschütterung bringt ein gewisses Geräusch hervor, welches dem

Ton gewissermassen ähnlich ist. Aber bey der Aufnahme des blendendesten Lichtstrahls machen die rauhen Objekte, selbst wenn man aus Empfindung des Abscheues die Augen von ihnen abwendet, das Auge nicht rauschen; obgleich ein Blindgebohrner, den man über seine Sensationen befragte, sich einmal einbildete, daß das Hellrothe dem Schall einer Trompete ähnlich sey. Die Gegenstände mahlen sich auf der Nezhaut mit einer beynahe so geringen Empfindbarkeit ab, als auf einem Spiegel. Das Organ der Stimme hat also kein ursprüngliches Mittel zur Abbildung sichtbarer Gegenstände, weil ihm die Natur nur das Vermögen rauschende Gegenstände abzubilden verliehen hat. Demohngeachtet ist die Anzahl sichtbarer Gegenstände unzählbar; weil der Sinn des Gesichts der weitläuftigste von allen ist [67]. Man muß sie nennen. Wie fängt es die Stimme an?

91. Man bildet diese Namen durch Vergleichung, oder durch Annäherung.

Ich habe gesagt, die Stimme bilde diese Namen durch Vergleichung, und durch Approximation, wenn es angeht; indem sie sich so wenig, als möglich, von ihrem gewohnten Weg entfernet, auf dem sie gewöhnlich fortzugehen pflegt. An einer Blume (*Fleur*) ist nichts, was die Stimme abbilden könnte, ausser ihre Beweglichkeit, vermöge welcher ihr Stän-

67) Man sehe über diesen Punkt Herrn Herders Preisschrift nach.

Stängel von einem jeden Lüftgen bewegt werden kann. Die Stimme ergreift diesen Nebenumstand, und bildet den Gegenstand für das Ohr durch die flüssige Inflexion *FL* ab, die ihr die Natur zur Bezeichnung flüssiger und beweglicher Gegenstände gegeben hat. Wenn sie diesen Gegenstand *Flos* nennet: so thut sie so viel ihn zu karakterisiren, als sie nur immer thun kann. Aber wer sieht nicht, wie ungetreu dieses Gemählde ist, da es nur auf einen ganz geringen und fast ganz fremden Nebenumstand beruhet, und unendlich unvollständiger ist, als das Gemählde, welches die Wörter *tymbale*, *fracas*, *gazouillement*, *racler* u. s. w. entwerfen? Allein, so unvollkommen es auch ist: so ist man doch selten in dem Fall von dieser Approximation Gebrauch zu machen. Man muß zum Vergleichen seine Zuflucht nehmen. Man muß eine Blume *immortelle* (Wintergrün) nennen, wegen ihrer langen Dauer: *belsamine* (oder Königin der Himmel, im Phöniciscchen); *oeillet* (Nelke) weil sie rund ist, wie ein Auge; *anemone* (Windrose), oder die Windige, weil sie von der Seite, wo der Wind herwehet, sich öfnet; *renoncule*, oder *grenouillette*, weil sie im morastigen Erdreich wächset, und weil ihre Zwiebeln dem Frosch ähnlich sind, u. s. w. — Ich will hier noch eine besondere Bemerkung machen. Die Blume ist ein Ding, welches durch seine riechbare Beschaffenheit unmittelbar auf einen von unsern Sinnen wirkt. Warum hat sie denn ihren Namen nicht nach einem Verhältniß auf diesen Sinnen erhalten? Ich antworte: Weil sie der Mensch von ferne sieht, und nur in

der

der Nähe riechet; weil er sie gesehen hat, ehe er sie riechen konnte. Und weil er genöthigt ist, dasjenige, was er von neuem sieht, allemal zu nennen: so hält er sich an den ersten starken oder schwachen Nebenumstand, den er wahrnimmt [68]).

92. Das Unzureichende dieser Methode hat die erste Schrift veranlaßt, durch das Gemählde der Gegenstände.

Bey dieser willkührlichen und vergleichenden Methode der Namenertheilung, die bey allen Arten von Derivation angewandt worden, ist die Natur noch mehr verdorben, und der Gegenstand noch ärger verstellt worden, als bey der vorhergehenden. Man mußte daher zu einer andern seine Zuflucht nehmen, und der Mensch hat sie bald gefun-

68) Wie dieses System der Ableitung nach Aehnlichkeiten so gar auf die Abstrakta, und auf die unsichtbaren Geschäfte der Seele ausgedehnet werde, wird der Verfasser im folgenden Band lehren. Hier ist es genung, wenn ich aus andern Schriftstellern ein Paar Beyspiele auszeichne. Der Zorn des Menschen hat grosse Aehnlichkeit mit der Leidenschaft des Hundes, in welcher er den Laut err von sich giebt, den einige als irr, oder orr verstanden, oder in diese Töne herumgedrehet haben. Daher die Benennungen des Zorns in mehrern Sprachen *ira*, *irrité*, ὀργη. Eben so *puritas* von πυρ. (Feuer). Dieses aber von Uhr, oder Fuhr, dem Ton, den das Feuer verursacht, wenn Stoppeln verbrannt werden. (M. s. Sulzers vermischte philosophische Schriften. S. 183. — Berlinische Preisschriften vom Jahr 1759. S. 87. der zwoten Abhandlung).

funden. Hier entdeckt ihm die Natur ein neues System von einer ganz andern Art, das eben so ursprünglich, und fast eben so nothwendig ist, als das vorhergehende (denn die Reflexion und die Verbindung hat keinen Theil daran); obgleich in Wahrheit die Willkühr des Menschen ein wenig mehr daran Theil nimmt, als an dem andern. Der Mensch bildete mit seiner Hand und mit Farbe dasjenige, was seine Stimme nicht vorstellen konnte. Er sprach von sichtbaren Dingen mit dem Gesicht für die Augen, weil er nicht mit dem Ton für die Ohren von ihnen sprechen konnte, wie von tönenden Gegenständen. So behielt die Natur auch hier ihre Rechte, indem sie einem jeden Sinn dasjenige darbot, was er aufzunehmen fähig war. So entstand die ursprüngliche Schrift auf eine fast nothwendige Art, aus der Unmöglichkeit es anders zu machen. Diese wichtige Materie verlangt eine eigne Untersuchung, und verdient ein eignes Kapitel, um in ihrem ganzen Umfang abgehandelt zu werden.

Siebentes Kapitel *).

Von der symbolischen und der Buchstabenschrift.

93. Von der Entstehung der ursprünglichen Schrift. Sie war anfänglich ein blosses Gemählde der Gegenstände, welches sich einzig auf das Gesicht bezog.

94. Es

*) Dieses Kapitel war schon fertig, ehe ich Warburtons Versuch über die egyptischen Hieroglyphen gelesen

94. Es war eben so schwer vermittelst dieser ersten Erfindung den Ohren die Gegenstände des Gesichts hörbar, als es schwer war, den Augen die Gegenstände des Gehörs sichtbar zu machen.

95. Vom Steigen der Erfindung. Erster Grad: Das Gemählde, in ebenbildlichen Vorstellungen. (In rebus).

96. Zweyter Grad. Die Schrift, wo die Sachen als Symbole angesehen werden.

97. Dritter Grad. Die Ableitung der symbolischen Figuren in einfachere Züge, und in sinesische Schriftschlüssel.

98. Vierte Stufe. Die Anwendung dieser einfachen Züge zur Vorstellung der Sylben, und der organischen Artikulationen.

99. Von der Vereinigung des Sinnes des Gesichts, und des Sinnes des Gehörs.

100.. Vom

lesen hatte. Ich habe mit Vergnügen gefunden, daß ich mit ihm in einem grossen Theil von Untersuchungen, die hier vorkommen, völlig einig bin; insbesondre darinnen, daß er glaubt, daß die Inschriften, die auf die Obelisken an den öffentlichen Pläzen eingegraben waren, keine geheimnißvolle Schrift gewesen, und daß sie, weit davon entfernt, eine geheime Lehre zu enthalten, den Augen des Volks blos solche Dinge vorhielten, von denen man wünschte, daß ihr Andenken erhalten werden möchte. Ich könnte den Leser auf dieses gelehrte und gründliche Werk verweisen. Da mich aber die Natur meines Gegenstandes nöthigte von den verschiedenen Schriftarten auf eine etwas allgemeinere und ausgebreitetere Art zu handeln, als Warburton: so scheint es mir zuträglicher zu seyn, wenn ich aus dem englischen Schriftsteller und seinem Kommentator nur einige Bemerkungen ausziehe und hier anbringe, die mir sonst entwischt wären.

100. Vom Karakter, oder von der Klasse der Sprachen, der durch den ursprünglichen Bau der Sprachen nach dem Organ des Gesichts oder des Gehörs verschieden ist.

101. Von den sechs Rangordnungen der Schrift.

102. Die drey Formen der Schrift, stimmen mit der dreyfachen Anwendung des Spiritus zusammen. Von der zwingenden Ursache der Erfindung der Buchstabenschrift.

103. Von der Schriftart vermittelst der Figur der physischen Gegenstände, welche blosse Wörter bildet. — Von der Schrift, der Patagonen.

104. Von denselbigen Figuren, wenn sie eine zusammenhangende Rede vorstellen. — Von der Schrift der Irokesen.

105. Von der Schrift der Mexikaner.

106. Von der besondern Schriftart der Peruaner. Sie besteht aus Knoten, oder aus verschürzten Bändern. — Es scheint, als wenn diese Schriftart ehedem in Egypten und Sina gebräuchlich gewesen.

107. Von der symbolischen Schrift.

108. Die symbolische Schrift ist nothwendig älter, als die Buchstabenschrift.

109. Von der egyptischen Schriftform. — Sie war keine geheimnißvolle, sondern eine gewöhnliche Schriftart.

110. Die Egyptier hatten nur eine einzige Art von Schrift, die zu allen Schreibarten diente.

111. Die Egyptier nahmen eine jede Figur in verschiedenen eigentlichen, metaphorischen, und emblematischen Bedeutungen.

112. Erklärung verschiedener hieroglyphischer Karaktere.

113. Von den Denkmälern der egyptischen Schrift. — Von der Richtung der Linien.

114. Von der Ueberlieferung des Alterthums über den Innhalt dieser Denkmäler.

115. Uebersezung einer hieroglyphischen Inschrift, die in einem Obelisken eingegraben ist, der dem König Ramestes zu Ehren errichtet worden.

116. Von den Mitteln, mit welchen man die Entzifferung der Hieroglyphen versuchen könnte.

117. Viele alte Volker ausser den Egyptiern haben sich der hieroglyphischen Schrift bedienet.

118. Symbolische Figuren auf einfachere Schlüssel zurückgeführt. — Von der sinesischen Schrift.

119. Die Vervielfältigung der reflektirten und der moralischen Ideen machte, daß man die symbolische Schrift verlassen mußte. — Vom Grund von der Erfindung der Buchstabenschrift.

120. Der Uebergang der zusammengesezten Karaktere zu einfachen hat gemacht, daß man die lezteren, Buchstaben (Literae) genannt hat.

121. Man kann nicht angeben, zu welcher Zeit, und von wem die Buchstabenschrift eingeführt worden.

122. Von den historischen Traditionen über die Fortpflanzung dieser Kunst von Volk auf Volk.

123. Die phönicischen Buchstaben sind die ältesten von den uns heut zu Tage bekannten Buchstaben, und die Europäischen haben ihren Ursprung aus ihnen.

124. Beweise, daß die griechischen, etruscischen und lateinischen Buchstaben aus dem Cananäischen oder Phönicischen herkommen.

125. Beweis des Ueberganges der symbolischen Figuren in Buchstabenfiguren.

126. Das Cananäische Alphabet mit dem Griechischen verglichen.

127. Vom Ursprung der Figuren unsrer Karaktere.

128. Von der Richtung der Linien.

129. Die Art, nach welcher man erkennen kann, von wem ein Volk das Lesen und die Schrift hat.

93. Von der nothwendigen Entstehung der Buchstabenschrift. Sie war anfänglich ein blosses Gemählde der Gegenstände, welches sich einzig auf das Gesicht bezog.

Bisher hat die Stimme bey der Namenertheilung alles gethan, was sie thun konnte, um die Töne ins Ohr überzubringen, die sie den Gegenständen, die man bezeichnen wollte, so ähnlich als möglich, zu bilden suchte. Weiter geht ihre Operation nicht. Ein unsichtbares, und blos hörbares Werkzeug würde unnüz seyn, so bald es Sachen anzeigen wollte, die blos den Sinn des Gesichts rühren. Und so ist wohl die größte Anzahl von Gegenständen beschaffen. Da also die Methode die Objekte durch die Nachahmung ihres Geschreyes vermittelst der Stimme abzumahlen, hier ganz unanwendbar ist: so mußte man sich nach einer andern Kunst umsehen, und ein Mittel, mit den Augen zu reden, finden, vermittelst eines von der Zunge verschiedenen Werkzeuges [69]). Die so beweg-

69) Man seze hinzu: Ausgesprochene Töne, Namen von Begriffen, und von Gegenständen, sind einzig in dem Augenblick hörbar, in welchem sie ausgesprochen werden. Wiederum, sie sind blos in dem engen Bezirk des Orts hörbar, an welchem sie ausgesprochen werden. Wie ausserordentlich häufig war aber nicht die Veranlassung ausgesprochene Töne, oder die Benennungen seiner Gedanken zu erhalten, und sie auch ausser die eingeschränkte Sphäre, in welcher sie ausgesprochen wurden, hinüber zu tragen. Dazu waren dauerhafte, unauslöschliche, bleibende Zeichen nöthig; — und Schriftzeichen waren das geschickteste Mittel zu dieser Absicht.

bewegliche, so biegsame, und so glücklich gebaute Hand des Menschen, dieses unschäzbare Geschenk der Natur, dem der Mensch, so wie seinem Sprachorgan, seinen körperlichen Vorzug vor allen andern Thieren zu verdanken hat, war das Instrument, das zur Ausübung dieser neuen Methode bestimmt war [70]). Sie konnte dem Gesicht die Gegenstände abbilden, und zwar entweder durch Gestus, oder durch Zeichnung ihres Bildes. Dieses war ein neuer ofner Weg zur Mittheilung der Ideen; und da die Natur wieder ihre Rechte behauptete, ohne von ihrem ordentlichen Verfahren abzuweichen: so leitete sie den Menschen zu einer einfachen, nothwendigen und die bezeichneten Gegenstände nachahmenden Art, wie sie es bey der vorhergehenden Methode auch gethan hatte. Mir scheint es, daß die

70) Ein bekannter, alter griechischer Philosoph hatte schon diesen richtigen Gedanken. Die Thiere werden eben deswegen nie eine menschliche Erfindung machen, weil ihrem Korper gerade die Hauptwerkzeuge zum Erfinden der Künste mangeln. Ihre Pfoten sind nicht so vollkommen gebauet, wie die menschlichen Hände. Statt daß die Exträmitäten des Menschen am ganzen Körper die gefühlvollsten Theile sind; statt daß eine Menge der feinsten Nerven zu den Spizen der menschlichen Finger hingeleitet worden: so sind eben diese Theile bey den Thieren weder so vortheilhaft gespalten, noch so beweglich, noch so gefühlvoll. Sie sind mit einer Art von hartem Horn überzogen; und es geht den Thieren blos durch diesen Mangel gelenksamer und gefühlvoller Finger eine Hauptquelle, ein Hauptweg ab, auf welchem dem Menschen Begriffe zugeführet werden. Man vergl. **Helvetius** de l'Esprit, *Disc. I.*

die Figur des Gegenstandes, die dem Auge vorgehalten wird, um die Idee desselben zu erzeugen, eher hat da seyn müssen, als der Name, den man demselbigen Gegenstand ertheilte, um dadurch die Idee zu fixiren, oder jedesmal aufzuwecken, wenn dieses Wort würde ausgesprochen werden. Hier liegt also das Nothwendige im Gemählde, und nicht mehr im Namen des Gegenstandes. Und so konnte die Namenertheilung verabredet, und weit willkührlicher werden, als sie es vormals bey der blossen Methode der Nachahmung der Töne war.

Es scheint einleuchtend zu seyn, daß der erste Schritt, den man auf dieser neuen Laufbahne thut, auf die Zeichnung der Figur des abwesenden Gegenstandes selbst abzielte, dessen Idee man erzeugen wollte. Man wollte seinem Gesellschafter das sagen, was man ihm nicht zeigen, noch hörbar machen konnte. Worzu würden die Wörter, oder auch selbst der verabredete Name, den man der Sache gegeben hatte, gedient haben, wenn man nicht einigen Begrif von den Dingen, welchen man die Namen geben wollte, vorläufig gehabt hätte? Die Verabredung, Namen mit Gegenständen zu verknüpfen, sie durch Wörter anzudeuten, die die Gegenstände nicht abmahlen, sezt nothwendig eine vorhergegangene Kenntniß derselbigen Objekte voraus, zu welcher man durch einen von den äusseren Sinnen gelangt ist; wenn anders andern das Wort nicht ein schwankendes Tönen seyn soll, das von aller Beziehung auf eine gewisse Sache entblößt ist, vor ohne es keinen Effekt hat. Man hat also eben deswegen angefangen, auf eine grobe Art für das

Gesicht

Gesicht zuerst ein Bild des Gegenstandes zu entwerfen: und nach dieser ersten Kenntniß, die man einem vermittelst der Augen eingeflößt hatte, fieng man an, mit jenem Bild, um sich verständlich zu machen, Wörter zu verbinden, die etwas mehr erklären [71]). So zeiget man einem Kind ein Tischblatt

71) Offenbar mußte der Mensch den Gegenstand, dem er einen Namen gab, vorher gewissermassen kennen. Er mußte das Thier schreyen gehört haben, dessen Namen er aus dem karakteristischen Laut desselben bildete. Und die Gegenstände, die nicht tönen, mußte er, ehe er sie benennen konnte, wenigstens gesehen haben; Aber daraus folgt nicht, daß der vom Spracherfindenden, spracherlernende Mensch auch allemal die benannten Gegenstände vorhersehen, oder hören, oder daß jener diesem die Figur der Gegenstände abzeichnen mußte, wenn er ihn die Namen derselben lehrete. Wir lernen noch heut zu Tage eine Menge von Namen für Gegenstände, die wir nie gehört, oder gesehen haben, und deren Bild uns auch nie vorgelegt worden ist. Wir lernen allgemeine Wörter, Benennungen von Gegenständen, die gar nicht vorhanden sind, und deren Figur eben so wenig gezeichnet werden kann. Das menschliche Kind hat eine grosse Anzahl von Namen erlernet, deren Objekte es gar nicht kennt, die es nie gehöret, nie gesehen hat. Selbst die ausgebildesten Nationen theilen ihren Kindern keine Bilder von den Gegenständen mit, die sie sie nennen lehren. Sollte das der unausgebildete spracherfindende, sprachlehrende, dem sprachlernenden Menschen gethan haben? Das kömmt mir sehr unwahrscheinlich vor. Die ersten sprachlehrende Menschen haben ihren unmündigen erwachsenden Lehrlingen wahrscheinlich eben so geholfen, wie wir heut zu Tage unsern Kindern zu Hülfe kommen, oder wie man auch den Erwachsenen noch immer hilft, wenn sie einen neuen

blatt auf vier Füssen; man sagt dabey Tisch. Das Kind sieht den Gegenstand an: Es wiederholt das Wort Tisch maschinenmäßig. Es verbindet das Gesicht mit dem Gehör; den Ton mit dem Objekt. Die Verabredung ist fertig. Künftig wird es uns hierüber verstehen.

94. Es war eben so schwer vermittelst dieser ersten Erfindung den Ohren die Gegenstände des Gesichts hörbar, als es schwer war, den Augen die Gegenstände des Gehörs sichtbar zu machen.

Was man auch davon sagen will: so ist es doch gewiß, daß man die ersten Elemente der Erfindung der Schrift weder einem anhaltenden Nachdenken, noch dem Schmerz wegen der Entfernung von einem Gegenstand, noch dem Bedürfniß seine Wörter in die Ferne zu schicken, zu verdanken hat. Eher würde der Mensch haben glauben können, daß es ihm möglich sey in die Luft zu fliegen, als daß er sich einbilden sollte, es sey möglich seine Wörter zu fixiren, und weit vor sich weg, ausser sich, und doch ohne sich, hinzubringen [72]. Der menschliche

neuen Namen lernen, dessen Gegenstand man ihnen nicht vorzeigen kann; ich meyne, vermittelst der Beschreibungen der Gegenstände, die so vollständig sind, als sie seyn können. An Gemählde der Gegenstände hat man schwerlich gedacht.

72) Ich habe in der 69sten Anmerkung diese Stücke ausdrücklich als Veranlassungen zur Erfindung der Schrift genannt. Mir scheinen sie nicht nur nicht unmög-

che Geist thut nicht auf einmal so grosse Schritte. Er legt von ohngefähr, oder aus Nothdurft einen kleinen Stein zum Gebäude seiner Kenntnisse; und wenn er ihn gelegt hat: so findet er, daß er einen andern hätte hinzuthun können, und daß er dadurch etwas weiter würde gekommen seyn. Uebrigens ist die Schrift, so wie wir sie haben, ganz von dem ursprünglichen Gemählde der blossen sichtbaren Gegenstände verschieden. Der Mensch würde in jenen Zeiten, seitdem er die Erfindung gemacht hat, denen Augen die Objekte des Tons vorzuzeigen, eben so in Verlegenheit gewesen seyn, als wenn er den Ohren die Gegenstände des Gesichts hörbar hätte machen wollen.

95. Vom Steigen der Erfindung. Erster Grad: das Gemählde, in ebenbildlichen Vorstellungen (*In rebus*).

Grobe Gemählde von dieser Art, isolirt, ohne einige Folge der Phrase, sind das erste Element von der Kunst zu schreiben, der erste Begrif von der Möglichkeit, den wie bey den rohesten und wildesten Völkern antreffen. Die magellanischen

unmöglich, sondern noch sehr wahrscheinlich zu seyn, obgleich de Brosses diese Meynung für ungereimt hält. Seine Behauptung, daß die Menschen blos deswegen auf die Schrift verfallen, weil sie sich sichtbare Gegenstände mitzutheilen hatten, ist gar nicht wahrscheinlich, weil ihre Gemählde unmöglich so karakteristisch ausfallen konnten, daß man durch sie nur eine sehr geringe Anzahl von sichtbaren Gegenständen vollkommen zu unterscheiden im Stand war.

schen Australländer, das roheste Volk von der Welt, das sich auf der ersten niedrigsten Stufe der menschlichen Kenntnisse befindet, hatten auf der Heide mit rother Erde das Schif eines englischen Kapitäns abgezeichnet. Das nenne ich eine wahre Schrift. Ein jedes Gemählde verdient diesen Namen. Ein jede Operation, die zu dem Ende gemacht ist, um Ideen durch das Gesicht zu erwecken, ist eine wahre Schriftart [73]); und das ist also keine Metapher, wenn man sagt, die Welt sey ein grosses für jedes Auge offenes Buch. Man findet, daß die Schreibkunst bey den mitternächtigen Amerikanern, die nicht so sehr Barbaren sind, schon ein wenig weiter gekommen war. Sie hatten überdachte Gemählde, die mit Fleiß dazu gemacht waren, um eine Reihe von zusammenhangenden Sachen vorzustellen, die, so zu sagen, ebenbildlichen Vorstellungen mit natürlichen Hieroglyphen, ohne Symbole, geschrieben waren [74]).

96. Der

73) Unmöglich kann eine jede Zeichnung so gleich Schrift heissen. Nur der allerkleinste Theil der Nationen des Erdbodens verstehen die Kunst zu schreiben. Es giebt sehr viele Wilden, die nie an Schrift gedacht haben, und die demohngeachtet gewisse Figuren irgend eines wilden Thieres in die Bäume einzuschneiden pflegen. Das ist aber Heraldik, und keine wahre Schrift. Durch diese Figuren suchen sie, wie durch Nationalwappen ihren wilden Brüdern anzudeuten, daß sich dieser oder jener wilde Stein in diesen Gegenden aufhalte. Im Grund ist das also gerade eine solche Schrift, wie die in Europa auf die Landesstrassen ausgestellten Wappen der Landesherren.

74) Dieses rohe, grobe Kopiren der körperlichen Gegenstände, um sie einem andern vorzustellen, ist bey allen rohen

96. Der zweyte Grad. Die Schrift, wobey die Sachen als Symbole angesehen werden.

Die Egyptier, ein polizirtes und lange mit den Künsten bekanntes Volk, hatten diese Praxis sehr weit ausgedehnt, indem sie die natürlichen Figuren nicht allein zur Bezeichnung dessen, was sie vorstellten, sondern auch als Symbole, und Anspielungen auf verschiedene Sachen gebrauchten, die nicht gemahlt werden konnten [75]). Sie bedienten sich einer willkührlichen Methode der Approximation, und der Vergleichung, die jener völlig ähnlich ist, von deren Einfluß auf den Bau der Wörter, die vermittelst des Organs der Stimme hervorgebracht werden, ich oben geredet habe. Die egyptischen Monumente sind die allerältesten, die noch vorhanden

rohen Völkern, zu allen Zeiten gewöhnlich gewesen. Mit dergleichen Zeichnungen fiengen z. B. die Egyptier, die Phönizier, die Sinesen an. (*Warburton's* divine legation of Moses *Book IV. Sect.* 4.) Die Wilden in Amerika haben ebenfalls diese vorstellende Schrift. (*La Hontan's* Voyage *T. II. p.* 191.)

75) Deutlicher giebt de Guignes den Unterschied unter der hieroglyphischen, und unter der symbolischen Schrift an. (Memoires de l'Academie R. des Inscriptions *Tom. XXX.*) Die symbolische Schrift besteht aus Gemählden von Gegenständen, die nicht die Gegenstände selbst, sondern andre Dinge bedeuten, die auf die gemahlten Objekte einige Beziehung haben. Sie ist eigentlich nicht eine von der hieroglyphischen ganz verschiedene Schriftart. In der eigentlichen hieroglyphischen Schrift haben die Karaktere eigentliche Bedeutungen. Es sind Gemählde, die die gemahlten Gegenstände selbst bedeuten.

den sind, bey welchen man findet, daß sie Tropen in den geschriebenen Aufsäzen gebraucht haben. Sie bedienten sich nämlich der Gemählde der physischen Gegenstände allegorisch, und liessen sie geistige Wesen, die einige Beziehung auf die körperlichen hatten, bedeuten. Die ersten Wilden hatten nicht sehr Noth die Erfindung so hoch zu treiben, weil sie nur wenige, oder gar keine intellektuelle Ideen hatten [76]). Alle Völker aber, die sich auszubilden anfiengen, und ein wechselseitiges Kommerz unter ihren Ideen aufrichteten, waren gezwungen, ihre Zuflucht von dem Augenblick an, hiezu zu nehmen, in welchem sie nicht mehr blos an wirklichen und äussern Gegenständen, sondern auch an ihren eignen innerlichen, und reflektirten Begriffen ihren Geist zu üben, anfiengen [77]). Weil man

76) Da die Wilden so wenig abgezogene, allgemeine Begriffe haben: so haben sie auch eben so wenig symbolische Schriftzeichen, und eben so wenig allgemeine Wörter. Ueber diese Armuth der Sprachen der Wilden und ihrer Schrift klagt niemand wehmüthiger, als der geschäftige Heidenbekehrer. Cranz bedauert nichts so sehr, als daß es den Grönländern ganz an Ausdrücken fehlt, die zum Vortrag der Dogmatik gehören; und in Europa wünscht doch so mancher, daß unsre Sprachen in diesem Stück der Grönländischen ähnlich seyn möchten. Im Mund des Californiers, und des Peruaners, des Hotentotten, und des Tataren sind keine Ausdrücke für Person, Wesen, Zustand, Erleuchtung, Wiedergeburth, Rechtfertigung, u. s. w. Da muß freylich der dogmatische Gottesgelehrte zu demonstriren aufhören.

77) Hier wurden die Gemählde zugleich Gemählde und Symbolen. Wir finden sie bey allen Nationen, die sich

man die Vorsicht nicht mahlen konnte: so mahlte man ein Auge; und einen Vogel, statt der Geschwindigkeit. Man entdeckt in dem, was die Hand für das Gesicht, und die Stimme für das Gehör gemacht hat, den nämlichen Weg, und den nämlichen stufenweisen Fortgang. Natur und Nothdurft haben dabey anfänglich das gethan, was die Willkühr, und die Verabredung nach demselbigen Plan fortgesezt haben. Die Willkühr des Menschen, die anfangs nur sehr wenig Theil daran hatte, hat in der Folge viel mehr daran Theil genommen.

97. Der dritte Grad. Die Ableitung der symbolischen Figuren in einfachere Züge, und in sinesische Schriftzeichen.

Da einmal die natürlichen Figuren als Symbole andrer Gegenstände gebraucht wurden: so hat man so viele Sachen gehabt, die sie vorstellen sollten, daß man die Natur abkürzen, verändern, und verderben, und die Figuren auf einfachere Züge zurückführen mußte, die sie unkenntlich machten. Es blieb beynahe keine Beziehung mehr unter diesen zusammengesezten Zügen und unter der Sache, die sie bedeuteten, übrig. Aber die Praxis war einmal bekannt, und die Augen faßten die Bedeutung der

sich von der untersten Stufe der Menschheit einige Stufen erhoben haben. Im Orient, bey den Sinesen. Im Okcident, bey den Mexikanern. Im Süden, bey den Egyptiern. Im Norden, bey den Scythen.

der Vorstellung. Das mußte zureichen, und es reicht noch in der sinesischen Schrift zu, die sich nach diesem alten Plan erhalten hat.

98. Die vierte Stufe. Anwendung dieser einfachen Züge zur Vorstellung der Sylben, und der organischen Artikulationen.

Endlich; wie es einmal gebräuchlich war, daß die bestimmten Züge Sachen bedeuten konnten: so versuchte ein ausserordentliches Genie, welches durch die Menge der Sachen, und der Züge in Verlegenheit gerieth; ob Züge nicht Sylben der Wörter und die verschiedenen Artikulationen des Sprachorgans, deren Anzahl klein ist, bedeuten könnten? Man sah ein, daß man dadurch nur eine sehr kleine Anzahl von Zügen nöthig haben würde, weil dieselbigen Züge für alle Wörter und für alle Sachen brauchbar seyn würden. Und dieses Genie fand, daß es angieng; es sey nun, daß es gemahlte Züge wählte, die auf einmal den Vokal und den Konsonanten ausdrückten, woraus die Sylbenschrift entstand, die noch heute in Siam gewöhnlich ist [78]); oder

78) In diese Klasse gehören auch die Ethiopier, die 200 Sylbenkaraktere haben. Das Alphabet der Brachmanen mit ohngefähr 240 Karakteren hat mit dem vorigen viel Aenlichkeit. Die Mallabaren; die Bengalen; die Thibetaner, deren Schrift man sich in der ganzen westlichen und nördlichen Tartarey von den Gränzen von Sina bis an das Caspische Meer bedient; die Zingalesen; die Javaner, und viele andre Völker im Orient haben diese Sylbenschrift. *Reland* Dissert. Miscell. *Vol. III. p.* 57-139.)

oder daß es den Vokal von den Konsonanten absonderte, indem es auf der einen Seite den Ton und auf der andern die artikulirte Form vorstellete, die der Ton von einem von den Sprachorganen erhält. Das ist unsre Buchstabenschrift.

99. Von der Vereinigung des Sinnes des Gesichts mit dem Sinn des Gehörs.

Hier haben wir gewiß die allererhabenste Erfindung, zu welcher sich der menschliche Geist je erhoben, und das allerschwerste Geschäfte, dessen Ausführung er je unternommen hat. Denn hier hat er in einer einzigen Kunst zwey ganz verschiedene Dinge vereinigt, deren Natur ihre Verknüpfung unmöglich zu machen schien. Ich meyne, die Verbindung des Sinnes des Gesichts mit dem Sinn des Gehörs: Oder wenn der Mensch hiebey nicht die Sinnen selbst vereinigt: so hat er doch wenigstens die Gegenstände in denselbigen festen Vereinigungspunkt gebracht. Und das zu eben der Zeit, da diese beyden Arten von Gegenständen in dem gedoppelten Effekt der Kunst, die sie vereinigt, sehr von einander unterschieden bleiben. Denn die Schrift und das Lesen, welches die Rede ist, sind eben so sehr zwey ganz von einander verschiedene Dinge, als die beyden Organen, die bey der Schrift und dem Lesen unumschränkt herrschen; das Auge nämlich bey der Schrift, und das Ohr bey dem Lesen.

100. Vom Karakter, oder der Klasse der Sprache, der durch den ursprünglichen Bau der Sprachen, nach dem Sinn des Gesichts oder des Gehörs unterschieden ist.

Diesen merkwürdigen Unterschied darf man nie aus den Augen sezen, da er unter andern den Karakter der Sprachen und ihre Klassen festsezt, ihre Abstammung und ihren Ursprung angiebt, indem er zeigt, ob ihre Schrift gemacht ist, um gesehen, oder um gehört zu werden; ob sie mehr für den Sinn des Gesichts gehört, wie die Sinesische, oder mehr für den Sinn des Gehörs, wie die Europäische. Denn eine jede hat noch ausserordentlich vieles von ihrem unmittelbaren Ursprung an sich, und man kann an ihrem Bau unterscheiden, ob die Gewohnheit des Volks, von dem die Sprache herkömmt, mehr der Stimme, die die Gegenstände dem Ohr mahlet, oder mehr der Hand gefolget ist, die die Bilder für die Augen hinzeichnet.

101. Von den sechs Rangordnungen der Schrift.

Ich habe in den vorhergehenden Artikeln den ganzen Plan vom Bau der Schreibkunst, und ihren stufenweisen Fortgang, von ihren nothwendigen Ursachen, und ihren ersten groben, aber natürlichen Elementen an, bis auf den Punkt, wo sie stille gestanden ist, schnell hinter einander auseinander gelegt. Ich wollte meinen Lesern einen fortlaufenden Abriß, den sie mit einem Blick übersehen könnten, von der Kunst vorlegen, die auf das Wachs-

thum der Sprachen, auf die Anhäufung der Perceptionen, auf die Ausbildung des Geistes, auf das ganze gewöhnliche System der Derivation einen so grossen Einfluß gehabt hat, und die in der Materie, von der ich handle, als die Grundursache gebraucht werden muß. Kurz, hier sind die nämlichen Klassen von ursprünglichen Karaktereren, die von der Hand gebildet werden, und ihre Wirkung durchs Auge verrichten; die oben bey den ursprünglichen Wörtern vorkamen, die die Stimme hervorbringt, und die ihren Effekt durchs Ohr haben. 1) Das simple Gemählde, oder das vereinzelte Bild. 2) Ein beobachtetes Gemählde; eine Schrift durch die Vorstellung der Gegenstände selbst; oder Karaktere, die den Mexikanischen ähnlich sind. 3) Allegorische Symbole; Hieroglyphen, die die Beschaffenheiten der Dinge vorstellen, wie die egyptischen Schriftzeichen. 4) Züge, vorstellende Schlüssel, die die Ideen vorstellen; oder Karaktere, die den Sinesischen ähnlich sind. 5) Züge, die ganze Sylben ausdrücken; oder Siamesische Karaktere. 6) Abgesonderte organische und Vokalbuchstaben; oder Europäische Karaktere. Die beyden ersten von diesen sechs Klassen beziehen sich auf äussere Objekte: die beyden mittleren auf innere Ideen; und die beyden lezteren auf die Sprachorganen. Es giebt also zwo Arten von Schrift, die von ganz verschiedenen Grundursachen herrühren. Die eine ist die figurirte Schrift, die die Gegenstände vorstellt, und die durch das Gesicht anzeigt, was man denken und reden soll. Diese Schriftart begreift die vier ersten von den genannten Klassen unter

ter sich. Die zwote, zu welcher die beyden lezten Klassen gehören, ist die organische Schrift, die die Artikulationen des Instruments der Stimme vorstellt, und auch durch das Gesicht dasjenige anzeigt, was man thun und aussprechen soll [79]) Die eine Schriftart sezt die Zeichen so hin, wie der Anblick der Objekte den Namen derselben erweckt. Die andre geht viel weiter. Sie bestimmt selbst den Anblick des Namens des Gegenstandes. Durch sie bewürkt man die wunderbahre Vereinigung des Gehörs und des Gesichts, von der ich Num. 99. geredet habe.

102. Die drey Formen der Schrift stimmen mit der dreyfachen Uebung des Geistes zusammen. — Von der dringenden Ursache zur Erfindung der Buchstabenschrift.

Wir wollen noch bemerken, daß diese drey Schriftformen, die zeichnende, (figurée) die symbolische und die Buchstabenschrift, mit den verschiedenen Geistesarbeiten sehr zusammen stimmen, denen sie ihren Ursprung zu verdanken haben: Nämlich mit der Perception eines innern Sinnes, mit der Empfindung durch einen äusseren Sinn, und mit der inneren Verbindung der Perceptionen, die man Reflexion, oder Urtheil nennt. So lange sich die Gedanken blos mit äusseren und sinnlichen Gegenstän-

79) Deutlicher: Die eine Klasse von Schrift mahlt unmittelbar die Gegenstände selbst. Die zwote Schriftart hingegen mahlt nicht die Gegenstände unmittelbar, sondern die Töne.

ständen beschäftigen, die man erkennt, und die man andern zu erkennen geben will: so ist es genug, daß man nur ihr Bild zeichnet, um in dem andern die Idee davon zu erwecken. Wilde Völker haben sich auch gar keine andre Ideen beyzubringen, als solche. Will der Mensch aber einem andern nicht-sinnliche Ideen mittheilen, die er bey sich hat, und die durch die sinnlichen Gegenstände bey ihm veranlaßt worden sind: so kann er auch diesen Zweck erreichen. Entweder bringt er dem Andern dergleichen unbildliche Ideen durch die Schrift bey, indem er den äusseren Gegenstand abzeichnet, der ihm diese Ideen veranlaßt hat, oder der doch die mehrste Aehnlichkeit mit ihnen hat, z. B. ein **Auge** für die **Vorsicht**, einen **Hund** statt der **Treue**: jedoch aber unter der Bedingung das verabredete Verhältniß zu erklären, welches er unter seiner nicht-sinnlichen Idee, und unter dem sinnlichen Gegenstand, den er abmahlt, feststellt. Oder er theilt dergleichen Ideen dem andern mündlich mit, indem er sich eines abgeleiteten Ausdrucks vom Namen des äusseren Gegenstandes bedienet. Dadurch zeigt man auf eine lebhafte und kurze Art das Verhältniß an, welches man sich unter diesen beyden Stücken denkt. So nennen wir das Laster des Karakters, der in der Liebe gerne umtauscht, *coqueterie*; wie nämlich der Hahn (*coq*) mit den Hennen abwechselt. Aber diese Methode der Symbole zur Bezeichnung einer nicht-sinnlichen Idee kann nur dann gebraucht werden, wenn die Idee mit dem äusseren Gegenstand eine grosse, leicht bemerkbare Aehnlichkeit hat. So unvollkommen und willkührlich sie ist: so kann man keine Hülfe mehr

von ihr erwarten, wenn sich die Operationen des Verstandes in sich selbst sammlen, und zurück ziehen, und die Beziehungen erweitern, oder einschränken; wenn der Geist sich am Reflektiren, über schon reflektirte Begriffe; an Verbindungen von schon verbundenen Wahrheiten, und im Urtheilen übt; das heist: wenn er eine neue Notion aus einer grossen Anzahl einfacher, aber schon vermischter Ideen herausbringt. Dann verlassen den Symbolisten die Erklärungen; und die Figuren können dem Mahler nicht mehr zureichen. Weil sie in demselbigen Punkt vervielfältiget werden müssen: so verwirren sie sich, und da sie nun nichts bestimmtes mehr denen Augen darstellen: so bringen sie auch dem Verstand nichts verständliches vor [80]. Man muste also damals eine unzulängliche Methode verlassen, und sie gegen eine andere allgemeinere und kürzere Methode vertauschen. Der Zwang der Nothdurft hat hier also die schönste Erfindung, die der menschliche Geist je gemacht hat, veranlaßt, ich meyne die Erfindung der alphabetischen Schrift.

103. Von der Schriftart vermittelst der Figur der physischen Gegenstände, welche blosse Wörter vorstellt. — Von der Schrift der Patagoner.

Wir kehren wieder auf unsren vorigen Weg zurück. Ich muß denselbigen Abriß mit allen seinen Theilen

80) Sollten diese Figuren so gar mehrmals kopiret werden: so war Verzerrung und Verwirrung derselben ganz unvermeidlich.

Theilen noch einmal vorlegen, und bey einem jeden von seinen Ordnungen, oder Schriftmethoden stehen bleiben. Ich werde die Art des Fortgangs einer jeden von denselben im Detail zeigen; ihre Wirkungen entwickeln, und die Folgen, die man daraus ziehen kann, ansezen.

Es ist ausgemacht, daß die rohen Menschen, wenn sie ihre Wörter durch Figuren ausdrücken wollten, keine andre leichtere, und natürlichere Methode kannten, als daß sie die groben Bilder der Gegenstände, die sie anzeigen wollten, hinzeichneten. Das war übrigens weder eine zu schwere noch eine zu sehr zusammengesezte Methode. Man hatte damals fast niemals etwas anders vorzustellen, als die gemeinsten, sichtbaren und empfindbaren Gegenstände, auf welche die wenigen Kenntnisse roher Menschen eingeschränkt sind, die fast keine einzige kombinirte, relative, moralische, metaphysische, allgemeine, mathematische und philosophische Idee haben. Nur bürgerliche ausgebildete Nationen erlangen mit nach und nach, durch die Uebung ihres Verstandes, dergleichen Ideen, die in unsre Sprachen allmählig eine so erstaunliche Menge von Wörtern gebracht haben, die sich mit keinem Bild abmahlen lassen, und oft von denen, die sie gebrauchen, wenig verstanden werden. Wir wollen die Erstlinge von allen bekannten alten und neuern Völkern betrachten. Diejenigen, die ganz barbarisch sind, wissen von gar keiner Schrift. Diejenigen aber, die nicht ganz Barbaren sind, schreiben mit Gemählden und mit Symbolen.

„Während unsers Aufenthalts im magellani-
„schen Hafen, Sankt Julian, sagt Narborough,
„sahen wir Figuren, die die wilden Einwohner
„von unserm Schif auf die Erde, und in die Ge-
„sträuche gemacht, wo sie Stöcke nach Art der
„Mastbäume hingestellt, und die Gesträuche roth
„gefärbt hatten. Diese Vorstellung sollte sie an
„unsre Schiffe erinnern; denn ich stelle mir vor,
„daß dergleichen Figuren ihre Erinnerungsschriften
„sind." Wir treffen den Gebrauch dieser ersten einfachen Schriftart, die bey den Patagonen nichts als isolirte Wörter, oder besser, Sachen anzeigt, bey den Algonkinen schon etwas mehr überdacht an; und bey den Mexikanern ist sie feiner, als bey allen Amerikanern.

104. Von denselbigen Figuren, wenn sie eine zusammenhangende Rede vorstellen. — Von der Schrift der Irokesen.

La Hontan giebt uns eine Probe von der Schrift der Wilden in Canada. Sie enthält die Geschichte einer Kriegesexpedition, die einige Franzosen gegen eine von den irokesischen Nationen unternommen. Sie ist in ebenbildlicher Gemähldeschrift beschrieben, und hat zehn Linien, die auf folgende Weise gezeichnet sind.

Die erste Linie. Das französische Wappen, und oben ein Beil. Das Beil ist bey den Wilden das Symbol vom Krieg, so wie die Tabakspfeife das Symbol vom Frieden ist. Die erste Zeile bedeutet also, daß die Franzosen das Beil aufgehoben haben, das heißt, daß von ihnen so

viele Zehnschaften von Menschen im Krieg waren, als Zeichnungen neben hin gemacht waren. Dergleichen Zeichen waren achtzehn; folglich 180 französische Krieger.

Die zwote Linie. Ein Berg, der (nach der Meynung der Wilden) die Stadt Montreal vorstellt; und ein Vogel, der vom Gipfel wegfliegt, bedeutet den Auszug. Ein Mond auf dem Rücken eines Hirsches zeigt die Zeit des ersten Viertels des Julius an, den sie den Mond beym Hirsch nennen.

Die dritte Linie. Ein Kahn. Dieser bedeutet, daß man so viel Täge zu Wasser gereiset, als man Hütten vor sich gezeichnet siehet, das heißt, ein und zwanzig Täge.

Die vierte Linie. Ein Fuß. Dieser bedeutet, daß man hierauf so viele Täge zu Fuß gegangen, als man da Hütten siehet, nämlich sieben Kriegstagereisen, wovon jede fünf gemeine französische Meilen beträgt, und folglich 20 auf einen Grad gehen.

Die fünfte. Eine Hand und drey kleine Hütten. Das bedeutet, daß man sich bis auf drey Tagereisen dem Dorf der Tsonontuanischen Irokesen genähert habe, dessen Anzeige eine Hütte mit zween geneigten Bäumen ist, die man daselbst finden wird. Ferner zeigt eine Sonne an, daß man gerade auf der Morgenseite des Dorfes gewesen. Denn man muß bemerken, daß, wenn man gegen Abend zu ausgegangen wäre: so würde das Wappen dieser Wilden auf die Seite hingemahlt worden seyn, wo sich gegenwärtig die Hand befindet, und

und die Hand würde umgekehrt, und auf die Stelle gezeichnet worden seyn, wo jezt das Wappen steht, welches aus einer Hütte und zween Bäumen bestehet.

Die sechste Linie. Zwölf Zeichen, die zwölf Zehnschaften von Menschen bedeuten, wie in der ersten Linie. Die Hütte mit zween Bäumen war das Wappen der Tsonontuaner; das bedeutet, daß es Menschen von dieser Nation waren. Und ein Mensch, der da liegt, zeigt an, daß sie sind überfallen worden.

Die siebente. Eine Keule und eilf Köpfe deuten an, daß man eilf Tsonontuaner umgebracht, und fünf, auf fünf Zeichen aufgerichtet dastehende Menschen bedeuten eben so viele Zehnschaften von Kriegsgefangenen, die man weggeführt hat.

Die achte. Neun Köpfe in einem Bogen. Diese bedeuten, daß neun von der feindlichen überwindenden Parthey getödtet worden; und die zwölf unten angebrachte Zeichen zeigen eben so viele Verwundete an.

Die neunte. Pfeile, die hierwärts und dortwärts in die Luft abgeschossen worden, bedeuten eine männliche Vertheidigung, und einen kräftigen Widerstand beyder Theile.

Die zehnte Linie. Pfeile, die alle gegen die nämliche Seite zu fliegen, sind Zeichen, daß die Ueberwundenen entweder auf der Flucht, oder in der Schlacht, in Unordnung gerathen.

„Alles dieses heißt in zwey Worten so viel, „daß 180 Franzosen, im ersten Viertel des Mo„nats Julius von Montreal ausgefahren, und

„21 Tä-

„21 Tåge zur See gereiset. Nachdem sie hierauf „fünf und dreysig französische Meilen zu Fuß ge„macht, überfielen sie 120 Tsonontuaner auf der „Morgenseite ihres Dorfs von denen eilf ihr Leben „einbüßten, und funfzig gefangen genommen wur„den. Die Franzosen verlohren neun Månner, „und zwölfe von ihnen wurden verwundet. Das „Gefechte war sehr hartnåckig.

„Wie vielen Dank sind wir nicht Gott schul„dig, der uns Mittel gegeben hat, unsre Gedan„ken und Gesinnungen durch die blosse verschiedene „Stellung von drey und zwanzig Buchstaben aus„zudrücken; und vornehmlich in einer Minute ei„ne Rede schreiben zu können, die die Amerikaner „mit ihren ungereimten Hieroglyphen in einer gan„zen Stunde nicht erklåren können. Die Anzahl „derselben, ob sie gleich sehr mittelmåßig ist, kann „doch den Europåer ausserordentlich verwirren.“ (La Hontans Reise. Band 2. S. 191.)

105. Von der Schrift der Mexikaner.

Die Völker von Mexiko, die künstlicher und ausgebildeter sind, als die von Canada, machten auch von der Bilderschrift einen håufigeren und ausgebreiteren Gebrauch. Antonio von Solis redet in seiner Geschichte der Eroberung von Mexico (Buch XI. Kap. 1.) mit vielen Lobsprüchen von der Geschicklichkeit dieser Nationen in diesem Punkt.

„Die Officiere des Motezuma, sagt er, hat„ten mexikanische Mahler in das spanische Lager „des Cortez mit sich gebracht, die mit bewund„rungswürdigem Fleiß arbeiteten, um die Schiffe,

„die

„die Soldaten, die Pferde, die Artillerie, und
„überhaupt alles, was im Lager war, vorzustel-
„len. Sie hatten zu dem Ende Stücke von zube-
„reitetem, und gedrucktem Kattun mitgebracht,
„worauf sie Figuren, Landschaften, und andre
„Sachen mit so viel Geschmack, und mit so schö-
„nen Farben zeichneten, daß sie den Beyfall der
„Kenner verdienten.

„Die Gemählde wurden auf Befehl des Teu-
„tile gemacht, der dem Motezuma eine genaue
„Kenntniß von allem, was die Spanier angieng,
„geben wollte. Die Mahler brachten an einigen
„Stellen gewisse Zeichen an, in der Absicht, wie
„es schien, dasjenige zu erklären, was etwa den
„Figuren mangeln könnte. Das war ihre Art zu
„schreiben; denn sie kannten noch keinen Gebrauch
„der Buchstaben, noch besassen sie die Kunst, die
„vermittelst der Zeichen, die die anderen Nationen
„erfunden haben, die Stimme mahlt, und die
„Töne sichtbar macht.

„Nichts destoweniger drückten sie sich mit dem
„Pinsel sehr deutlich aus, indem sie die materiel-
„len Gegenstände mit ihren eignen Bildern vor-
„stellten, und das Uebrige mit Nummern, oder
„andern Zeichen, die sie so richtig anordneten, daß
„die Nummer, der Karakter und die Figur sich
„wechselseitig zu Hülfe kamen, und ein ganzes
„Räsonnement ausdruckten. Man kann aus die-
„ser feinen Erfindung, die den egyptischen Hiero-
„glyphen ähnlich genug ist, und die die Mexika-
„ner gewöhnlich gebrauchen, auf das Genie die-
„ser Völker schliessen. Sie hatten es in dieser
„Art

„Art zu schreiben zu einem so hohen Grad ge„bracht, daß sie ganze Bücher davon besaßen, in „denen sie das Andenken ihrer Alterthümer aufbe„wahrten, und der Nachkommenschaft die Anna„len ihrer Könige überlieferten.

„Cortez erhielte von der Arbeit dieser Mahler „Nachricht. Wie er sie sahe, verwunderte er sich „über die Leichtigkeit, mit welcher sie ihre Ent„würfe ausführten. Man sagte ihm, daß sie auf „diese Leinewand nicht blos die Figuren abzeichne„ten, sondern auch, die Unterredung, die er mit „dem Teutile gehalten, damit Motezuma da„durch könne unterrichtet werden, und er zu glei„cher Zeit die Absicht und die Stärke der spani„schen Armee erfahren möge. Cortez wollte sei„ne bewiesene Herzhaftigkeit erhalten. Sein leb„hafter und gegenwärtiger Geist lehrten ihn bald, „daß diese Bilder ohne Handlung und Leben einen „für seine Absichten nicht vortheilhaften Begrif ge„ben könnten. Er beschloß daher die Vorstellung „zu beseelen. Er ließ seine Soldaten die Krieges„übungen machen, um ihre Geschicklichkeit, und „Stärke zu beweisen, und um zu gleicher Zeit den „Gemählden Leben zu geben.

„Man fand hierauf, daß die mexikanischen „Mahler neue Figuren und neue Karaktere erfan„den, um dasjenige, was sie eben gesehen hatten, „von neuem auszudrücken. Einige zeichneten die „gewafneten, und in die Schlachtordnung gestell„ten Soldaten. Die anderen mahlten die Reute„rey mitten in der hizigen Bewegung des Streits. „Sie bildeten einen Kanonenschlag durch Feuer

„und

„und Rauch, und selbst den Schall durch etwas „ab, welches einen Bliz vorstellte, ohne das ge„ringste von den schrecklichen Anstalten zu verges„sen, die ihren Kayser in Besorgniß sezen, oder „seine Neugierde befriedigen konnten.“

Die Sammlungen von Purchas, und von Melchisedek Thevenot enthalten einen artigen Versuch von den historischen Büchern der Mexikaner, die mit Gemählden ebenbildlicher Vorstellungen geschrieben sind, von denen Antonio von Solis eben geredet hat. Der Gouverneur von Mexiko schickte diesen Versuch nach Spanien, nebst einer Auslegung, die ihm die Mexikaner selbst davon gegeben hatten, die zum Verständniß dieser groben Figuren nothwendig, und die ins Spanische übersezt ist. Das Mexikanische Original kam nacheinander in die Hände des Andreas Thevet, des Hackluit, des Ritters Raleigh, des Heinrich Spelman, und des Purchas, der es in drey und sechzig Kupferplatten hat stechen lassen. Einige stellen die Geschichte, die Eroberungen und die Folge der Könige, und selbst die Chronologie vor, die künstlich genug am Rande einer jeden Platte durch Wiederholung einer Periode von vier Jahren vorgestellt ist. Auf den folgenden Tafeln hat man die natürlichen Produkte des Landes, die Einkünfte von einer jeden Provinz, und den Tribut, den eine jede bezahlt, abgemahlt [81]). Man erzehlt fast

81) Das vornehmste Stück von einer solchen Schrift, in welcher die Sachen durch ihr eignes Gemählde vorgestellet werden, findet sich auf der königlichen Bibliothek,

fast etwas ähnliches, was auf die egyptischen Obelisken eingegraben seyn soll. Andre Bilder enthalten solche Dinge, die die Erziehung, die Sitten, die Gebräuche, die Zucht, und die Penalgeseze betreffen. Alle diese Figuren sind im höchsten Grad grob. Man unterscheidet nichts als Bilder sichtbarer und sinnlicher Gegenstände, ohne einige intellektuelle Idee, ohne einige Verbindung der Syntax in der bildlichen Erzehlung. Uns würde alles unverständlich seyn, wenn die Ueberlieferung nicht die Erklärung in dem Lande erhalten hätte, aus dem wir sie erhalten haben. Aber, wenn man diese Art von Schrift, mit der Uebersezung bey der Hand, untersucht: so fühlt man, wie ausserordentlich schwer man heut zu Tage in die Bedeutung der egyptischen Hieroglyphen eindringen würde, zu deren Erklärung wir nur sehr wenige Hülfsmittel haben, und die noch viel schwerer seyn müssen, weil die Figuren der egyptischen Hierogly-

thek, und Thevenot hat es in seinem Recueil des Voyages eingerückt. Es enthält eine Geschichte der Stadt Mexiko. Eine ähnliche Probe hat Gemelli (Giro del Mondo, *Parde sesta* p. 38.) geliefert. Dieses Stück ist ein Journal einer Reise der Mexikaner aus Nordamerika nach dem Ort, wo die Stadt Mexiko erbauet worden. — Eine Menge von dergleichen Stücken hat der teufelisch-barbarische Eifer der Spanier verbrannt, die diese Annalen für Teufelsverschwörungen und für Hexereyen hielten. Und die unschuldigen Amerikaner bratheten diese heilige Henker, auf eine eben so satanische Art. Die Amerikaner kannten den Teufel gewis nicht, der den Spaniern leibhaftig ins Herz gefahren war.

roglyphen nicht allein in ihrer natürlichen Bedeutung, sondern in einem symbolischen und uneigentlichen Sinn gebraucht worden sind. Die genaue und besondre Art, mit welcher Acosta die Bilderschrift der Mexikaner beschreibt, ist selbst ein richtiger Beweis davon, wie weit sich diese Kunst bey ihnen erstrecket, und daß sie nicht so weit gegangen, als Acosta behauptet; besonders, wenn die Frage von Dingen ist, von denen es beynahe nicht möglich ist, sie vermittelst eines gezeichneten Bildes eines körperlichen Gegenstandes auszudrücken. „Ich fand, sagt er, wie ich mich um die Art erkundigte, wie die Indianer ihre Geschichten, und „so viele besondere Umstände erhalten, daß sie, „ehe sie noch so fein, und so neugierig waren, wie „die Sinesen, dennoch eine Art von Buchstaben, „und von Büchern hatten, vermittelst welcher sie „nach ihrer Art die Begebenheiten ihrer Vorfahren „erhielten. In der Provinz Yukatan hatten sie „Bücher von Baumblättern, die nach ihrer Art „gefalten, und viereckigt geschnitten waren. In „sie hatten die klugen Indianer die Eintheilung der „Zeit eingetragen; und die Kenntniß der Planeten, der Thiere, und der übrigen natürlichen „Dinge, nebst ihren Alterthümern, abgefaßt. „Gewis, ein Unternehmen, das von einer vortheilhaften Neugierde, und von Fleiß zeugt. Ein „Pedant glaubte, dieses alles sey Zauberey, und „magische Kunst, und bestund hartnäckig darauf, „daß man sie verbrennen sollte. Sie wurden wirklich ins Feuer geworfen; aber nicht blos die Indianer hielten es für eine Beleidigung: sondern

„auch

„auch neugierige Spanier haben es seit der Zeit „gemißbilligt, die gerne die Geheimnisse dieses „Landes erforschen mochten. Das hat sich auch „anderswo zugetragen; denn unsre Leute glaub„ten, daß das alles Aberglaube sey; und so ver„tilgten sie mehrere Nachrichten von alten und hei„ligen Sachen, von denen man guten Gebrauch „hätte machen können. Ein solches Betragen „fließt aus einem thörigten und unwissenden Ei„fer, der ohne die indianischen Sachen zu verste„hen, noch verstehen zu wollen, das alles für He„xerey ausgiebt. Einer von unsern verständigen, „und wißbegierigen Jesuiten versammlete die alten „Leute aus der Provinz Mexiko, und unterhielt „sich lange mit ihnen. Sie zeigten ihm ihre Ge„schichtsbücher und ihre Calender. Lauter sehens„würdige Dinge. Ihre Hieroglyphen kamen in „diesen Büchern vor, vermittelst welcher sie die „Sachen auf folgende Weise vorstellten.

„Diejenigen Dinge, die eine Form, oder Fi„gur hatten, waren durch ihre eignen Bilder vor„gestellt, und diejenigen Dinge, die keine Figur „hatten, vermittelst solcher Karaktere, die sie be„deuteten. Und so schrieben sie alles, was sie „wollten. Und um die Zeit zu bezeichnen, in wel„cher sich eine Sache zugetragen: hatten sie Rä„der gemahlt, von denen ein jedes ein Seculum „enthielte, davon jedes aus zwey und funfzig Jah„ren bestunde, und aus dreyzehn Perioden, davon „jede vier Jahre begrif, zusammengesezt war. Ein „jedes Jahr war durch sein eigenthümliches Zei„chen unterschieden, nämlich durch das Kaninchen,

„das

„das Rohr, den Pfeilstein, und das Haus. Sie „mahlten an die Seite dieser Räder mit Figuren, „Karakteren und Farben die Jahreszeit, und die „merkwürdigen Dinge, die sich in diesem Jahr zu- „getragen. Sie bezeichneten das Jahr der An- „kunft der Spanier in ihr Vaterland durch das „Gemählde eines Mannes mit einem Huth, und „einem rothen Unterkleid, bey dem Zeichen des „Rohrs, welches das laufende Jahr war. Und „so auch mit andern Begebenheiten. Da aber „ihre Schrift, und ihre Karaktere nicht so zurei- „chend waren, als unsre Buchstaben: so konnten „sie auch die Wörter nicht so genau ausdrücken. „Sie drückten blos das Wesen der Begriffe aus. „Daher musten sie auch die Stücke aus den Re- „den und Gesprächen ihrer alten Redner und Rhe- „toriker, und aus den Aufsäzen ihrer Dichter aus- „wendig lernen, weil es unmöglich war, sie aus „ihren Hieroglyphen und Karakteren zu erlernen. „Die Mexikaner sahen sehr sorgfältig darauf, daß „ihre Kinder diese Aufsäze auswendig lernten. Ge- „rade zu dem Ende hielten sie Schulen, in denen „die Eltern ihre Kinder, diese Reden, Gebethe, „und andre Nachrichten lehreten, die sich unter ih- „nen durch Ueberlieferung eben so gut erhalten hat- „ten, als wenn sie schriftlich beygelegt worden „wären. Die Indianer schrieben diese Stücke, „wie schon die Spanier in ihr Land gekommen „waren, und sie ihre Schrift gelehret hatten. Aber „sie schrieben auch unsre Aufsäze nach ihrer väter- „lichen Weise mit Bildern und Hieroglyphen. Ich „habe unsre Gebethe, das Vater Unser, das Ave

„Maria, das Credo auf diese indianische Art ge„schrieben gesehen; und ein jeder, der es sehen „wird, muß erstaunen. Um auszudrücken, Ich „bekenne, mahlten sie einen auf den Knien vor ei„nem Geistlichen liegenden Indianer, wie man es „macht, wenn man beichtet. Ferner, Gott dem „Allmächtigen wurde durch ein Gemählde von „drey Gesichtern mit ihren Kronen ausgedrückt, „wie die Dreyeinigkeit bezeichnet zu werden pflegt. „Dann, der hochgebenedeyten Jungfrau Maria, „durch ein Gesicht von unsrer lieben Frau, und „dem Bruststück eines kleinen Kindes. Hierauf, „dem heiligen Petrus und Paulus, durch ein „Paar gekrönte Häupter, einen Schlüssel, und ei„nen Schwerd. Diejenigen Stellen, die sie mit „Bildern nicht ausdrücken konten, schrieben sie „mit unsern Schriftzeichen, z. B. die Wörter, was „ich gesündiget habe, u. s. w." Dieser lezte Umstand in der Erzehlung des Acosta zeigt sehr deutlich, wo die Kunst der Mexikaner ihre Gränzen hatte. Man siehet offenbahr, daß sie mangelhaft war, so bald man eine intellektuelle, moralische, relative oder abgezogene, kurz, eine Idee ausdrücken wollte, die nicht eine Idee von sichtbaren, oder sinnlichen Gegenständen war. Wenn also gleich Acosta eben sagte, daß die Dinge, die keine Figur haben, durch Karaktere seyen vorgestellt worden, die sie bedeuteten: so finden wir, vier oder fünf Zeichen ausgenommen, die der Nachricht des Uebersezers zu Folge verabredete Zeichen von gewissen Zahlen sind, in allen mexikanischen Monumenten kein einziges Beyspiel von solchen bedeu-

tenden

tenden Karakteren. Noch mehr, alle Wörter sind in ihrer Schreibart isolirt. Da ist nichts, was die Redetheile verbindet, noch nach irgend einer Form der Syntaxe oder der Grammatick anordnet. „Ich habe in Peru," so fährt derselbe Geschichtschreiber fort, „das Bekenntniß aller Sün-„den eines Indianers gesehen, welches er bey der „Beichte vorzeigte. Es war auch mit dergleichen „Gemählden und Karakteren geschrieben. Ein je-„des von den zehn Gebothen war auf eine gewisse „eigene Art gemahlt. Neben ein jedes waren ge-„wisse Zeichen, die wie Ziffern aussahen, hinge-„schrieben; und diese bedeuteten die Sünden, die „er gegen dieses Geboth begangen.

106. Von der besonderen Schriftart der Peruvianer. Sie besteht aus Stricken mit Knoten. — Es scheint, als wenn diese Schriftart ehedem in Egypten und Sina gebräuchlich gewesen.

Die Peruvianer hielfen der Unzulänglichkeit dieser Methode der simplen und groben Schrift durch einen andern, wie ich glaube, weit geschickteren Kunstgrif ab. Diese Einrichtung ist mit der vorigen von einerley Art; aber in ihren ersten Grundprinzipien ist sie ganz von jener verschieden. Sie bezog sich auf Farben, auf das künstliche Gedächtniß, und vornehmlich auf das Rechnen, auf Zahlenverhältnisse, und auf die Rechenpfennige, deren sich diejenigen Personen unter uns bedienen, die nicht schreiben können. Wenn gleich diese Formeln von den Mexikanischen, Sinesischen und andern,

dern, die man aufsuchen könnte, sehr verschieden sind: so beziehen sie sich demohngeachtet allemal auf Bilder, die die Hand für das Gesicht zeichnet, um die Idee der Objekte zu erwecken. Ich will die Beschreibung derselben aus dem Acosta, und dem Ynca Garcilasso anführen.

„Die Völker in Peru ersezen den Mangel der „Schrift und der Buchstaben zum Theil durch Ge„mählde, wie die Mexikaner (obgleich die Peru„vianer darinnen ungeübter und unwissender wa„ren); zum Theil, und das ist das gewöhnlichste, „durch Knoten, (*Quipos*) die die Gedächtnißschrif„ten sind. Sie sind aus Bast gemacht, an denen „verschiedne Knoten von verschiedenen Farben an„gebracht sind, die verschiedene Dinge bedeuten. „Man muste erstaunen, wenn man die Menge von „Gegenständen ansah, die sie hierdurch ausdrücken „und vorstellen konnten. Denn sie dienten ihnen „statt der Geschichtsbücher, der Gesetztafeln, der „Cerimonienregister, und der Bemerkung ihrer Ge„schäfte. Sie hielten Bedienten, die diese Knoten „besorgen, und alles anmerken, und berechnen „musten, was sich zutrug, ohngefähr, wie die No„tarii in Europa. Man gab diesen Registern den „höchsten Glauben, denn nachdem die Geschäfte „wichtig waren, z. B. des Krieges, der Polizey, „der Abgaben, der Cerimonien, der Provinzen; „nach dem wurden mehrere Knotenreyhen oder Ae„ste gehalten, an deren jedem viele kleine und gros„se Knoten, und angebundene Fäden von verschied„ner Farbe, roth, grün, blau, weis, und so vie„le Verschiedenheiten angebracht waren, die ihnen

„so viele unzehlige Bedeutungen anzeigten, als
„wir nur immer durch die verschiedene Stellung von
„vier und zwanzig Buchstaben anzeigen können.
„Wenn noch heute ein Commissär alle zwey oder
„drey Jahre nach Peru kommt, um die Rechnun-
„gen in Ansehung der Abgaben zu machen: so kom-
„men die Indianer mit ihren Fäden, und geben ganz
„genau Rechnung, wie viel ein jeder Marktflecken
„oder eine jede Person schon abgegeben, und wie
„viel sie noch an Geld und an andern Arten von Ab-
„gaben, zu bezahlen schuldig sey. Wenn die Pro-
„be von den Rechnungen auf der Stelle, durch
„diese Menge von Knoten und Saiten gemacht
„worden: so bleiben sie ein sicherer Beweis, und
„eine gewisse Schrift. Ich sahe eine Hand voll
„von dergleichen feinen Strickchen, mit welchen ein
„Indianer ein allgemeines Bekenntniß aller seiner
„Sünden beschrieben hatte, so wie ich sie nur im-
„mer auf dem Papier hätte beschreiben können. Ich
„fragte ihn, was es denn mit einigen Fäden für
„eine Bewandniß habe, die mir etwas von den
„andern verschieden schienen. Er gab mir zur Ant-
„wort, daß das gewisse Umstände bedeute, die die
„Sünde noch erfordere, um vollkommen gebeich-
„tet zu werden. Außer diesen Knoten von Fäden
„haben sie noch eine andre Schriftart. Sie schrei-
„ben nämlich mit kleinen Steinchen, vermittelst
„welcher sie die Wörter, die sie auswendig lernen
„wollen, pünktlich lernen. Es ist angenehm,
„wenn man sieht, daß sie vermittelst eines Rades
„von Steinchen das Vater Unser, vermittelst eines
„andern den Englischen Gruß, und vermittelst ei-
„nes

„nes dritten den Glauben erlernen, und genau be-
„halten, welches Steinchen das Gebeth anzeigt,
„empfangen vom heiligen Geist, und wiederum,
„gelitten unter Pontius Pilatus; und daß sie die
„Steinhäufchen verbessern, wenn sie finden, daß
„sie fehlerhaft sind. Ich habe mich nicht weniger
„über eine andre Art von Schrift gewundert, die
„sie aus Fruchtkörnern zusammensezen. Denn um
„eine schwere Rechnung zu machen, die einem mit
„der Feder geübten Rechenmeister zu schaffen ma-
„chen würde, um Theilungen vorzunehmen, und
„um zu finden, wie viel ein jeder noch zu bezahlen
„habe, nehmen sie von einer Seite so viel Körner
„weg, und legen sie auf die andre Seite. Und
„ihre Rechnungen sind so gewis, daß sie nicht leicht
„im geringsten fehlen." (Acosta, Geschichte von In-
dien B. 6. Kap. 8).

„Wenn die Indianer ihre Rechnungen machen wollten, die sie mit dem Wort *Quipu* anzeigen, welches knüpfen, oder einen Knoten bedeutet, und welches sie für die Rechnung selbst gebrauchen, weil die Knoten von allerley Arten von Sachen gemacht werden: so nahmen sie gewöhnlich Fäden von verschiedenen Farben: denn einige hatten blos eine, andre zwo, andre mehrere Farben. Eine jede Farbe, sie mochte einfach, oder vermischt seyn, hatte ihre eigene besondere Bedeutung. Diese Schnüre, die aus drey oder vier gezwirnten mittelmäßigen, dicken Fäden bestanden, die ohngefähr drey Viertel Elle lang, und nach der Reyhe an einen andern Bindfaden der Länge nach angereyhet waren, machten eine Art von Franzen aus. Man urtheilte über den Inhalt ei-

nes

nes jeden Fadens durch seine Farbe: z. B. das Gelbe bedeutete Gold, das Weisse Silber, und das Rothe Kriegesvölker."

„Wenn sie Sachen bezeichnen wollten, deren Farben gar nicht bemerkbar waren: so stellten sie eine jede Sache nach ihrer Ordnung; sie fiengen bey den beträchtlichsten an, und giengen bis auf die geringsten herab. Z. B. wenn vom Getraide oder von Hülsenfrüchten die Rede war: so stellten sie oben an das Korn, dann den Rocken, hierauf die Erbsen, die Bohnen, den Hirsen, u. s. f. Eben so, wenn sie von Waffen Rechenschaft geben sollten: so stellten sie diejenigen oben an, die sie vor die vorzüglichsten hielten, die Lanzen, Pfeile Bogen, Spiesse, Kolben, Beile, Schleuder u. s. w. Wollten sie die Zahl der Einwohner berechnen: so fiengen sie mit den Einwohnern einer jeden Stadt an, und giengen dann auf eine jede Provinz fort. Hiebey giengen sie so zu Werk. An den ersten Enden knüpften sie die Leute die sechzig Jahre und drüber waren. An den zweyten die funfzigjährigen; an den dritten die vierzigjährigen Personen; und so stiegen sie immer von zehn zu zehn Jahren bis auf die noch saugenden Kinder herab. Das weibliche Geschlecht zehlten sie in eben derselben Ordnung nach ihrem Alter zusammen."

„An einigen von diesen Schnüren waren noch andre feine Fäden von derselbigen Farbe angebracht. Diese schienen Ausnahmen von den andern allgemeinen Regeln zu bedeuten. Z. B. die feinen Fäden an den Schnüren der Frauen oder der verheyratheten Männer, von dem und dem Alter, zeigten

an

an, daß in diesem Jahr einige Witwer und Witwen geworden. Denn diese Berechnungen waren gleichsam Annalen, die nur von einem einzigen Jahr Rechenschaft gaben."

„Man bemerkte an diesen Strickchen oder Fäden allemal die Ordnung der Einheit, als wenn man sagte, Zehner, Hunderte, Tausende, Zehntausende. Selten giengen sie über die Zehntausende hinaus. Denn da jede Stadt ihre besondere Berechnung hatte, und jede Hauptsumme zu ihrer Provinz gehörte: so stieg die Zahl niemals höher. Sie hätten aber gewis auch mit Zehntausenden rechnen können, wenn sie Veranlassung dazu gehabt hätten; weil ihre Sprache alle arithmetische Zahlen hat. Eine jede von diesen Zahlen, die sie mit den Fädenknoten berechneten, war wieder durch eine andre getheilt, und die Knoten von einer jeden Zahl hiengen von einem einzigen ab. Das gieng um so viel eher an, da sie nie die Zahl, neune überstiegen. Sie stellten die größte Zahl, welches die Zahl zehntausend ist, an den obersten Theil der Fäden, die Tausende niedriger, und so stufenweise immer fort. Die Knoten von einem jeden Faden, und von einer jeden Zahl waren einander gleich, und in eben der Ordnung hingestellt, die ein guter Rechenmeister zu beobachten pflegt, wenn er eine grosse Rechnung zu machen hat."

„Es gab unter den Indianern gewisse Personen, die ausdrücklich dazu bestimmt waren, diese *Quipus* oder geknüpfte Fäden zu besorgen. Man nannte sie *Quipucamayu*, das heißt, Rechnungsführer. Die Zahl dieser *Quipumacayus*, oder der Rechenmeister,

meister, mußte in einem Verhältniß mit den Einwohnern aller Provinzen stehen. Denn so klein eine Stadt seyn mochte: so mußten doch vier dergleichen Personen darinnen seyn; und so stieg die Zahl immer, bis auf zwanzig und dreyßig. Ob sie gleich alle nur ein Register führen, und folglich ein Rechenmeister zureichen würde: so wollte *Ynca* doch, daß in jeder Stadt mehrere seyn sollten, damit dem Betrug vorgebeuget werden möchte. Er sagte, wenn ihrer nur wenige wären: so könnten sie sich verabreden. Bey vielen gienge das nicht so leicht an. Da müßten sie entweder alle getreue Bediente seyn, oder alle Spizbuben."

„Vermittelst dieser Knoten berechneten sie allen Tribut, den der König jährlich einnahm, und es blieb kein einziges Haus übrig, welches nicht nach seiner Klasse, und seinem Werth sollte aufgezehlt, und geschätzt worden seyn. Man sahe die Listen der Kriegesleute, der Umgebrachten, der neugebohrnen Kinder, der Todten von allen Jahren, deren Anzahl sie nach den Monathen bezeichneten. Kurz, man begrif in diesen Knoten alle Sachen, die mit Zahlen berechnet werden können. So gar die Zahl der Bataillen, der Scharmüzel, der Gesandtschaften von Seiten des *Ynca*, und die Erklärung, die er von sich gegeben hatte, waren damit bezeichnet. Aber den Inhalt der Gesandschaft die ausdrücklichen Wörter der königlichen Erklärung, und andre dergleichen historische Umstände konnte man nicht anzeigen, weil dergleichen Sachen aus artikulirten Tönen, der Stimme, oder der Schrift bestunden, und die Knoten zwar die Namen, aber keine Rede andeu-

andeuteten. Sie hatten zur Ersezung dieses Mangels gewisse Zeichen, an welchen sie die merkwürdigen Handlungen, die Gesandschaften, und die Erklärungen im Frieden und im Krieg erkannten. Die *Quipucaymaus* lernten sie auswendig, und einer lehrete sie den andern durch Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn. Dieses geschahe vornehmlich in den Städten, oder in den Provinzen, wo die Sachen vorgegangen waren, und wo sich ihr Andenken mehr, als in irgend einem andern Land erhielt, weil die Einwohner natürlicher Weise am begierigsten waren, dergleichen Begebenheiten zu wissen."

„Wenn die Curacas, oder die Edelleute die Geschichte ihrer Vorfahren, oder dessen, was sich in einer Provinz merkwürdiges zugetragen, wissen wollten: so suchten sie die *Quipucamayus* auf, die vermittelst der Knoten, die sie in ihrer Verwahrung hatten, und die ihnen statt der Geschichtsbücher, der Annalen und Register dienten, eine genaue Nachricht von allen merkwürdigen Ereignissen geben konnten. Die *Quipucamayus* hatten die Verbindlichkeit auf sich, von allem, was man sie aus der Geschichte fragte, Rechenschaft zu geben. Damit sie nun ein um so viel grösseres Lob aus ihren Antworten davon tragen möchten: so studirten sie unaufhörlich die Knoten, um die Ueberlieferungen von den tapferen Thaten ihrer Voreltern gut im Sinn zu behalten. Sie gaben keinen ordentlichen Tribut, und wurden auch mit andern Diensten nicht belästiget, damit sie nur Musse genug haben möchten in ihrer Kunst vollkommen zu werden."

„Die-

„Dieses war auch das Mittel, durch welches sie sich geschickt machten, von ihren Gesezen, ihren Verordnungen, ihren Gebräuchen und Cerimonien Nachricht zu geben. Aus der Farbe des Fadens, und aus der Zahl der Knoten lernten sie, was dieses oder jenes Gesez verbiethe, und welches die Strafe sey, mit welcher die Uebertreter desselben belegt werden müssen. Sie wußten ferner was für Opfer man an gewissen Festen des Jahres der Sonne zu bringen habe; was für Verordnungen, und Befehle zum Vortheil der Witwen, der Fremden, und der Armen gemacht worden. Kurz, sie wußten alles, und konnten sehr geschickt von allen Sachen ihres Vaterlandes sprechen, die sie durch die Tradition auswendig gelernt hatten. Denn ein jeder Faden, oder ein jeder Knote brachte ihnen seinen Inhalt ins Gedächtniß zurück... Da sie keinen Gebrauch der Buchstaben kannten: so wendeten sie alles an, daß sie nichts vergessen möchten, weil ein Indianer, der die Geschichten und Erzehlungen nicht durch Ueberlieferung erlernt, eben so unwissend darinnen ist, wie ein Spanier, oder ein anderer Ausländer. Ich habe in meiner Jugend Gelegenheit gehabt die Kunst diese Knoten zu enträthseln zu erlernen. Wenn die Indianer, die Unterthanen meines Vaters, und die übrigen *Curacas* in die Stadt Sankt Johann, kamen, um daselbst den Tribut zu bezahlen: so bathen sie meine Mutter, sie möchte mir befehlen, ihre *Quipus* durchzusehen. Denn, da sie argwönisch genug waren: so wollten sie nicht die Spanier mit ihren Knoten umgehen lassen. Ich that es sehr gern, und hielte

die Rechnungen mit ihren Knoten zusammen, um dadurch ihre Uebereinkunft mit dem Tribut, den sie brachten, zu erkennen. So wurde ich endlich durch eine häufige Uebung in dieser Kunst eben so geschickt, wie sie.“ (*Ynca Garcilasso*, Histoire du Perou, *Liv. VI. Ch.* 8 und 9).

Das ist nicht alles. Wir haben Nachrichten, daß diese sonderbare Schriftart mit Knoten und Verschürzungen der Fäden durch Knoten den Egyptiern, und den Sinesen in ihrem höchsten Alterthum bekannt gewesen. Man glaubt noch die Figuren von dergleichen verschürzten und verwickelten Fäden unter den Inschriften auf den Obelisken wahrzunehmen. Wenn ihr Gebrauch in Egypten als ein Hülfsmittel, die Gedanken auszudrücken, eingeführt gewesen ist: so werden sie auf den öffentlichen Monumenten, die in die Steine eingegraben worden, mit den gewöhnlichen Figuren, der reellen Schrift untermischt seyn, die die benannten Gegenstände selbst vorstellt. Es scheint, daß die egyptischen Priester den Gebrauch beyder alter Schriftarten auch lange nachher erhalten, wie die Wortschrift schon allgemein eingeführt war. Denn Apulejus scheint sie in folgender Stelle beyde zugleich zu beschreiben. (Metamorph. IX.) *Sacerdos senex protinus de opertis adyti profert quosdam libros litteris ignorabilibus praenotatos, partim figuris cuiusmodi animalium concepti sermonis compendiosa verba suggerentes; partim nodosis et in modum rotae tortuosis, carpolatimque condensis*

densis apicibus, a curiosa profanorum lectione munita [82]).

Was die Sinesen betrifft: so versichert man, daß sie in den ersten Jahrhunderten ihrer Kultur diese Schrift gehabt haben, deren Gestalt und Form sich unter dem Namen *Ho-tou* in einem ihrer ältesten Bücher erhalten hat, welches sie *I-king* nennen. Die *Hotou*schrift besteht aus verschiedenen Linien oder Fäden, in denen in gewissen Entfernungen ofne und zugezogene Knoten vorkommen, die rund oder oval, weiß oder schwarz sind [83]). Sie gleicht einer Sammlug von Schnüren. Die weissen Zirkel sind den ofnen, und die schwarzen den zugezogenen Knoten ähnlich, So beschreibt sie der Pater Gaubil. „Man versichert, sagt Freret, (*Memoires de l'Acad. des Inscript.* Tom. VI. p. 609.) „daß die Sinesen in ihrem hohen Alterthum sich geknüpfter Schnüre statt der Schrift bedienten. „Die

82) Wer fühlt nicht die grosse Schwäche dieses Beweises? Apulejus konnte von der egyptischen Hieroglyphik nicht im mindesten bessere Nachricht geben, als ein heutiger Reisebeschreiber, der jene Gegenden bereiset. Daß er es nicht gekonnt, beweiset seine grundfalsche Idee von den Hieroglyphen, nach welcher sie dazu sollen bestimmt gewesen seyn, daß die profanen Personen von ihrer Enträthselung sollen ausgeschlossen gewesen seyn. Die Griechen kamen zu spät nach Egypten, zu einer Zeit, da die alphabetische Schrift schon gebräuchlich war, bey welcher man die Hieroglyphen vergas.

83) Martini (Histoire de la Chine. *Livre I. p.* 21.) sagt es ausdrücklich, daß sich die Sinesen vor Fohi ebenfalls der Schriftart vermittelst gewisser Bänder und Strickchen bedienet.

„Die Zahl der Knoten einer jeden Chorde machte „einen Karakter aus, und die Sammlung der „Chorden war eine Art von Büchern, die zum Zu„rückruf, oder zur Befestigung gewisser Dinge im „Verstand des Menschen dienten, die darohne wür„den ausgelöscht worden seyn.“ Man muß sich nothwendig sehr verwundern, wenn man eine so ganz besondre Art zu schreiben in so sehr von einander entfernten Jahrhunderten, und bey so sehr von einander entlegenen Völkern antrift, in Sina, in Egypten, in Peru. Wenn das Faktum wahr wäre: so sollte man fast glauben, daß diese Schriftart ein Ueberbleibsel der Erfindungen der alten Welt, und eine Kunst sey, die der ausserordentlichen Revolution, die das Wasser auf der Oberfläche unsrer Kugel angerichtet hat, entgangen ist. Uebrigens ist diese Schrift nicht eine Erfindung von der Art, daß der menschliche Geist an so entfernten Oertern darauf verfallen sollte, es sey denn, um blosse Zahlen zu bedeuten. Und eben dieses lehret uns Garcilasso, daß man diese Schriftart anfänglich dazu gebraucht habe. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß man, nachdem man sich ihrer zum Zehlen bedient, in der Folge sie auch zu andern Bedeutungen gebraucht, wo aber diese Methode nicht anders, als sehr mangelhaft seyn kann.

Es ist noch eine Anzeige von einer Schriftart übrig, die ehedem unter den östlichen Völkern Sibirlens, und unter den mitternächtlichen Amerikanern gebräuchlich war. Man findet in den alten Nachrichten der alten Reisenden in Sina, aus denen uns Herr Deguignes artige Auszüge geliefert hat,

hat, daß die Völker Sibiriens, die *Che-goei* heissen, und an der Nordseite des Flusses Amur bis an die Ufer des Flusses Lena wohnten, eine Schrift hatten, die aus kleinen Stückchen Holz zusammengesezt war, die ihre verschiedene Ideen durch die Art, wie man sie anordnete, bedeudeten [84]). Diese Schriftart ist der andern sehr ähnlich, die aus der Stellung verschiedener kleiner Steinchen besteht, davon jedes seine Bedeutung hat, und vermittelst welcher die Peruvianer, nach dem Acosta, das Gebet des Herrn lasen, oder besser hersagten. Jene sinesische Nachrichten reden auch von einem Land, welches *Fou-Sang* heißt, und gegen das Ende des fünften Jahrhunderts nach der gemeinen Zeitrechnung, von Sina ostwärts, von sinesischen Seefahrern entdeckt worden. Es scheint dieses das westlich mitternächtige Amerika zu seyn, welches heut zu Tage unbekannt ist [85]). Diese Nachrichten sagen,

84) Die *Che-goei* wohnten auf der Morgenseite des Paikal und des Landes Kerkis; heute, Sclinginskoy und Irkutskoy) an den nördlichen Ufern des Flusses Amur. Diese barbarische Nation, die in mehrere Hauptborden eingetheilt war, dehnte sich nach der Länge des Flusses Lena ohngefähr bis zum 60° aus.— In Albanien ist eine ähnliche Schriftart vermittelst Stückchen Holz von ungleicher Länge gewöhnlich. Man bedienet sich ihrer vornehmlich bey Kontrakten. Die Hölzchen werden gespalten. Ein Theil der Kontrahirenden nimmt die eine Hälfte; und der andere, die zwote zu sich. (Recueil des Voyages au Nord. *Tom. VIII. p.* 402).

85) Oben (Anmerk. 19) zielt ich auf diese Stelle. Das Land *Fou-Sang* soll man vor dem Jahr nach Chr. Geb.

gen, daß diese Völker den Gebrauch von einer Art von Schrift gehabt. Das kann wahr seyn. Aber man muß gestehen, daß, wenn auch diese Nachrichten in Absicht auf den Grund, und die Entdeckung des Landes richtig sind: sie dennoch in Absicht auf ihren Detail sehr verdächtig bleiben; ob sie gleich bey weitem so ungereimt nicht sind, als die Fabel von der angeblichen Reise des Admirals von Fuente mit seinem Gefährten Bernardo in diesen Theil des westlichen Amerika. Es gereicht der französischen Nation zu keiner Ehre, daß sie bey ihrem langen Besitz von Canada niemals untersucht hat, was in diesem weitläuftigen Theil der Erdkugel enthalten ist, der westlich an die Assiniloils, und die Sioux stößt.

107. Von der symbolischen Schrift.

Je mehr die alten Völker ihren Geist ausbildeten, und ihre Kenntnisse erweiterten; desto mehr dehnten sie

Geb. 489. gar nicht gekannt haben. De Guignes (Memoir. de l'Acad. R. des Inscript. *Tom. XXVIII.*) giebt aus einem alten sinesischen Geschichtschreiber eine Beschreibung von diesem Land, und macht es höchst wahrscheinlich, daß *Fou-sang* ein Land um Californien herum gewesen. Seine Muthmassung gründet sich auf die Berechnung der Entfernung dieses Landes von *Leav-tong*, einer nordischen Provinz von Sina, wo sich die Sinesen einschiften. Der sinesische Geschichtschreiber *Li-yen* giebt diese Entfernung in sinesischen *Li* an, deren heut zu Tage 250 auf einen Grad gehen. Die Vermuthung ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Sinesen durch Schiffarth und Handlung die Kultur einiger amerikanischer Nationen befördert haben.

sie den Gebrauch von dieser ersten Bilderschrift aus: weil sie sie nach einem allgemeinen System der Derivation nicht blos auf die wirklichen Objekte, die sie vorstellten; sondern auch auf die bemerkbarsten Beschaffenheiten eben derselbigen Gegenstände anwenden. Dies hieß noch immer der Natur folgen, wie man auch anfieng sie abzuändern. Man kann sich aber leicht vorstellen, daß, wenn die Schrift nach diesem bisher erträglichen Plan schon etwas verdorben zu werden anfieng, sie es immer mehr und mehr hat werden müssen, da man so viele idealische Betrachtungen auszudrücken hatte, die nur eine ausserordentlich verwickelte Beziehung auf die sichtbaren Gegenstände haben, die allein getreu gezeichnet werden können. So ist es den Egyptiern gegangen. Anfänglich bedienten sie sich, wie die Barbaren, zur Bezeichnung der Gegenstände, der Figuren der Gegenstände selbst. Hierauf gebrauchten sie eben diese Figuren als allgemeine Zeichen zur Bezeichnung der Hauptbeschaffenheiten dieser Gegenstände. Dann wendeten sie sie auf noch mehr versteckte Beziehungen an, die blos auf ihre Ideen giengen. Ohne Zweifel war diese leztere Anwendung der Schriftzeichen schwer, und die Zeichen konnten nicht anders verstanden werden, als durch Erklärungen und durch Verabredung. Daher sind sie uns auch gar nicht mehr verständlich, da diese allegorische Methoden nicht mehr gewöhnlich, und die überlieferten Erklärungen derselben mit der Zeit verlohren gegangen sind. Diese Methode war an sich sehr sinnreich, und schien anfangs sich weniger, als irgend eine andre,

von

von der Natur zu entfernen, ob sie gleich so dunkel war, daß sie bald in Räthsel und Geheimnisse ausartete. Man legt gewöhnlich den Egyptiern die Ehre dieser Erfindung bey, durch welche die ehedem so eingeschränkte wilde Schriftart mit eben denselben Formeln so sehr erweitert wurde. Tacitus sagt von ihnen, daß sie die ersten seyen, die die Kunst erfunden, Ideen des Verstandes durch Figuren körperlicher Gegenstände auszudrücken *). Es scheint auch, daß sie dabey nicht stehen geblieben, sondern daß sie diese Figuren zu allgemeinen Zeichen machten, ohngefähr wie die Sinesischen, die auf vielerley Art genommen wurden, und vieler Ableitungen und Synonyme fähig waren. Diese Figuren wurden oft durch die Vereinigung mehrerer in dieselbige Figur sehr vermischt und ungestaltet. Z. B. die Figur eines Menschen mit einem Hunds- oder Sperberkopf. Man wollte die ganze zusammengesezte Idee mit einem einzigen Karakter ausdrücken.— Dadurch aber haben sie wirklich ihre Wissenschaften so mittelmäßig durch Schrift gezeichnet. Die Lehrmeister lehrten sie die Lehrlinge durch mühsame Auslegungen verstehen; und das unvollkommene Denkmahl diente hierauf dazu, das Andenken derselben zu erhalten.

108. Die

*) *Primi per figuras animalium Aegyptii mentis sensus effingebant: ea antiquissima monumenta memoriae humanae saxis insculpta erant.* TACIT. Annal. Lib. II.

108. Die symbolische Schrift ist nothwendig älter, als die Buchstabenschrift.

Lukan, Tacitus, Marcellin und viele andre alte Schriftsteller sagen uns ausdrücklich, daß die symbolische Bilderschrift vor der Buchstabenschrift vorhergegangen. Wenn uns auch ihre Zeugnisse mangeln solten: so würde das Faktum noch immer eben so klar seyn, wenn wir nur die Natur der Sache selbst betrachten. Eine Kunst ist in eben dem Grad unvollkommen, in welchem sie ihrer Entstehung näher ist. Nur durch viele Versuche erhält sie mehr Bestimmtheit, Einfachheit, und Vollkommenheit in ihrer Ausübung. Die Schrift durch Hieroglyphen war weitläuftiger, zusammengesezter, und weniger bestimmt, als die Schrift mit kleinen, verabredeten Buchstaben. Folglich ist sie auch älter, als diese. Außer dem, daß die Verabredung, die man bey der Einführung des Gebrauchs der Buchstabenkaraktere nothwendig voraussetzen muß, ein Beweis davon ist: so kann ich mir auch gar nicht vorstellen, daß es jemahls ein solches außerordentliches Genie solte gegeben haben, welches sich auf einmahl ohne alle Vorbereitungen vornahm, alle Töne der Stimme, alle Nahmen der äußeren Gegenstände, und alle Nahmen der Verbindungen, die der menschliche Geist macht, das heißt, die Wörter und ihre Syntax auf wenige verabredete Züge zurücke zu führen. Diese Erfindung würde so wunderbahr seyn, daß man sich nicht wundern darf, daß einige Schriftsteller sie Gott selbst haben zuschreiben und behaupten wollen, daß die erste Buch-

Buchstabenschrift auf die Gesetztafeln eingegraben war, die Gott dem Moses gab. (M. s. Euseb. Praepar. Evangel. *C. IV. Isidor.* Origin. 1. 3.) Die Natur geht allmählig von kleinen Erfindungen zu kleinen Erfindungen fort. Der menschliche Geist macht nicht auf einmahl so grosse Schritte. Der Mann von Genie, der sich mitten unter einem rohen Volk zuerst einfallen lies, Wörter zu schreiben, und denen Nahmen der Sachen Dauerhaftigkeit zu geben, hat wahrscheinlich geglaubt, daß nur die Nomina appellativa der wirklichen Gegenstände, die den Sinn des Gesichts rühren, und sonst weiter gar nichts, mit Figuren vorgestellt werden könne. Die Schrift bezog sich anfänglich blos auf diesen so netten, und weitläuftigen Sinn, und hatte keine andre Absicht, als die Vorstellung eines äußeren Gegenstandes, und die Erweckung der Idee desselben. Der erste Erfinder mahlte einen Vogel, ein Auge, eine Hand; um einen Vogel, ein Auge, eine Hand zu schreiben. Dieser Gedanke war endlich nicht sehr schwer. Unterdessen hat doch derjenige, der diesen ersten Schritt that, alles gethan, denn er hat die übrigen geleitet. Wie hat man es angefangen, wenn man Nahmen von Sachen schreiben wolte, die nicht in die Augen fallen, und diesen Sinn gar nicht rühren, z. B. die Beschaffenheiten der Dinge? Man hat die sichtbaren Gegenstände, an denen diese Beschaffenheiten vorzüglich hervorstachen, gezeichnet. Man hat einen Vogel gemahlt, um die Geschwindigkeit; ein Auge, um die Aufmerksamkeit; eine Hand, um Stärke oder Handlung; einen Greisen, um den Tod abzubil-

den [86]); und vielleicht, um dieses im Vorbeygehen anzumerken, stammt die Gewohnheit hievon ab, so viele Wesen zu personificiren, die gar nicht wirklich da sind, z. B. den Tod, die Liebe, das Glück, die Natur, und so viele andre Beziehungen, die man am Ende für so viele persönlich wirkliche Wesen gehalten hat. Doch das mag seyn, wie es will: so will ich hier eine ganze in der symbolischen Schriftart geschriebene Stelle einrücken, so wie sie Clemens von Alexandrien auf uns gebracht hat. (*Stromat.* Lib. V.) „Man sieht, sagt „er, zu Diospolis in Egypten in einem Tempel, „den man Pylon nennt, eine Inschrift, die aus „den Figuren eines Kindes, eines Alten, eines „Sperbers, eines Fisches, und eines Crocodils „zusammengesezt ist. Das Kind bedeutet in dieser „Sprache, die Geburth; der Greis, den Tod; „der Sperber, die Gottheit; der Fisch, den Haß, „und der Crocodil, die Unverschämtheit. Es „scheint also, daß man diese Inschrift in folgende „Maxime übersetzen müsse. O ihr, die ihr gebohren werdet, und die ihr sterbet, (oder schlechtweg,) Junge und Alte, Gott hasset die Unver-

„schäm-

86) Daß dieses der Gang der Natur sey, bestättiget sich dadurch, weil man ihn auch bey der Fortbildung der Sprache, d. h. bey der Ableitung der Nahmen für unhörbare Gegenstände wahrnimmt. Z. B. der Ausdruck Lichtstrahl stammt aus dem Sklavonischen ab, wo *Strala* einen Pfeil bedeutet. Hier fällt die Aehnlichkeit zwischen beyden Gegenständen, und der Grund von der Benennung des leztern deutlich in die Augen. So die Fortbildung der Bilderschrift.

„schämten.„ Die schönen oder schlechten Eigenschaften eines Menschen wurden durch das Gemählde dieses Menschen mit einem Kopf oder einem andern Glied eines Thiers ausgedrückt, welches seiner Eigenschaften wegen beliebt ist, mit einem Hunds, oder Sperberskopf, mit einem Gänsefuß, u. s. w. Die Adjektiva, die allemahl Eigenschaften ausdrücken, wurden auch durch eine Figur eines Thiers geschrieben.

Nondum flumineas Memphis contexere biblos
Nouerat, et saxis tantum volucresque feraeque
Sculptaque serrabant magicas animalia linguas.

LVCAN Lib. III.

Alsdenn hat sich die Bahn erweitert. Man ist aus Gewohnheit und nach dem hergebrachten Gebrauch immer auf derselben fortgegangen, vielleicht auch lange nachher, da man eingesehen hatte, daß es ein übler Weg sey, und daß er verführe. Wie man den Entschluß faßte ihn wegsamer zu machen, und ihn nach einer neuen Methode zu bahnen: so hat man gewis bey dieser Verbesserung so sehr, als man nur konnte, die alte Richtung beybehalten, nach welcher man zu gehen gewohnt war. Die Egyptier haben also anfänglich keine andre, als die Bilderschrift gehabt. Die egyptischen Priester erhielten sie unter sich, selbst nachdem die Buchstabenschrift einzig und allein gebräuchlich worden war; und wie man versichert: so fuhren sie noch immer fort, sie bey geheiligten Dingen zu gebrauchen, da sich ja gewöhnlich die alten Gebräuche vornehmlich in Sachen der Religion, sowohl durch ihre innere Würde erhalten, als auch, weil sie einen

nen geheimnißvollen Anstrich haben, der sich gerade vor sie schickt. Diese Schrift hies im Griechischen, die Hieroglyphische.

109. Von der egyptischen Schriftform. — Sie war keine geheimnißvolle, sondern eine gewöhnliche Schriftart.

Diese Schrift ist ein merkwürdiger Gegenstand der Neugierde der lezteren Jahrhunderte geworden. Und da diese Art von Bilderschrift eines schon polizirten Volks sich auf der einen Seite an die ganz grobe, ursprüngliche Schrift, vermittelst ebenbildlicher Vorstellungen der Gegenstände, anschließt, woraus sie eigentlich abstammt; auf der andern Seite aber an die Buchstabenschrift, zu welcher sie in der Folge die Idee, und wie es scheint, auch die alleraltesten Karaktere hergegeben hat: (Num. 125.) so trage ich kein Bedenken mich noch ein wenig bey dieser Materie, die so genau mit meinem Gegenstand zusammenhängt, aufzuhalten, sowohl um ihren Detail etwas mehr auseinander zu setzen, als um Liebhabern, die diese alten Räthsel etwa zu entziffern Lust haben, die Mittel anzuzeigen. Diese Räthsel werden uns ohne Zweifel die besondersten Umstände in den Sitten, Gebräuchen, Meinungen, der Schreib- und Denkart eines berühmten Volks kennen lehren, dessen moralische Ausbildung man nicht genug loben kann, aber dessen Philosophie man, wie ich glaube, zu sehr gerühmt hat: Ein Volk, welches uns durch die ausnehmende Größe seiner Unternehmungen, und durch seinen üblen Geschmack

schmack in der Ausführung derselben in Erstaunen sezt; das halbroh war, ohne Schönheit in den Künsten, ohne Logik in den Wissenschaften zu haben; dem aber andre Nationen ihre Kenntnisse schuldig zu seyn, erkennen, in denen sie es nachher weit übertroffen haben. Die Wissenschaften werden ihnen allemahl die Hochachtung bezahlen, die ein Reich seinen Stiftern schuldig ist; und gelehrte Männer werden ihre Monumente und was sie enthalten, immer als die würdigsten Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit ansehen [87]).

Zum Unglück sind die Zeiten Egyptens zu weit von uns entfernt, als daß es uns mehr möglich wäre, genaue Beschreibungen von der egyptischen Schriftart zu geben, ob sie gleich eben so sehr überdacht wär, als diejenige Schriftarten, die ich eben von

87) Ein sehr vortrefliches Urtheil über die Egyptier, die man gewöhnlich für so ausnehmend weise zu halten pflegt. Ist das Monopol, welches der Priesterorden in Egypten mit den Wissenschaften hatte, nicht die einzige: so ist sie doch gewis die Hauptursache von der beständigen Kindheit der Wissenschaften in Egypten. Sie war es auch gröstentheils an dem Verfall derselben im mittleren Zeitalter. Ein Volk, welches das fruchtbarste Land auf dem ganzen Erdboden besaß, und noch über dem von der gütigen Natur mit sehr vielen für die Kultur des Geistes vortheilhaften Vorzügen versehen war, hätte nothwendig in den Wissenschaften weiter kommen müssen, als es gekommen. Philosophie, Natürliche Theologie, Medicin, Naturgeschichte, Geographie, und selbst die Geometrie erhuben sich in Egypten nie über das Mechanische. Aber Verdienst genug, da diese Nation den bessern griechischen Genies zu Erfindungen Gelegenheit gab.

von den Amerikanern erzehlt habe. Wir haben keine einzige zusammenhangende Uebersetzung, in keiner bekannten Sprache, von irgend einem alten hieroglyphischen Monument, deren noch einige vorhanden sind, ausgenommen ein einziges langes Fragment, welches Hermapion von dem Obelisken, der heute in Rom vor der Latrankirche aufgestellt ist, gegeben hatte. Aber, wenn gleich der Uebersetzer sorgfältig genug die Seite des Obeliskes in seiner Uebersetzung anzeigte, die er übersezte: so nahm er auf die Richtung des Obeliskes Rücksicht, die er zu seiner Zeit hatte. Da nun das Monument von seinem Platz versezt worden ist, und der Interpret der Figuren, die in der Uebersetzung entziffert worden, weder gedacht, noch sie zur Erklärung hinzugesezt hat: so weis man auch nicht mehr, zu welcher Seite des Obeliskes das Fragment der griechischen Uebersetzung gehöret, die man im Ammianus Marcellinus findet. Man trift bey den alten Schriftstellern einige einzelne Erklärungen von dem Sinn an, den die Egyptier gewissen Figuren beylegten. Horapollo aus Panopolis, welcher der Nachricht des Swidas zu Folge eine Schule der Grammatik zu Alexandrien, und hernach auch zu Constantinopel zur Zeit des K. Theodosius hielte, hat in seiner Muttersprache ein Verzeichniß von Hieroglyphen gemacht, wobey sich auch ein erklärender Kommentar findet, dessen griechische Uebersetzung durch Philippus auf uns gekommen ist. Dieses aus zwey Büchern bestehende Wörterbuch scheint blos ein Theil von einem weitläuftigern Werk zu seyn; weil hier nur noch die Fi-

guren

guren der Thiere erklärt werden. Dieses Werk ist das allerausführlichste, welches man über das Genie der hieroglyphischen Sprache zu Rath ziehen kann, die seit sehr vielen Jahrhunderten nicht mehr gewöhnlich ist, von der es aber demohngeachtet zu Folge mehrerer Zeugnisse des Alterthums scheint, daß sich die erklärende Tradition derselben zum Theil bis auf die Zeit der römischen Herrschaft erhalten, und nur durch die Einfälle der Araber in Egypten ganz verlohren gegangen sey [88]). Man wird

88) De Brosses hat wahrscheinlich den Swidas nicht selbst nachgeschlagen, weil dieser Schriftsteller unter dem Artikel Horapollo, die ἱερογλυφικα nicht anführt. Man weis weder die Zeit, in welcher Horapollo, noch die Zeit, in welcher sein angeblicher Uebersezer, Philip gelebt hat. Herr Prof. Meiners (Versuch über die Religionsgeschichte der alten Völker Kap. X.) hat unwidersprechlich bewiesen, daß die ἱερογλυφικα keinen Uebersezer aus dem Egyptischen ins Griechische gehabt; sondern, daß sie ursprünglich von einem Barbaren in griechischer Sprache, zur Zeit des tiefsten Verfalls derselben geschrieben worden, und keine Schlüssel zur alten hieroglyphischen Schrift seyn können. Was ist uns aber überhaupt mit der Erklärung von ohngefähr 490 Karakteren gedient, da das ganze egyptische Schrift-System wenigstens aus mehreren tausenden mag bestanden haben. — Daß die Wissenschaft der hieroglyphischen Schriftsprache sich bis auf die Zeiten der Römer erhalten, wie de Brosses annimmt, ist dem ausdrücklichen Zeugniß des Strabo (Buch XVII.) ganz zuwider, und eben so sehr beweisen die lügenhafte Erklärungen derselben, die einige Betrüger den Fremden, und vorzüglich den neugierigen Römern aufbanden, das Gegentheil. Schon zu Herodots Zeiten scheint man

wird auch in vielen andern alten Büchern zerstreute Erklärungen finden, und besonders im Clemens von Alexandrien. (*Stromat.* Lib. V.)

Man sieht aus diesem Wörterbuch, daß die Figuren nicht blos die Objecte, die sie in der Natur vorstellen; nicht blos die Sachen, deren Idee sie durch leicht bemerkbare Anspielungen erwecken könnten, bedeuten; sondern, daß man sie auch in ganz abgebrachten, entfernten Bedeutungen genommen hat, deren Anblick uns nicht die geringste Idee giebt, und für uns ganz räthselhaft sind. Sie sind sehr oft nur auf ganz besondre oder gar eingebildete Eigenschaften gegründet, die die Egyptier den Thieren beylegten; ferner auf vorgegebene Fakta der Naturgeschichte; auf kindische Vorurtheile pöbelhafter Erzehlungen oder Meinungen, die demohngeachtet allgemein müssen verbreitet gewesen seyn, weil sie die Basis von der gemeinen Sprache wurden. Sie verrathen eine unbeschreibliche Leichtgläubigkeit der egyptischen Nation, und zu gleicher Zeit eine schlechte Art im Schließen, und in der Ableitung der Analogien. Das ist auch der Grund, warum die Hieroglyphen für uns so geheimnißvoll sind [89]). Denn ich kann weder glauben, daß sie es

man sie wenig verstanden zu haben, weil dieser aufmerksame Grieche uns sonst gar nichts von den Aufschriften auf den Obelisken, und andern egyptischen Monumenten überliefert hat.

89) Blos aus den Beyspielen, die uns Horapollo vorlegt, läßt sich weder auf das Geheimnißvolle, noch auf das Kennbahre der alten egyptischen Hieroglyphen schließen. Denn **Horapollo** hat wahrscheinlich ein bloßes

es auch für die Nation waren, die sich ihrer bedienten; noch daß man sich es wird haben einfallen lassen, Inschriften an öffentliche Oerter hinzustellen, die das Publikum nicht solte haben lesen können. Diese öffentliche Ausstellung ist schon allein Beweis genug, daß die hieroglyphische Schrift nicht eine geheime Lehre enthielte. Denn das wäre ja ungereimt eine solche Lehre auf die Kreuzwege zu stellen, an statt sie in das Innerste der Tempel einzuätzen, und sie in den unzugänglichen Heiligthümern verborgen aufzubehalten. Ich glaube also mit Wilkinds, und Warburton, der diese Materie vortreflich abgehandelt hat, daß die Hieroglyphe nichts weiter, als eine unvollkommene und mangelhafte Erfindung sey, die auf die Zeiten halbwilder Menschen sehr gut passet, und zu welcher die Egyptier in ihrem höchsten Alterthum bey dem Mangel alphabetischer Buchstaben ihre Zuflucht nahmen, die noch nicht waren erfunden worden. Wie aber diese Erfindung einmahl gemacht war: so verließen sie die alte Praxis, die im Grund blos aus der groben, ursprünglichen und kyriologischen Methode bestunde, die ein wenig verfeinert und mehr ausgebreitet war [90]).

110.

bloßes Lexicon von Zauberkarakteren geliefert, die in einem späteren Zeitalter allen Amulethen eingegraben wurden, und denen man entweder eine mystische, oder gar keine Bedeutung unterschieben konnte, weil sie häufig, blos vom Künstler ersonnen wurden, der sich selbst nichts bey ihnen dachte.

90) Man sehe *Warburton's* Divine Legation of Moses, *Book IV. Sect. 4.*

110. Die Egyptier hatten nur eine einzige Art von Schrift, die zu allen Schreibarten diente.

Nur zwo Arten von Schrift sind in Egypten gebräuchlich gewesen, nehmlich die Bilderschrift, in den Jahrhunderten, die wir vielleicht nicht mehr kennen, und die alphabetische, die zur Zeit, da sich die ältesten egyptischen Kolonien in Griechenland niederließen, wahrscheinlich schon erfunden war, bey denen man keine Spur mehr von Bilderschrift wahrnahm. Wenn Warburton vier Arten von Schrift in Egypten annimmt: so kömmt das blos daher, weil er, nach dem Porphyr, und dem Clemens von Alexandrien, die Bilderschrift in drey Arten abtheilet, nehmlich in die kyriologische, die die bezeichneten Dinge mit ihrem eignen Bild vorstellt; (Κύριος *proprius*,) in die symbolische, die durch die Vorstellung eines Objekts nicht das vorgestellte Objekt, sondern einen andern Gegenstand, oder eine Idee bedeutet, die mit dem Gegenstand in einem sichtbaren Verhältniß steht; und in die enigmatische, die verwickelter ist, als die vorhergehende, wegen der gewagten und schwer zu bemerkenden Beziehung [91]). Allein diese drey Arten

91) Warburton giebt den Egyptiern folgende vier Schriftarten; die Hieroglyphische, Symbolische, Epistolische und Hierogrammatische. Er folgt Porphyr, (Vita Pythagor. p. 15.), und Clemens von Alexandrien (*Stromat. V.*) Aber es hat nie eine Hierogrammatische Schrift bey den alten Egyptiern gegeben. Beyde Auktoritäten sind zu jung. Ferner, die symbolische

ten sich nach Nothdurft auszudrücken, machen nicht drey Schriftarten aus, wenn sie gleich einen dreyfachen Gebrauch der Wörter oder der Karaktere ausmachen. Die Schreibart wird hier verändert; nicht aber die Schrift; gerade, wie auch wir uns nur einer Art zu schreiben bedienen, wir mögen im eigentlichen Verstand, oder im figürlichen und tropischen, der beynahe eben so gewöhnlich ist, als der eigentliche; oder in noch mehr figürlichen und sehr kühnen Sinn schreiben, in welchem man fast einzig in der Poesie die Ausdrücke zu nehmen pflegt.

111. Die Egyptier nahmen eine jede Figur in verschiedenen eigentlichen, methaphorischen emblematischen Bedeutungen.

Die egyptische Schriftart war durch ihre Natur selbst so sehr eingeschränkt, daß man dieselbige Figur in mehreren verschiedenen Bedeutungen zu nehmen genöthiget war, die oft keine Beziehungen unter einander, und oft auch keine Beziehung auf den gezeichneten Gegenstand hatten. Ein Sperber bedeutete Gott, Höhe, Tiefe, Vortreflichkeit, Bluth, Sieg, Seele. Ein Käfer zeigte einen eingebohrnen Sohn, Geburth, Vater, Welt, Mensch u. s. w. an. Ein Geyer bedeutete Mutter, Gesicht, Gränze, Kenntniß der Zukunft, Jahr, Himmel, Mitleiden, das Gewicht von zwey

bolische und die hieroglyphische Schriftart ist völlig dieselbige. Und so bleibt den Egyptiern blos die epistolische, oder alphabetische, und die hieroglyphische Schrift übrig.

zwey Drachmen, u. s. w. Horapollo giebt uns in seinem Kommentar die Gründe von einer jeden von diesen Anwendungen derselbigen Figur an; und er lehret uns auch, daß man dasselbige Wort mit verschiedenen bildlichen Karakteren schreiben könne. Es ist wahrscheinlich genug, daß dieses durch die Kunst geschah, Sinnbilder zu finden, und abgedrehete Bedeutungen auf die Gegenstände anzuwenden, worinnen ein Theil der geheimnißvollen Lehre der egyptischen Priester bestunde. Das Bedürfniß die Gedanken durch Schrift auszudrücken, welches mit der Kultur des Verstandes immer zunahm; die Nothwendigkeit sie durch Bilder natürlicher Figuren zu erkennen zu geben, weil nur diese Erfindung damahls noch bekannt war; die äusserste Schwierigkeit mit dieser unzulänglichen Methode auszulangen; alles dieses nöthigte das Genie der Priester und Lehrer des Landes, daß sie unter den Eigenschaften der Wesen, Beziehungen aufsuchten, vermittelst welcher man zum Zweck, gewisse Redensarten durch das Gemählde von gewissen natürlichen Bildern auszudrücken, gelangen konnte. Ohne Zweifel war das bey ihnen ein starker Beweis ihrer Weisheit und ihres Scharfsinns, wenn sie einige von diesen schweren Formeln ausgefunden, und die Schriftsprache damit bereicherten. Indessen, ob gleich die Beziehungen sich auf die Nationalmeinungen gründeten: so waren sie doch so gezwungen, daß diejenigen, die sie gefunden, nothwendig eine deutliche Erklärung derselben geben musten, damit man sie durchgängig verstehen konnte. Diese Erklärungen erhielten sich durch die Ueberlie-

berlieferung, und durch die Sorgfalt die Lesung derselben von Zeit zu Zeit zu wiederholen. Man frage nicht, wie die Egyptier, ein gelehrtes und polizirtes Volk so sehr lange diese so dunkele und schwere Schriftart haben beybehalten können. Das läßt sich alles leicht begreifen. Im Gegentheil aber ist das sonderbahr, wie sie sich endlich haben entschließen können, diese Schriftart zu verlassen. Sie hatten es bisher wie die Sinesen, ein nicht weniger gelehrtes und fleißiges Volk gemacht, die noch immer ihrer Art von Bilderschrift treu bleiben, die aus 80000 Karakteren besteht. Nichts ist schwerer, als Nationen zur Aufnahme besserer Methoden in der Ausführung solcher Dinge zu bewegen, die alle Augenblicke verrichtet werden. Alles, wozu man sie gewöhnlich bringen kann, geht blos auf ein allmähliges Vereinzeln und Ausbessern der gangbaren Methode. Endlich hat die Erfindung der Buchstaben und ihr Gebrauch, der allen Schriftarten unendlich vorzuziehen ist, das Publikum die Bedeutung dieser groben Steingemählde vergessen machen, von denen wir heut zu Tage kaum einige Bilder wirklicher Gegenstände zu erkennen im Stand sind. So ungetreu sind diese Figuren gemacht. Die Priester allein behielten die Bedeutungen unter sich auf. Und es war allerdings ein beträchtlicher Theil ihrer Lehren, diese alte Schrift der rohen Jahrhunderte zu verstehen, die man die heilige nannte, um sie von der Buchstabenschrift zu unterscheiden.

112. Erklärung verschiedener hieroglyphischer Karaktere.

Aus der grossen Anzahl von Beyspielen, die im Buch des Horapollo, über die Art sich durch Schrift nach der egyptischen Schriftformel auszudrücken, enthalten sind, will ich einige auszeichnen, in welchen Allusionen vorkommen, die bald sichtbar genug, bald aber mehr oder weniger gezwungen sind, so daß man die Bedeutung gewis nie errathen würde, wenn der Verfasser des Wörterbuchs nicht einen Kommentar dazu geschrieben hätte. Sie werden uns den Gang des Geistes der egyptischen Nation; ihren ganz besonderen Geschmack in der Naturgeschichte, aus welcher sie die meisten Anspielungen hernahmen; und zu gleicher Zeit ihre Leichtigkeit kennen lehren, alle Fabeln in Gang zu bringen, die man damahls über die Eigenschaften der Thiere erdichtete [92]).

Die

92) Hier läuft die egyptische Hieroglyphik mit der Sinesischen, und mit allen Sprachen vollkommen parallel. Die alten abergläubischen Ideen, und die Unwissenheit der Fortbilder der Sprachen leuchtet aus ihren ungereimten Ableitungen eben so hervor, wie die Bestimmung einer Hieroglyphe zu einer gewissen Bedeutung in der egyptischen Schrift, und wie die Zusammensetzung der Schlüssel bey den Sinesen zur Erzeugung eines gewissen Sinnes. Bey den Sinesen drückt z. B. der Karakter 1095. zu gleicher Zeit auch das Stillschweigen aus. Es mögte einem wohl sauer, und wahrscheinlich ganz unmöglich werden, den Grund von dieser Bezeichnung aufzufinden. Dies soll er seyn: Ein Kind ist 3 Jahre alt, und kann oft noch nicht reden. Jedes sinesisches Jahr hat 365

Tage.

Die Blindheit stellt ein Maulwurf vor. Die Liebe eine Schlinge. Die Wachsamkeit, und die Aufmerksamkeit ein Löwenkopf. Die Freymüthigkeit ein Herz, welches an eine Kehle aufgehangen ist. Die Rache ein Kuhhorn. Die Grausamkeit und den unbarmherzigen Karakter ein halber Mensch, der einen blossen Degen hält. Die Unmöglichkeit etwas zu machen, zween auf dem Wasser gehende Füße. Die Unverschämtheit ist durch eine Fliege bezeichnet, die allemahl wieder kömt, wenn man sie gleich wegtreibt. Der durchdringende Verstand, durch eine Ameise, die in die verschlossensten Oerter eindringt, um dasjenige aufzuzehren, was man daselbst verschlossen hat. Die Verwüstung, durch eine Maus, die alles zernaget. Die Unklugheit, durch einen Pelikan; weil dieser, wenn man ein Feuer in der Gegend seines Nestes anzündet, ins Feuer fliegt, seine Flügel verbrennt, und seinem Nachsteller nicht mehr entkommen kann. Die Wissenschaft und die Gelehrsamkeit, durch einen regnerischen Himmel, wodurch die Pflanzen eben so sehr genähret werden, wie die Wissenschaften zur Fruchtbarkeit der Geister

das

Tage. Nun giebt 3 mit 365 multiplicirt die Zahl 1095. Im Egyptischen bedeutet das Gemählde eines Palmbaums ein Jahr, weil man glaubte, der Palmbaum treibe monathlich einen frischen Zweig; folglich am Ende des Jahres habe er gerade 12 neue Zweige. Das findet sich auch in den Sprachen selbst. Ein in der römischen Geschichte Unbewanderter würde die Beziehung der Bedeutungen unter Candidatus und Candidus schwerlich finden.

das ihrige beytragen. Der Tod, durch den *Nicticorax*, der auf einmahl die Jungen der Krähe wegnimmt, so wie der Tod die Menschen wegraft.

Eine Zunge und ein Auge, oder eine Zunge und eine Hand bedeuten die Rede; weil die Hand dabey die Hauptdienste thut, und das übrige entweder durch die Hand, die die Bilder der Sachen zeichnet, oder durch das Auge, welches die Bilder wahrnimmt, ersezt wird.

Wenn sie von einem Tumult, von einem Aufstand des Volks reden: so mahlen sie einen gewafneten Menschen, welcher Pfeile abschießt.

Um einen alten Tonkünstler anzuzeigen, mahlen sie einen Schwan, der noch sterbend singt.

Ein Mensch, der ißt, bedeutet, daß man von einer bestimmten Stunde Nachricht gebe, weil man zu bestimmten Stunden regelmäßig zu speisen pflegt.

Eine Fledermaus bedeutet eine gute Säugamme, weil dieser Vogel der einzige ist, der Zähne und Brüste hat. Die Fledermaus zeigt auch einen schwachen Menschen an, der Dinge unternimmt, die seine Kräfte übersteigen, weil dieses Geschöpf gerne fliegen will, ohne daß es doch wahre Flügel hat.

Eine Linie bedeutet eins, und wenn eine Transversallinie durch die übrigen gezogen wird: so macht sie die Zahl zehnfach.

Die Zahl sechzehn bedeutet das Vergnügen der Liebe, weil der Mensch im sechzehnten Jahr der Liebe fähig wird, und weil dieses das Alter der Mannbarkeit ist. Wird diese Zahl zweymahl gezeich-

zeichnet: so bedeutet sie den Liebeshandel, den ein Mann mit einer Frau hat. Wenn man anzeigen will, daß es ein Ehemann ist, der mit seiner Ehefrau zu thun hat: so mahlt man zwo Krähen, weil diese Vögel sich in eben der Stellung paaren, wie das menschliche Geschlecht.

Wenn sie sagen wollen, daß eine Frau mit einem Knaben niedergekommen ist: so mahlen sie einen Stier, der den Kopf zur Rechten kehret. Hat die Frau ein Mädchen gebohren: so drehen sie den Kopf zur Linken. Denn, wenn der Stier sein Weibchen belegt hat, und zur Rechten herabsteigt: so ist das ein Zeichen, daß er ein Männchen erzeugt hat; Springt er gegen die Linke herab: so ist es ein Weibchen. Wenn eine Frau, von welcher man reden will, eine unzeitige Geburth zur Welt gebracht hat: so mahlt man eine Stute, die auf einen Wolf losgeht. Denn eine trächtige Stute verwirft so gleich, wenn sie nur in frische Fußstapfen eines Wolfes tritt. Das Wort unzeitige Geburth wird mit der Figur eines Frosches geschrieben, weil dieses Thier zur Zeit seiner Geburth noch nicht alle seine Gliedmaaßen entwickelt hat.

Um auszudrücken, eine Frau sey männlich gesinnt, und wolle herrschen: so mahlen sie eine Wiesel. Denn das Männchen aus dem Wieselgeschlecht hat ein knöchernes männliches Glied. Wenn sie anzeigen wollen, wie es in der Seele einer Frau beschaffen ist, die ihren Mann haßt, aber doch sich stellt, als wenn sie ihn liebe: so mahlen sie eine Viper; weil das Weibchen nach geendigter Paarung das Männchen beißt, und tödtet.

Wenn sie sagen wollen, daß eine Person sich zu leicht durch schmeichelhafte Reden einnehmen lasse: so mahlen sie einen Hirsch und einen Menschen, der auf der Flöte spielt; denn der Hirsch, der von der Melodie der Instrumente sehr gerührt wird, läßt sich vom Jäger leicht überfallen.

Wollen sie anzeigen, daß ein Mensch das ihm zustoßende Unglück erträgt, ohne davon niedergeschlagen zu werden: so mahlen sie die Haut einer Hyäne; denn diese hat die Eigenschaft denjenigen unverletzlich zu machen, der mit ihr bekleidet ist; so, daß er mitten durch eine Armee Feinde durchgehen kann, ohne verwundet zu werden.

Wenn sie von einem Richter reden wollen, der einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren läßt: so mahlen sie einen Straußflügel mit gleichlangen Federkielen von beyden Seiten; statt daß sie sonst allemahl in den Flügeln andrer Vögel ungleich sind.

Eben dieser Verfasser thut noch einer ganz besondern Art, die man dem Zufall zu verdanken hatte, Erwähnung; wie man nehmlich gewisse Ausdrücke durch Schrift bezeichnete, indem man einen Gegenstand vorstellte, dessen Nahmen vieldeutig war, oder der ein Wortspiel mit denen, die man anzeigen wolte, ausmachte. Z. B. *Bai* heißt im Egyptischen Seele. *Eth* bedeutet das Herz, und das Wort *Baieth*, welches beyde Sylben vereinigt, bedeutet einen Sperber. Wenn nun die Egyptier die Wörter, eine starke Seele, oder ein gutes Herz (ψυχὴν ἐγκαρδιάν) schreiben wolten, welches sie unmittelbahr durch keine sichtbare Figur ausdrücken konnten: so mahlten sie einen Sperber.

In-

Indem man nun dieses Bild eines Sperbers *baieth*, las, das heißt, sahe: so hörten die Zuhörer die Wörter *bai* und *eth*, Seele und Herz, oder man hatte sie schon bey sich selbst in Gedanken gegenwärtig. Die Egyptier glaubten, der Hauptsitz der Seele sey im Herzen, und sie hatten noch über das, wie die mehresten alten Orientaler die Idee, daß die Seele vom Bluth unterhalten und genähret werde. Dieser Umstand gab eine richtige Beziehung unter der Seele und dem Sperber, der, wie sie sagten nichts anders, als Bluth, statt des Wassers trinkt.

113. Von den Denkmählern der egyptischen Schrift. — Von der Richtung der Linien.

Noch ist eine grosse Menge von Denkmählern dieser alten Schrift vorhanden, und besonders um Theben. Kein einziger Reisender hat mit so vieler Genauigkeit die dortigen Alterthümer beschrieben, als der dänische Kapitän Norden, der im Jahr 1737. bis zu den Wasserfällen des Nils hinaufgieng. Diejenigen egyptischen Innschriften, die wir in Europa haben, sind theils nach Binden einiger Mumien abgemahlt; theils nach der berühmten Isischen Tafel, (die die Gelehrten vor verlohren hielten, ob ich gleich nicht weiß, warum, da sie zu Turin in einer Schatzkammer der Archive öffentlich ausgestellt worden ist,) mit Silber eingelegt; theils auf die Obelisken eingegraben, die aus Egypten nach Rom gebracht worden sind. Auf diesen Obelisken zu Rom steht eine zwo oder dreyzeiligte

zeiligte perpendikuläre Schrift auf jeder Seite. Dieses könte anzuzeigen scheinen, daß das die gewöhnliche Richtung der Linien in der egyptischen Schrift gewesen, die folglich der Richtung der Linien in der Schrift der Indianer von Taproban, wovon Diodor redet, (B. 2. Kap. 57.) gleichen würde. Indessen kann diese Richtung auch durch die Form der Obelisken bestimmt worden seyn. Es scheint nicht, daß die Egyptier sich an eine unveränderliche Art der Zeilenrichtung in ihrer Schrift gebunden. Richard Pocoke hat während seines Aufenthalts in Egypten mehrere Figuren abzeichnen lassen, deren Kleidung mit hieroglyphischer Schrift besezt, die aber, wie die unsrige, nach horizontalen Linien angeordnet war. Unter diesen Figuren findet sich unter andern eine sehr schöne Isis, die mit einer Art von Unterrock umgeben ist, worauf lauter horizontale Schrift steht. Aber die Statue des Osiris, die daneben steht, und die offenbahr von derselbigen Hand, als eine Gesellschafterin von jener gebauet zu seyn scheint, hat auf dem Rücken eine Binde, welche mit zwo senkrechten Linien besezt ist, und vorne in der Mitte hat sie eine gefältene Schürze, worauf ebenfalls eine Schrift in einer perpendikulären Linie angebracht ist.

Die drey Linien die auf einer jeden Seite auf den Obelisken zu Rom eingegraben sind, fangen wahrscheinlich oben an, und endigen sich unten, (denn es ist natürlicher, als wenn man glauben wolte, daß sie von unten in die Höhe fortliefen,) und folgen auch wahrscheinlich von der Rechten zur

linken

Linken aufeinander, wie es in der morgenländischen Schrift gewöhnlich ist.

114. Von der Ueberlieferung des Alterthums über den Innhalt dieser Denkmähler.

Die Schriftsteller, die zu einer Zeit geschrieben haben, als man noch die Kenntniß dieser Streitschriften besaß, reden ohngefähr in eben dem Ton von ihrem Inhalt. Nach Strabo (Buch. *XVII.*) belehren die Inschriften, die er auf den vor den Grabmählern der Könige zu Theben aufgerichteten Obelisken sah, den Reisenden, von der Macht und den Reichthümern dieser Könige: Sie sagen ihm, wie ihre Herrschaft sich bis nach Scythien, Baktriana, nach Indien und das Land, welches man gegenwärtig Jonien nennt, ausgebreitet habe: ferner, was für Tribute man ihnen bezahlte, und wie viele Soldaten sie hielten, deren Zahl nahe an eine Million Menschen reichte. Man sieht aus dieser Erzehlung Strabo's, daß diese Inschriften ohngefähr von eben der Art sind, als wir sie bey den Völkern in Mexiko gefunden haben. Diese Nachricht stimmt mit Diodor (Buch *I.* S. 53.) überein, der vom Sesostris erzehlt, daß er zween Obelisken von Stein erbauet, die hundert und zwanzig Kubitus hoch, und auf denen seine Macht, seine Tribute und die Anzahl der Nationen, die er unterjocht hatte, aufgeschrieben waren. Proklus erzählt, (im Timäus des Plato) daß alle Begebenheiten, die sich in Egypten zugetragen, beständig

dem

dem Andenken der Einwohner gegenwärtig seyen, daß man ihr Andenken durch die Geschichte erhalte, und daß die Geschichte selbst vermittelst gewisser Säulen erhalten werde, auf welche man alle gute Lehren, und alles was merkwürdig sey, es mag Thaten, oder Erfindungen betreffen, aufgeschrieben hatte. Wie Germanikus reisete, sagt Tacitus (Annal. II. 60.) um die prächtigen Ueberbleibsel des alten Thebens zu besehen, so fand er noch ungeheure Felsenmassen, die mit egyptischer Schrift beschrieben waren, die noch vom alten Reichthum des Landes zeugten. Da man dem ältesten Priester den Befehl gab, er möchte diese Schrift erklären: so gab er zur Antwort, sie bedeute so viel, daß in Theben sieben mal hundert tausend Einwohner gewesen, die blos die Waffen tragen konnten: daß der König Ramses aus ihnen eine Armee errichtet, an deren Spize er Lybien, Ethiopien, Persien, Medien, Baktriana und Scythien erobert, und die Völker Syriens und Armeniens und das gänze Land von Kappadocien bis an das bythinische und das Lycische Meer, unter sich gebracht habe; daß man daselbst auch den Tribut den er den Nationen aufgelegt, das Gewicht der Summen in Gold und Silber; die Geschenke, die er den Tempeln gemacht; die Menge von Elfenbein, und von Rauchwerk, von Früchten und Hausgeräthen, die jede Provinz hergeben müsse; kurz einen Detail lesen könne, aus welchem man abnehmen konnte, daß die Reichthümer Egyptens nicht geringerer wären, als die Parthischen und die Römi-

schen

schen [93]). Plinius (Buch *XXXIII.* 10.) giebt uns insonderheit von dem Innhalt der beyden Obelisken Nachricht, die auf dem grossen Cirkus zu Rom aufgepflanzt waren, und wovon ich bald ausführlicher handeln werde. Beyde, sagt er, enthalten Erklärungen von natürlichen Dingen, nach der Idee, die die egyptische Philosophie davon gab. *Inscripti ambo rerum naturae interpretationem Aegyptiorum philosophia continent.* Es scheint mir, er habe sagen wollen, daß man in den Inschriften die Wörter und die Begriffe durch Vorstellungen der natürlichen Gegenstände ausgedrückt, die man allegorisch und in einem auf die Eigenschaften sich beziehenden Sinn genommen habe, die die egyptische Philosophie an den natürlichen Dingen wahrgenommen zu haben, sich einbildete. Denn ich kann nicht anders, als glauben, daß die so gerühmte Weisheit, und die so geheimnißvolle Wissenschaft der alten egyptischen Priester, einzig in der Bekanntschaft dieser angeblichen Beziehungen bestanden habe. Ammian Marcellin scheint die

93) *Strabo* (Buch *XVII.*) sagt es selber, daß er zu seiner Zeit die Klöster zu Heliopolis leer, und daß er keinen von den Weisen gefunden, die mit den alten Griechen, die an Nils Ufern ehedem studiret, gemeinschaftliche Lehrer gehabt. Und doch vergißt er, seine Leser, wenige Seiten nachher, in Ansehung der Nachrichten zu warnen, die er von dem Innhalt der Obelisken mittheilt, und die die offenbarste Unwissenheit des erklärenden Betrügers verrathen. — Noch unverschämter ist die Lüge des alten egyptischen Auslegers, die sich Germanikus ans Herz legen läßt. (*Tacit. Annal. II.* 60.)

die Sache auch so verstanden zu haben, wenn er sich in folgender Stelle, die den Plinius hinlänglich erklärt, so ausdrückt. (B. XVII. K. 4.) „Eine „alte Hochachtung, die man denen Monumenten „der ersten Kenntnisse schuldig war, hat diese un„geheure Menge von Zeichen, und von kleinen Fi„guren berühmt gemacht, die wir auf allen Sei„ten in Egypten eingegraben finden. Ehedem „pflegte man Vorstellungen von Thieren und von „Vögeln, ja selbst von Kreaturen der Fantasie, die „vielleicht in einer andern Welt vorhanden sind, „einzuäzen, wenn man die Bekanntschaft, und das „öffentliche Andenken merkwürdiger Begebenheiten „auf die Nachwelt bringen wollte. Eben diese Zei„chen geben uns auch Nachricht von gethanen und „bezahlten Gelübden der Könige des Landes. Heut „zu Tage reicht eine kleine Anzahl verabredeter Buch„staben, deren Gebrauch leicht ist, zu, um alle Begriffe „des menschlichen Verstandes auszudrücken. Nicht „so ehedem; Die Egyptier schrieben nicht wie wir. „Ein jeder von ihren Karakteren, machte einen Na„men, oder ein vollständiges Wort, bisweilen so„gar eine ganze Redensart aus. Hier sind ein „Paar Proben von ihrer Wissenschaft, und von ih„rer Methode. Wenn sie das Wort Natur schrei„ben wollten, so zeichneten sie einen Geyer, denn „ihren physischen Kenntnissen zu Folge giebt es „keinen Geyer, der männlichen Geschlechts seyn „sollte. Um einen König zu schreiben: so mahlten „sie eine Biene. Das bedeutet, derjenige, der „regiere, müsse die Strenge durch Gelindigkeit „mässigen, u. s. f." Eben dieser Marcellin hat

eine

eine griechische Uebersezung, eines von den Obelisken auf dem Cirkus, aus einem egyptischen Buch des Hermapion gezogen, und in seine Geschichte eingeflochten. Diese Inschrift enthält glänzende Lobsprüche, die die Götter dem König Ramestes beylegen. Aber ohngeachtet der Aehnlichkeiten, die der Name dieses Königs und seine Eroberungen, unter dieser Erklärung, und unter der andern, die ein Priester aus Theben dem Germanikus gab, verursachen könnten, so findet man doch im Detail keine zureichende Uebereinstimmung, daß man sollte behaupten können, daß beyde Erklärungen von demselbigen Monument seyn.

Das, was uns so viele gelehrte Shriftsteller sagen, reicht wenigstens zu, um uns zu versichern daß die Hieroglyphen eine wirkliche Schrift sind, so wie sie in den ersten Jahrhunderten vor der Erfindung der Buchstabenschrift gebräuchlich war: Es reicht zu, um uns im Allgemeinen, vom Inhalt der Denkmähler in dieser Schrift zu belehren. Vergebens hat Plüche behaupten wollen, daß sie etwas ganz anders enthalten, als was wir bisher angegeben haben. Weder er, noch der Pater Kircher, der den Hermapion eines Betrugs beschuldigt, und von der Träumerey seiner Uebersezung handelt, wissen so viel davon, als die Schriftsteller wußten, deren Zeugnisse ich eben angeführt habe. Man wird bey dem Lesen dieser Uebersezung finden, daß Hermapion, wenn er sie geschmiedet hat, gewiß sein Unterschiebsel nicht geschickter, noch wahrscheinlicher hat verheelen können. Alles, was man da lieset, stimmt so vortreflich mit dem,

was

was uns die Geschichte von der Denkungsart und von den alten Meynungen der Egyptier sagt, überein. Der Pater Kircher hat, ohngeachtet der Zeit und der Gelehrsamkeit, die er über den Bemühungen, auf diesen Denkmälern die Chimären der porphyrischen Philosophie zu finden, eingebüßt hat, keinen festen Grund, um welches willen er glauben könnte, daß diese Schrift eine dem Volk unbekannte Schrift gewesen, und daß sie tiefe, erhabene und geheimnißvolle Lehren enthalten habe, die man vor dem Publikum habe verbergen wollen. Man stellte sie im Gegentheil ganz den Augen des Publikums dar. Ein starker Beweis, daß sie nichts weiter, als berühmte Geschichten gelehrt habe, deren Andenken man durch sie erhalten wollte. Die egyptische Priester haben ohne Zweifel auch Geheimnisse gehabt, die sie nicht gern entdeckten. Die Nachrichten des Alterthums lassen uns in diesem Stück keinen Zweifel übrig. Allein man kann mit Grund behaupten, daß dasjenige, was man so mitten auf die Strassen stellte, gewiß nicht das war, was man der Kenntniß des Publikums entziehen wollte.

115. Uebersezung einer hieroglyphischen Inschrift, die in einen Obelisken eingegraben ist, der dem König Ramestes zu Ehren errichtet worden.

Alle bisherigen Versuche, eine Kunst zu erfinden, vermittelst welcher man diese räthselhafte und so sonderbare Schrift entziffern können, sind fruchtlos gewesen. Dieses Problem, welches im Grund vielleicht mehr angenehm, als nüzlich ist, hat allerdings

dings ausserordentlich viele Schwierigkeiten, so wohl aus den Gründen, die ich schon berührt, als auch aus einer Menge andrer, die leicht zu errathen sind. Aber sollte man nicht auch zu weit gehen, wenn man die Lösung dieser Aufgabe gar für unmöglich hält? Wenn die Ausdrücke einer Buchstabensprache verlohren sind, und auch durch die Analogie nicht wieder gefunden werden können; so ist es unmöglich die Sprache wieder zu finden, selbst wenn die Karaktere der Schrift uns noch bekannt wären. Allein, weil eine symbolische Schrift die Gedanken durch Figuren, und nicht durch Wörter in abgerissenen Buchstaben ausdrückt: sollte man sie denn nicht, im allgemeinen davon zu reden, errathen können; wie man die Grundsäze der Geometrie aus den von ihrer Erklärung entblößten Euklidischen Figuren, oder die Grundsäze der Astronomie aus der Betrachtung der Sphära armillaris errathen würde; wie man einmal die Zeiträume und die richtige Intonation des Gesangs von einer von unsern Arien durch Betrachtung der Zeilen und der Noten, deren wir uns gewöhnlich bedienen, wieder finden würde; ohngeachtet dieses unendlich schwerer seyn müßte, wenn sich die Kenntniß unsrer musikalischen Tablatur einmal verlieren sollte; denn kaum würde man alsdenn, selbst bey Betrachtung der musikalischen Denkmähler, muthmassen, daß wir uns ihrer zum schriftlichen Ausdruck der Melodie bedient haben.

Es giebt Leute, die ein ganz besonderes Talent zur Enträthselung dieser Arten von Räthsel erhalten haben. Die Methode die sie dabey befolgen

könn-

könnten, wäre diese, daß sie Stück vor Stück alle hieroglyphische Figuren in Form eines Verzeichnisses abzeichneten. Es sind ihrer nicht viele, und sie sind oft wiederholt worden. Man müßte hierauf neben eine jede Figur den Sinn und die Erklärungen hinschreiben, so wie sie sich hie und da in den alten Schriftstellern zerstreuet finden. Man könnte auch die Sammlung aller übriggebliebenen egyptischen Wörter, die Wildkins in seiner Abhandlung über die koptische Sprache zusammengetragen hat, dazusezen. Mit Hülfe dieses Wörterbuchs könnte man versuchen die griechische Uebersezung, die Hermapion von einem von den Obelisken zu Rom gegeben hat, mit dem Original zusammenzuhalten.

Ammianus Marcellinus hat die Uebersezung dieser Innschrift auf uns gebracht, und zwar bey Gelegenheit seiner Nachricht vom Befehl des Kayser Konstanz, daß der grosse Obeliske von Theben nach Rom gebracht werden solle, wo er ihn auf den grossen Cirkus stellen ließ. Es ist dieses der nämliche Obeliske, den der Pabst Sixtus der Fünfte nachher auf den Plaz des heiligen Johannes Lateranus hat bringen lassen. Diese Inschrift, die in Gestalt einer Rede abgefaßt ist, die die Sonne, die Gottheit der Egyptier, hält, ist eine Lobrede auf den König Ramestes. Sie dient sehr dazu, uns zu zeigen, wie die alte Schreibart der Egyptier, die emphatische Pracht ihrer Ausdrücke, und die hochmüthigen Titel, die man ihren Souverainen gab, beschaffen waren. Der Uebersezer hat die Sorgfalt gebraucht, eine jede von den

dreyen Linien einer jeden Seite mit Zahlen zu bezeichnen. Er hat angemerkt, daß er mit der Mittagsseite anfange, und mit der Morgenseite beschliesse. Das zeigt so viel, daß er, nachdem er die Seite gegen Mittag gelesen, auf der Seite gegen Abend zu lesen fortfuhr, und sich so immer gegen die Linke drehete, bis er mit nach und nach alle vier Seiten durchgegangen. Das beweiset aber auch meine Muthmassung, daß die Linien von der Rechten zur Linken aufeinander folgten. Man wird es vielleicht nicht ungern sehen, wenn ich dieses merkwürdige Stück hier liefere. Ich will auch anführen, welches ohngefähr der Sinn desselben seyn mag. Ich will so buchstäblich übersezen, als nur möglich. Ich werde zur Syntaxe hier und da etwas zusezen müssen, die in der Sprache der Hieroglyphen nicht wohl anders, als unvollkommen, dunkel, und verworren seyn kann. Man nimmt den Mangel der Verbindung der Redensarten leicht bey der Lektüre der griechischen Uebersezung wahr [94].

Auf

94) Ich habe die französische Uebersetzung dieser Innschrift im de Brosses mit dem griechischen Original im Marcellin verglichen. Ich wage es nicht, die Uebersetzung meines Auktors zu tadeln. Ich stehe aber auch eben so wenig für eine durchgängige Richtigkeit seiner und meiner Worte. Man darf nur die Innschrift beym Marcellin ansehen: so wird man die grosse Schwierigkeiten bey dem Versuch einer genauen Uebersetzung fühlen. Nachdem man die Unterscheidungszeichen hinter dieses, oder hinter ein anders Wort stellet; nachdem bringt man einen ganz verschiedenen Sinn heraus. Und wo ist der Interpret

in

Auf der Mittagsseite.

Die erste Linie.

Die Sonne zum König Ramestes.

Dir habe ich das ganze Land geschenkt, daß du es glücklich regiren mögest.

Dir, den die Sonne liebt,

Und Apoll der Mächtige, der Liebhaber der Wahrheit, der Sohn des Hero, der Sohn Gottes.

Er, der die Erde geschaffen:

Dir, den die Sonne auserlesen hat, König Ramestes, Stärke des Mars.

Dessen Muth und Herzhaftigkeit sich die ganze Erde unterworfen hat.

König Ramestes, unsterblicher Sohn der Sonne.

Die zwote Linie.

Apoll der Mächtige, der rechtmäßige Herr über die Kronen;

Dem Egypten eigen ist, das er mit seinem Ruhm erfüllet;

Der die Stadt der Sonne verschönert,

Der die übrige ganze Erde geschaffen,

Der die Götter, die in der Stadt der Sonne wohnen, ehret;

Den die Sonne liebt.

Die dritte Linie.

Apoll, der Mächtige, der Sohn der Sonne, Er ganz Licht.

Den

in seinen Erklärungen weniger gebunden, als bey dergleichen unbestimmten Uebersetzungen alter Denkmähler, die vielleicht selbst nicht ganz richtig seyn mögen.

Den die Sonne auserwählt, den der mächtige
Mars mit Gutthaten überhäuft hat;
Dessen Glück keinem Wechsel unterworfen ist.
Den Ammon liebt;
Der die Phönizischen Tempel reich gemacht,
Dem die Götter ein langes Leben geschenkt
haben;
Apoll, der Mächtige, der Sohn Herons.
Ramestes, der König der Welt,
Der Egypten erlöset, und die Feinde überwunden hat,
Den die Sonne liebt,
Dem die Götter ein langes Leben verliehen:
Ramestes der unsterbliche Herr der Welt.

Auf einer andern Seite des Obelisken.

Die zwote Zeile.

Ich, die Sonne, der grosse Gott, der Herr des
Himmels.
Ich habe Deine Tage von allem Unglück befreyet,
Apoll, der Mächtige, der Unvergleichliche, der
Herr der Throne,
Der Herr Egyptens. Uns hat er in diesem
Königreich Statuen aufgerichtet;
Die Stadt der Sonne hat er verschönert,
Und der Sonne, dem Herrn des Himmels,
seine Pflichten erfüllt.
Dein Werk vergnügt uns.
O du Sohn der Sonne, o unsterblicher König!

Die dritte Zeile.

Ich, die Sonne, der Gott des Himmels,
Habe dem König Ramestes Macht und Stärke gegeben.
Diesem König, den Apoll, das Orakel der Wahrheit, der Herr dieser Zeit,
Und Vulkan, der Vater der Götter, den Mars zu gefallen, auserwählt haben.
Diesem liebenswürdigen Prinzen, dem Sohn der Sonne, von der Sonne geliebt.

Auf der Morgenseite des Obelisken.

Die erste Linie.

Aus der Stadt der Sonne; die Stimme des grossen Himmels-Gottes.
Und des Apoll, des Mächtigen, des Sohns des Hero,
Den die Sonne erzogen hat;
Den die Götter ehren,
Der über die Erde gebiethet,
Den die Sonne, nach dem Wunsch des Mars, zum König auserlesen hat,
Den Ammon liebt,
Ewig soll er in der Stadt der Sonne herrschen.
Das ist die Verordnung des Herren des Lichts.

Anmerkungen über die Egyptische Inschrift.

Die Sonne zum König Ramestes.] In mehreren Exemplarien des Marcellin heißt der Titel so: Dieses ist es, was wir dem König Ramestes

stes geschenkt haben. Nach dieser Leseart reden die Götter. Der Jesuit Brunelli (S. Lindenbrog *Observ. in Ammian.*) und Bargäus (in seiner Abhandlung über den Flamminischen Obelisken) haben diese Leseart bey ihren lateinischen Uebersezungen angenommen, die man mit der meinigen vergleichen kann. Man wird zwar einigen Unterschied wahrnehmen: Aber ich habe den Wörtern blos einen verständlichern Sinn zu geben gesucht, indem ich mich so sehr als möglich, an die griechische Ausdrücke band.

Die Sonne.] Ich zweifele gar nicht, daß das egyptische Wort nicht EL oder ELOAH (*Deus*) sollte geheissen haben, woraus die Griechen ihr Wort ΗΛΙΟΣ (die Sonne) gemacht haben. EL ist ein Beywort, welches die Stärke anzeigt, und ohngefähr, wie der Ehrentitel, Majestät, gebraucht wird. Die Sonne ist der zweyte Souverain in der Dynastie der Götter, wie sie Manetho angiebt.

Ramestes.] Das Wort Ram bedeutet die Höhe, die Erhabenheit. Wenn es als ein Ehrenname gebraucht wird: so kommt es mit unserm Titel Durchlauchtigkeit, und Hoheit, den der Großsultan führt, überein. *Est* bedeutet den Orient, die Sonne, das Feuer. Daher kömmt der Name der griechischen Gottheit *Hephestos*, (der Vater des Feuers,) und der Name der Römischen Göttin *Vesta* (das Feuer im vorzüglichen Verstand, das ewige Feuer.) Die Lateiner sprachen es phesta aus, und machten davon das Wort *festus*. Das reine orientalische Wort *Est* ist auch in die französische Sprache gekommen, und bedeutet die Seite gegen

Morgen. RAM-EST ist folglich ein Titel, den man durch „glänzende Hoheit“ oder „orientalische Hoheit“ übersezen könnte. In der Inscription hat dieser Prinz wirklich die Titel „Sohn der Gottheit“ und „der Glänzende“ erhalten. Es ist gar kein Zweifel, daß dieser Prinz nicht der berühmte Sesostris seyn sollte, der Asien unterjocht hatte, und welchem zu Ehren man zween grosse Obelisken in dem Tempel der Sonne zu Theben, entweder bey seinen Lebzeiten, oder unter der Regierung seines Sohns Pheron errichtete. So erzehlt es Herodot. II. 3. Der wahre Name dieses Königs ist *Seth-Ocbris*, das heißt, *Seth* mit dem Zunamen „der siegreiche.“ Ich erkläre diesen Namen nach den Alten selbst, von denen wir lernen, daß der Name der Königin *Nitocris* ein siegreiches Mädchen bedeutete, (Neith *Virgo*, Ochris *Victrix*). Die Egyptier nannten den schönsten Fixstern *Seth*, (*Sothis*) nach dessen Aufgang sie die grosse Periode ihrer Zeitrechnung (*Sothiacale*), die 1460 Jahre begrif, anordneten. Sie nannten diesen Stern auch, wie wir *Sir*, *Siris*, *Sirius*, das heißt, königlich. Hieraus sieht man, daß der Name der Könige *Osiris* und *Sesostris* fast völlig gleichvielbedeutende Wörter sind. Eben deswegen hat man auch diese beyden Prinzen oft mit einander verwechselt. O-*Siris* heißt buchstäblich, der König, *le Sire*. Es scheint, daß die Egyptier das Wort *Y-SER* ausgesprochen haben. Dieses läßt sich aus dem Namen eines sehr alten Königs von Egypten *Y-ser-Cherets*, das heißt, der König der Erde, schliessen. Was den Namen der Königin *Ysis* betrift; so ist das der allgemeine

gemeine Name der Frau, und des weiblichen Geschlechts. (Ischa, *foemina.*) Man darf sich also nicht wundern, wenn dieser Name so vielen Personen, und so verschiedenen Sachen beygelegt wird.

Apoll.] Ich glaube, daß das ursprüngliche Wort A-BELEN (der Göttliche) war, welches aus dem primitifen Wort *Bel* (Gott) abgeleitet worden, woraus die Griechen Α·Πόλλων, und die Lateiner A-Pollo gemacht haben. Apoll ist der fünfte Souverän in der Dynastie der Halbgötter, und der unmittelbare Nachfolger des Herkules. In der Inschrift hat sein Name allemal das Beywort, der Mächtige, oder Starke. Homer hat sich auch nach dieser Gewohnheit gerichtet, und bey einer Hauptperson seiner Gedichte allemal ein ihr geheiligtes Beywort gebraucht, welches sie von allen andern unterscheidet, z. B. der geschwinde Achill, u. s. w. Virgil und Ariost folgen hierinnen dem Homer; *Pius Aeneas; il buon Ruggiero.*

Der Liebhaber der Wahrheit.] Dieser Ausdruck führt uns auf eine alte Gewohnheit der Egyptier. Der President bey den Gerichten trug ein kleines Bild einer Gottheit am Hals, welches das Symbol der Wahrheit war. Man reichte dieses Bild einer von den Proceßführenden Partheyen zum Kuß hin; und das war das Zeichen, daß sie ihren Proceß gewonnen habe. Wahrscheinlich war es das Bild des Apoll. Aus der Inschrift sieht man, daß nach der Vorstellung der Egyptier diese Gottheit den Gerichten vorstand. Die Griechen und Lateiner haben den Apoll mit der Sonne vermengt, ob

sie

sie gleich die Inschrift sehr genau von einander unterscheidet. Man sieht ferner aus der Inschrift, daß Apoll auch ein Gestirn ist. Denn er hat den Titel „lichtvoll, glänzend, Herr der Zeit,“ so wie die Sonne den Titel „Herr des Himmels“ führt. Ich muthmasse hieraus, daß Apoll das Gestirn *Seth*, oder *Sirius* war, dessen Aufgang den Anfang des grossen egyptischen Jahrs bezeichnete, und dessen Umlauf die grosse Zeitperiode ausmachte.

Sohn des Hero.] Das heißt, nach der gewöhnlichen Meynung, Sohn des Herkules. In der That ist nach dem Verzeichniß des Manetho, Herkules (Ηρακλῆς) der vierte Souverain in der Dynastie der Halbgötter, folglich der unmittelbare Vorfahre des Apoll. Diese Meynung ist die allerwahrscheinlichste. Indessen glauben doch einige Kunstrichter, daß man hier den Namen des Heron mit einer Labialartikulation Pheron lesen müsse, das heißt, *Pha-Raon* (der König). Herodot nennt einen König Pheron, der zween Obelisken zu Theben errichten ließ, und ein Sohn des Sesostris war. *Ro*, oder *Rao* (mit dem Vorsaz des egypptischen Artikels *Pha* oder *Pi*) *Pha-Rao*, *Pi-Ro* ist der allgemeine Titel der Könige Egyptens, wie noch heute der Titel *Rex*, *Roi* in Europa, und in Indien *Raia* der Titel der Könige ist. In den Arabischen Dialekten ist *Reys* auch ein Ehrentitel. In der egyptischen alten Geschichte führen mehrere Prinzen die Namen *Phe-Ron*, *Pho-Ronée*, *P-Rot*, u. s. w.

Andre Kritiker glauben, man könne unter dem Sohn Herons den Sohn des Hores, oder den

Sohn

Sohn des Heres, beyde sehr bekannte Namen in der alten egyptischen Geschichte, verstehen. Horus ist der erste Souverän in der Dynastie der Halbgötter. Sein Name bedeutet Licht, und ist von unendlich vielen Ausdrücken, Wurzel. *Horae*, die Theile des Tages. *Oriens*, die Seite des Lichts, die Seite der aufgehenden Sonne. *Oriri* überhaupt, entstehen, aufgehen, *Aurum*, das Metal, welches die Farbe der Sonne hat, u. s. w.

Heres, oder mit dem Guttural Hauch *Cheres*, *Ceres*, ist der eigenthümliche Name der Erde. (Eretz, *terra*). Der Name des egyptischen Königs *Mer-cheres* bedeutet, Herr des Landes, *Dominus terrae*. Ceres, das heißt, die Erde, die das Getraide hervorbringt, ist in der Mythologie eine Königin worden, die das menschliche Geschlecht mit dieser so nüzlichen Art von Nahrung beschenkt hat; und die Göttin und Erfinderin des Ackerbaues ist.

Mars.] Das egyptische Wort muß MARES oder *Moeris* seyn, ein gemeiner Name in der Landessprache. Die Wurzel desselben ist *Mar*, der in der orientalischen, und in vielen andern Sprachen *Dominus*, *Herus*, bedeutet. In der griechischen Uebersezung der Innschrift, und im Register des Manetho, welches in der Kronik des Syncellus zu finden ist, steht Ἄρης. Aus diesem Wort stammen im Griechischen die Wörter ab, die die Stärke, und die Kraft ausdrücken. Das Beywort des Mars ist ἄλκιμος (beherzt). Das kann vielleicht die Griechen und die Römer bewogen haben, den Mars zum Gott des Krieges zu machen. Er

ist

ist der zweyte Souverain in der Dynastie der Halbgötter. Der Nahme des *Mares* findet sich auch im Verzeichniß der Könige, vom Eratosthenes, der es durch Geschenk der Sonne, übersezt. Es ist sehr viel Aehnlichkeit unter dem Nahmen *Mares*, *Moeris*, *Miris*, und unter dem Nahmen der Sonne *Mihr*.

Die Stadt der Sonne.] Dies ist der Titel der Stadt Theben. Die Griechen haben ihn durch Heliopolis und Diospolis übersezt. Das ist auch der Sinn vom egyptischen Ausdruck *NO-AMMON*, dessen sich die hebräischen Propheten bedienen, wenn sie von einer von den Hauptstädten Egyptens reden. *Ammon* ist die Sonne. *No* hat also in der egyptischen Sprache eine Stadt bedeutet, wenigstens ist es gewis, daß die Städte oder die Stadt-Gebiethe *nomes* hiessen. Sesostris hatte das ganze Land in sechs und dreyßig *nomes* (Städte) eingetheilt. Im Jesaias (XIX, 18.) wird eine von den Hauptstädten Egyptens *Ir-Hores* genannt, und das Targum des Onkelos übersezt das Wort durch Heliopolis, statt der Sonne. Das sagt eben so viel, als Feuerland. Denn *Ir-hores* scheint dieses zu bedeuten (*Ur* Feuer, *Eretz* Erde.)

Ammon.] Ammon, der grosse Gott von Theben ist der sechzigste Souverän in der Dynastie der Halbgötter. Es hat den Griechen gefallen ihn Jupiter zu nennen. Sein Nahme AM bedeutet im Grund, Vater. Man hat ihn mit dem Hammel, der ein göttliches Thier, oder der Fetische dieses Landes war, verwechselt. Allein in unserm Monument ist die Rede gar nicht von Fetischen; sondern

dern es bezieht sich ganz auf den Sabeismus, der in der Verehrung der Gestirne und des Feuers besteht. Ammon ist ein Ehrentitel, den der Sabäische Egyptier oft der Sonne, als dem Vater der Natur, gegeben hat. Andre leiten diesen Titel von *cham*, *chemi*, (*calidus*), einem schicklichen Beywort für die Sonne, ab. Noch andre haben geglaubt, daß die Egyptier aus dem *Cham*, dem Sohn des Noah, des ersten Stifters der Nation, ihren Gott Ammon gemacht haben.

Von Phönizien.] Das egyptische Wort ist wahrscheinlich *HNA*. So nannten die alten Orientaler Phönizien und Palestina. Wir bedienen uns noch durchgängig des lezten Nahmens, oder des Nahmens Canaan. Wenn man zur Zeit des h. Augustins die Einwohner von Karthago's Gebiethe (eine Punische, oder Phönizische Kolonie) fragte, aus welchem Land sie her seyen? so gaben sie zur Antwort: Wir sind Chnanins. (Kananäer).

Er hat die Feinde überwunden.] Die Geschichte redet sehr ausführlich von den Eroberungen des Sesostris, eines der berühmtesten Krieger des hohen Alterthums. Man kann unter andern den Herodot, und den Diodor hierüber zu Rath ziehen. Sie zehlen die unglaublichen Reichthümer, und die grosse Menge von Gefangenen auf, die er zum Bau der Monumente gebrauchte, von denen wir hier handeln. Sie reden auch von den Hieroglyphischen Inschriften, die er in verschiedenen Ländern zurückelies. Er lies seinen Nahmen, den Nahmen seines Landes, und der überwundenen Völker eingraben, und that des grösseren oder des geringe-

ringeren Widerstandes der unterjochten Nation dabey Erwähnung. Wenn die Nation keinen Muth gezeigt hatte: so drückte er ihre Muthlosigkeit durch das Gemählde des natürlichen Theils einer Frauensperson aus. Herodot sagt, er habe in Palestina zwo dergleichen Jnschriften gesehen. Die eine mit dem Zeichen des weiblichen Geschlechts, und die andre in Jonien auf einer Statue dieses Königs, die fünf Palmen hoch war. Sie ist mit egyptischen, und ethiopischen Waffen versehen, und hat einen Pfeil in der rechten, und einen Bogen in der linken Hand. Man hat auf den Rücken von einer Schulter bis zur andern mit egyptischen Hieroglyphen folgendes geschrieben. Ich habe dieses Land durch meine Schultern erobert; das soll wahrscheinlich bedeuten, mit harter Arbeit.

Hat Statuen in diesem Land aufgerichtet.] Herodot erzehlt das nehmliche. Sesostris, sagt er, lies vor dem Tempel Vulkans, seine eigne Statue, und die Statue seiner Frau aufbauen, davon eine jede dreyßig Cubitus hoch war. Ferner lies er seinen vier Kindern Statuen setzen, deren eine jede zwanzig Cubitus hoch war. Nachgehends wolte auch Darius, der König der Perser, seine Statue auf denselbigen Platz, vor alle übrigen aufrichten lassen. Aber der Priester des Vulkans wolte es nicht zugeben, denn Darius sey kein solcher Eroberer, wie Sesostris: Seine Thaten könne man mit den grossen Thaten jenes berühmten Prinzen gar nicht vergleichen. Folglich sey es unbillig sein Geschenk vor die Geschenke des Sesostris in den Tempel zu stellen. Darius fand sich durch

diese herzhafte Freymüthigkeit des Priesters gar nicht beleidigt. (Buch *II.* Kap. 110.)

Vulkan.] Ich übersetze hier das griechische Wort HΦαίτος, wie gewöhnlich, durch Vulkan. Beyde Nahmen sind orientalisch. Das Wort im Original kann APH-ESTA, (der Vater des Feuers), oder BAAL-KHAN (der mächtige Gott) geheißen haben. *Baal* ist ein Götternahme bey den Orientalern, und der Nahme *Khan* ist noch immer als der gewöhnliche Titel der Souverainen unter ihnen gebräuchlich. Die Lateiner, die genauer, als die Griechen die Nahmen der orientalischen Gottheiten erhalten haben, haben auch den Nahmen *Balcan* erhalten, der im Wort *Vulcanus*, nur eine ganz geringe Veränderung erlitten hat. Da dieser Nahme vom Wort HΦαίσος, welches so viel heißt, als Vater des Feuers, ein Synonim ist: so ist der Grund offenbahr, warum die Lateiner aus dem Vulkan, die Gottheit des Feuers, oder der Künste, zu denen Feuer gebraucht wird, gemacht haben. Vulkan ist der erste Souverän von Egypten aus der Dynastie der Götter. Unsre Inschrift nennt ihn daher den Vater der Götter, und die Sonne, die in der Reyhe dieser Dynastie unmittelbahr auf ihn folgt, heißt der Sohn des Vulkans.

Sohn der Sonne. Wenn man eine Stelle aus dem Plinius hiemit vergleicht: so läßt sich muthmaaßen, daß das egyptische Wort NVNCORES im Original gestanden habe. Im Plinius (XXXVII, 11.) lieset man den Nahmen eines egyptischen Königes *Nuncoreus*, der in keinem einzi-

einzigen andern alten Schriftsteller vorkömmt. Er war, sagt Plinius, der Sohn des Sesostris. Wie er blind wurde: so that er ein Gelübde, er wolle im Tempel der Sonne einen Obelisken aufrichten. Wie er das Gesicht wieder bekam: so erfüllte er sein Versprechen. Man sieht offenbahr, daß dieses der nehmliche Prinz ist, den Herodot, Pheron genannt hat, von dem er ganz genau dasselbige erzehlt. Man sieht ferner, daß dieser Nahme, Sohn der Sonne, ein den Königen von Egypten gewöhnlicher Ehrentitel war, den sowohl Sesostris-Ramesses, als auch sein Sohn Pheron führte. Das bedeutet also *Nuncores*, (*Nun* Sohn, *Cores* Sonne) nach dem Bericht des Plutarch, der uns lehrt, daß der Nahme des Königs von Persien Cyrus, Cores sey, welches so viel heisse, als Sonne. Obgleich Plutarch uns dieses Wort nicht so angiebt, als wenn es aus der egyptischen Sprache gezogen sey, und als wenn *Nun* nicht auch ein Chaldäisches, oder Hebräisches Wort seyn könne: so glaube ich doch ohne Bedenken, daß die alten Sprachen des Orients nicht mehr von einander verschieden waren, als sie es heut zu Tage sind; das heißt, daß sie die nehmliche Beziehung auf einander hatten, die wir unter den Dialekten derselbigen Sprache wahrnehmen. Wir haben mehr als eine Probe davon, daß die Völker Egyptens, und Canaans, die so nahe Nachbarn waren, fast dieselbige Sprache redeten. Sie waren ohngefähr so von einander unterschieden, wie die Italiänische von der Französischen verschieden ist, das heißt, weniger unterschieden, als diese beyde vom Englischen verschieden sind.

Wir

Wir lesen im Jesaias, (XIX, 18.) daß fünf Städte im egyptischen Gebieth die phönizische Sprache des Landes Kanaan redeten. Er nennt eine von den fünf Städten die Stadt der Sonne. Aber es ist gar nicht wahrscheinlich, daß Heliopolis, wovon der Prophet redet, die Stadt Theben sey, weil es in Egypten mehrere Städte gab, die denselbigen Nahmen führten. Man muß überhaupt die Sprache des Orients so ansehen, wie wir die Sprache Europens ansehen, das heißt, als eine einzige Sprache, die in mehrere Dialekte getheilt ist, wobey aber die Wörter alle aus denselbigen Primitifen abstammen. Was den Titel anbelangt, Sohn der Sonne: so besaßen ihn die egyptischen Könige nicht allein. Das lehrt das Beyspiel des Cyrus. Dieser Titel war in allen Jahrhunderten, und in allen Ländern gewöhnlich, in welchen der Sabeismus, der alles auf die Gestirne bezog, aufgenommen war. Die Prinzen Arsacides nannten sich, Brüder der Sonne und des Mondes. Chosröes, der Sohn des Hormisdas, gebraucht folgende Ueberschrift in einem seiner Briefe: Chosröes König der Könige, der mit der Sonne aufgeht, und, wenn es Nacht wird, die Erde erleuchtet. (M. s. Theophylakt. Samokatt. Buch IV.) Die Sohnbenennungen, die die alten Regenten als prächtige Titel gebrauchten, sind von denen, die sie in sehr späten Jahrhunderten lasen, oft zu buchstäblich genommen, und eben deswegen die Quelle von Verwirrung und Ungereimtheiten in der alten Mythologie geworden.

116.

116. Von den Mitteln, mit denen man die Entzifferung der Hieroglyphen versuchen könte.

Wenn jemand die Gedult haben wolte, die griechische Uebersezung sorgfältig mit dem egyptischen Original zu vergleichen: (welches gewis das beste Mittel zur Entzifferung der Hieroglyphen seyn würde,) so müste er die Sache auf folgende Weise angreifen. Er müste das griechische in vier Spalten, davon eine jede aus drey Zeilen bestünde, hinschreiben. Die Zeilen müsten von der Rechten zur Linken gehen, und die griechischen Wörter müsten senkrecht von oben nach unten auf einander folgen. Dann müste man alle Wörter und alle Figuren des Originals zehlen, um sie um so viel leichter mit einander verbinden, und ihre Beziehung auf einander finden zu können, weil, wenn dasselbige Wort in der Inscription wieder vorkömmt, auch auf dem Obelisken ähnliche Figuren in derselbigen Ordnung vorkommen müssen. Man findet die Figuren auch wirklich oft wiederholt; und wenn die Uebersezung richtig ist: so muß man verhältnißmäßig in derselbigen Anzahl, derselbigen Verbindung, und demselbigen Abstand, dieselbigen Hieroglyphen finden [95]). Eine jede Seite fängt oben mit einem ähnli-

95) Dieser Vorschlag führt keines Weges zur Wahrheit. Mich wundert es, daß der scharfsinnige Verfasser durch dieses Mittel diesen Zweck zu erreichen hoft, da er den Grund gegen die Untauglichkeit seines Vorschlags selbst angegeben hat. Nehmlich: Dieselbige Hieroglyphe hatte einen sehr mannigfaltigen und ungleich-

ähnlichen Gemählde an, welches durch drey Linien der Figur unterschieden, und die Anzeige eines Titels zu seyn scheinet, der auf jeder Seite wiederholet worden ist. In der Uebersezung fängt die Mittagsseite mit einem Titel an, den man in der Uebersezung der übrigen Seiten nicht wiederholet hat. Man siehet auf dem Obelisken zwo menschliche aufrechtsstehende Figuren, die eine hohe, spizige Müze aufhaben, die den Bischofsmüzen ähnlich sind. Eine jede Figur hat einen königlichen Stab in der Hand. Die eine ist vorgestellt, als wenn sie reden, und die andre, als wenn sie zuhören wolte. Die erste hat die andre in den Armen, und hebt die andre Hand auf. Dieses Bild sieht so aus, wie die Vorstellung, die die Römer *adlocutio* nannten, und es könte der Hieroglyphische Ausdruck des Titels seyn, den der Uebersezer so ausgedrückt hat: Die Sonne zum König Ramestes. Man trift in der Inschrift mehrere Wörter an, die mehrmahls wiederholet worden sind, z. B. Apoll der Mächtige, Sohn der Sonne, König Ramestes, Sohn des Heron, Stadt der Sonne, Gott der Sonne, hat

erweh-

gleichartigen Sinn. Es folgt also gar nicht, daß, wenn in der Inschrift derselbige Karakter vorkömt, auch in der Uebersetzung dasselbige Wort stehen müsse. Und eben so wenig folgt es, daß, wenn der griechische Uebersetzer dasselbige Wort etliche mahl in der Uebersetzung angebracht, derselbige Karakter auch in der Inschrift etliche mahl vorkommen müsse. Aus diesem Grund ist mir die Uebersetzung beym Marcellin verdächtig, da sie ohnehin in zu späten Zeiten gemacht worden, in welchen man die mehreren Bedeutungen derselbigen Hieroglyphe nicht mehr wissen konnte.

erwehlet, ganz lichtvoll, unsterblich, u. s. w. Diese Wörter würden einer Person, die die Deschifrirkunst verstünde, die Vergleichung der Verhältnisse und der Beziehungen mit dem Original erleichtern. Da die hieroglyphische Schrift aus Bildern besteht, die kurze Redensarten, oder zusammengesezte Wörter vorstellen: so glaube ich, daß man nothwendig, wie ich eben gethan habe, die verschiedenen Ausdrücke, die in der griechischen Uebersezung allemahl beysammen sind, vereinigen müsse.

Aber das Mittel, welches ich zur Lösung dieser berühmten Aufgabe vorschlage, hat auf der andern Seite sehr grosse Schwierigkeiten.

1.) Häufig sind die Figuren so schlecht ausgedrückt, daß man kaum errathen wird, was sie ausdrücken.

2.) Marcellin, ein Schriftsteller, dessen Schreibart unbestimmt, und dessen Buch an hundert Stellen, und vielleicht auch gerade an dieser verstümmelt ist, redet, bey seiner Erzehlung der Geschichte von der Abholung des Obelisken, den Konstanz auf den grossen Cirkus bringen lies, sowohl von einem andern Obelisken, den August schon lange vorher auf denselbigen Plaz hatte aufstellen lassen, und der heute auf dem Plaz *del Popolo* steht; als auch von vielen andern, die an mehreren Oertern in Rom zu finden sind. Und nun sezt er hinzu: *Qui autem notarum textus obelisco incisus est veteri, quem videmus in circo, Hermapionis librum secuti, interpretatum litteris subiecimus Graecis.* Ob es gleich scheint, daß er offenbahr von dem Obelisken rede, den man eben auf den Circus hingepflanzt

gepflanzt hatte, und der der Gegenstand von seiner Erzehlung ist: so glauben doch einige neue Kritiker, daß, da Hermapion, wie man gewöhnlich glaubt, zu Augusts Zeiten gelebt, auch die Uebersezung den Obelisken *del Popolo*, den dieser Kayser abholen lies, und nicht den Obelisken des Latrans betreffe, den Konstanz nach Rom brachte. Ihr Grund kann mich nicht überzeugen. Der in Egypten so gemeine Nahme, Hermapion kann von Personen, die in verschiedenen Jahrhunderten lebten, geführt worden seyn. Wenn auch der Uebersezer zu Augusts Zeiten gelebt, und ein Buch geschrieben hat, welches die Uebersezung einer oder mehrerer alter egyptischer Steinschriften enthielte; ist es denn nicht natürlich, daß Marcellin gerade diejenige herausnahm, die zu der Zeit, da er schrieb, den Gegenstand der Neugierde des Publikums ausmachte? und konnte er nicht dieses alte Monument *veterem obeliscum* nennen, ohne daß er unter dem Beywort *veterem* gerade denjenigen von den beyden Obelisken verstunde, den man am ersten auf den Cirkus hingestellt? Noch mehr, der Obeliske, den Hermapion entziffert hat, ist der Obeliske des Ramestes: Wie konnte dieser also zur Zeit des Augusts zu Rom seyn, wenn er noch zu Theben war, da ein Priester des Landes dem Germanikus die Erklärung desselben gab, wie man es allerdings aus mehreren Uebereinstimmungen schließen kann 96). Blanchini widerspricht sich also selbst, wenn er diese

96) Nach der angeführten Stelle im Tacitus (Annal. *II. Cap. 60.*)

se Uebersezung auf den Obelisk *del Popolo* überträgt, da er doch zugesteht, daß Hermapion eben denselben Obelisken übersezt hat, den Germanikus zu Theben sahe.

Ich läugne deswegen gar nicht, daß Ramesses nicht der König Sesostris sey; daß man zur Ehre dieses Prinzen nicht mehr, als einen Obelisken zu Theben erbauet; und daß die Stadt, aus welcher Augustus die Obelisken holte, und die Marcellin Heliopolis nennt, nicht die Stadt Diospolis oder Theben sey. Aber Plinius sagt es ausdrücklich, daß von den beyden Obelisken, womit August Rom verschönerte, der eine, der auf den Campus Martius hingebracht worden, (und den man eben in der Gegend des Monte Citorio ausgegraben hat) der Obeliske des Sesostris sey, und daß der andere, der auf dem Plaz des grossen Cirkus (heute auf dem Plaz *del Popolo*) aufgestellt worden, der Obeliske des Königes *Senneserte* sey. Uebrigens beweiset mir auch der Grund nichts, den man aus dem Nahmen der Stadt Heliopolis herleitet, der sowohl im griechischen Text der Inschrift, als im lateinischen Text des Marcellins vorkömmt. Denn mehr als eine egyptische Stadt hat diesen Nahmen geführt, der sich für Theben sehr gut schickt, weil er ein Synonym vom Nahmen Diospolis ist, den man der Stadt gewöhnlich beylegt. Ich halte mich also bey dieser Frage lieber zur Meinung des Marscham, als des Bargäus, und glaube, daß der Obelisk, von dem die Rede ist, das Monument des Latrans, und nicht *del Popolo* ist. Es mag aber seyn, wie es will: so bleibt demohngeach-

geachtet immer einige Ungewißheit, welches das Original sey, mit dem man die Uebersezung zu vergleichen hat.

3) Es giebt auch in einer Stelle der griechischen Uebersezung des Hermapion im Marcellin eine Lücke. Von den zwölf Zeilen von Hieroglyphen, die das Ganze ausmachen, und von denen zu jeder Seite des Felsen drey gehören, sind nur noch sechs, die noch dazu im Text des Marcellin mangelhaft genug sind, übrig; nämlich die drey ersten von der Mittagseite, die zwo lezteren von einer andern, und zwar entweder von der Abend- oder von der Mitternachtseite, und die erste Linie von der Morgenseite.

4) Der Uebersezer giebt uns die Nachricht, daß er auf der Mittagseite seine Uebersezung angefangen habe. Aber der Obeliske ist dreymal von seinem Plaz weggebracht worden. Wer weis nun, welches die Mittagsseite war, wie er noch in Egypten oder auf dem Cirkus stunde? Indessen ist doch noch ein Mittel übrig, wodurch man diese erste Seite der Uebersezung finden könnte, nämlich das Wort unsterblich, welches die erste, und die lezte von den drey Linien dieser Seite beschließt. Und dieses würde man um so viel besser thun können, weil in der lezten Linie das Wort Ramestes unmittelbahr, und in der ersten mittelbahr vor dem Wort unsterblich vorangeht, indem zwischen beyden nichts als das Wort Sohn der Sonne steht, welches auch das zweyte Wort in der lezten Linie von eben dieser Seite ist.

Diese wenigen Anmerkungen können vielleicht einen geduldigen, genauen und in der Deschiffrirkunst bewanderten Mann auf den rechten Weg führen. Ich hatte keine Talente dazu. Daher schlugen meine Bemühungen fehl, wie ich in Rom auf der Stelle die griechische Uebersezung mit den Steingemählden beyder Obelisken vergleichen wollte. Ich konnte keine Beziehung unter ihnen wahrnehmen. Ich kann mir noch gar nicht vorstellen, wie solche Figuren solche Wörter bedeuten können, und es ist gewis, daß uns eben dieselben Schwierigkeiten bey den amerikanischen Hieroglyphen aufstossen würden, wenn wir nicht die Schlüssel zu denselben haben sollten. Die Zahl der Figuren einer jeden Zeile des Obelisken übersteigt die Zahl der Wörter der griechischen Uebersezung sehr weit. Man muß nothwendig zur Bezeichnung eines einzigen Wortes mehrere Figuren gebraucht haben, und das wäre gerade das Gegentheil von dem, was Marcellin davon sagt. Es giebt einige Figuren, die in einer gewissen Symmetrie auf allen vier Seiten parallel laufen. Z. B. gewisse Figuren von Turnierkrägen, Kämmen, oder Hecheln, womit man, wie es scheint, Zahlen hat ausdrücken wollen. Man trift alle Augenblicke mehrere Figuren an, die in Ovale eingeschlossen und auf dieselbige Basis hingesezt worden sind. Kurz, wenn man nicht durch tausend Zeugnisse, und durch das Beyspiel der Amerikaner gewis versichert seyn sollte, daß diese Figuren eine zusammenhangende Rede vorstellen: so würde man sie für eine blosse Fantasie der Künstler eines rohen Jahrhunderts halten, die

sich

sich es einfallen liessen, dergleichen Zierrathen nach ihrer Art auf die Steine anzubringen, wie wir ihrer noch heut zu Tage auf gedruckte Leinwand, und bey unsern Gemählden auf Papier anzubringen pflegen.

117. Viele alte Völker, ausser den Egyptiern, haben sich der Schrift durch Hieroglyphen bedient.

Die Egyptier sind nicht das einzige alte Volk, welches diese Art zu schreiben hatte. Vielleicht besassen sie sie selbst blos durch Nachahmung ihrer Nachbarn. Wenn man die Ausdrücke des Cassiodor buchstäblich nehmen soll: so haben sie sie von den Chaldäern. Er sagt: „Von dem hohen „steinernen Pyramiden, die man auf den Cirkus „aufgerichtet, ist die eine der Sonne, und die an„dere dem Mond gewidmet. Man hat auf die„selben die alten heiligen Gebräuche mit chaldäi„schen Buchstaben eingegraben, die die Stelle der „Buchstaben vertraten.“ Im Zeitalter des Cassiodor konnten noch Denkmähler vorhanden seyn, die dasjenige bewiesen, was er behauptet, daß nämlich die Karaktere, deren man sich in Egypten bedient, chaldäisch seyn. Damals waren noch keine Muhamedaner, und die alten morgenländischen Gebäude waren von ihnen noch nicht zerstöret worden. Uebrigens ist es noch viel wahrscheinlicher, daß Egypten die Hieroglyphen unmittelbahr aus Ethiopien hatte. Heliodor sagt: „Ich „habe in Ethiopien eine Binde gesehen, die mit „Karakteren beschrieben war, die nicht gewöhnlich

„waren,

„waren, und die man die königlichen hies. Sie „sind der heiligen Schrift der Egyptier sehr ähn„lich.“ Thrasylus führt, beym Laerz, eine Abhandlung Demokrits über die heiligen Buchstaben an, die zu Meroë in Ethiopien gebräuchlich waren. Da es scheint, daß die Egyptier ein jüngeres Volk sind, als die Thebaiden, und die Ethiopier: (indem das Delta, nach dem Bericht des Herodot, und wie es Herr Maillet mit guten Gründen bewiesen hat, ein Geschenk des Nils war, welches von Tag zu Tag anwuchs,) so scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß die Egyptier ihre alte und ursprüngliche Bilderschrift von den Einwohnern von Theben, und daß diese sie von den Einwohnern von Meroë erhalten haben. Es kann sehr leicht seyn, daß die Egyptier den Ethiopiern diese Erfindung zu verdanken haben, woferne es wahr ist, was die Ethiopier behaupteten, daß die Egyptier von ihnen einen grossen Theil ihrer Geseze, ihrer Religionsgebräuche, ihrer Hofcerimonien, und vornehmlich die besondre Art die Todten zu begraben erhalten haben [97]). Die Erzehlung des Diodor (III. 3.) ist in Absicht derjenigen Stücke, die die Schrift angehen, so umständlich, daß ich mich nicht enthalten kann, sie hier anzufüh-

97) Alle diese Pralereyen der Ethiopier beym Diodor, auf den sich de Brosses, und mehrere andere berufen, (z. B. *De Paw;* Recherches sur les Egyptiens *Tom. I. p. 24.*) beweisen gegen das viel wichtigere Zeugniß des glaubwürdigen Herodots, und gegen andre Beweise gar nichts, die der Herr Prof. Meiners (Versuch über die Religionsgeschichte Kap. *III.*) gesamm-

führen. „Die Ethiopier sagen, die Egyptier
„seyen eine von ihren Kolonien, die vom Osiris
„nach Egypten gebracht worden. — — Sie
„führen verschiedene Beweise für ihr höheres Al-
„terthum. — — Wir wollen etwas von den
„ethiopischen Karakteren, und von den Zeichen,
„die die Egyptier Hieroglyphen nennen, berüh-
„ren. — — Einige von diesen Arten von Buch-
„staben sind gewissen Thierarten; andre den Ex-
„tremitäten des menschlichen Körpers; andre ge-
„wissen mechanischen Instrumenten ähnlich. So
„sezen sie ihre Schrift nicht aus einer Sammlung
„von Buchstaben und Wörtern, sondern aus der
„Anordnung gewisser Figuren zusammen, deren
„Bedeutung sie ihrem Gedächtniß durch einen lang-
„wierigen Gebrauch einverleibet haben. Wenn
„sie also einen Hühnergeyer, einen Krokodil, eine
„Schlange, oder irgend einen Theil des menschli-
„chen Körpers, z. B. ein Auge, eine Hand, ein
„Gesicht, und andre ähnliche Dinge vorstellen: so
„bedeutet der Hühnergeyer, durch eine Metapher
„alles, was fertig und geschwind ist, weil dieser
„Vogel von allen Vögeln am schnellsten fliegt:
„der Krokodil bedeutet alle Arten von Bosheit:
„das

gesammlet hat. Es ist ungleich wahrscheinlicher, daß die barbarischen Ethiopier von den mehr ausgebildeten Egyptiern ihre Hieroglyphen geliehen bekommen, als daß die lezteren sie von den ersteren geborget. Oder, wenn das nicht ist: so scheint mir die Erfindung und der Gebrauch der Hieroglyphen so natürlich, daß ein Paar oder mehrere Völker sie von selbsten erfinden müssen, wenn sie auch noch so roh sind.

„das Auge, einen Handhaber der Gerechtigkeit,
„und alles, was den Körper beschützt. Von den
„andern Theilen des menschlichen Körpers zeigt die
„rechte Hand mit ausgestreckten Fingern den Ue-
„berfluß der zum Leben nothwendigen Dinge.
„Die linke zugemachte Hand bedeutet Oekonomie
„und Sparsamkeit. So verhält es sich auch mit
„den übrigen Theilen des Körpers, wie auch mit
„den Instrumenten. Die Ethiopier suchten mit
„Fleis die Bedeutung einer jeden von diesen Fi-
„guren auf, sie drückten sie mit vieler Anstrengung
„ihrem Gedächtniß ein, und so waren sie im Stand
„ihre Bedeutung gleich zu errathen."

Die Phönizier brauchten wie die Egyptier, Figuren von Thieren zu Buchstaben. Philo Biblus erzehlt in seiner Vorrede, daß Sanchuniaton die Archive durchgesucht, und eine Menge geheimer Nachrichten gefunden, die mit ammoneischen Buchstaben aufgezeichnet waren, und die kein Mensch verstunde [98]). Man kann unter den ammoneischen Buchstaben bildliche Karaktere, oder Hiero-
gly-

98) Es ist unbegreiflich, wie die Franzosen in der Prüfung der Quellen für die alte Geschichte so wenig Kritiker seyn können. Der Abt Mignot hat in mehreren Abhandlungen (Memoires de l'Acad. R. des Inscript. *T. XXXIV.*) eine ganze religions und bürgerliche Geschichte der Phönizier geliefert. So bald man aber um die Quellen fragt: so findet man, daß er aus Pfüzen schöpft. Und so beruft sich de Brosses auf eben denselben Schriftsteller über die alte phönizische Geschichte, der keinen Glauben verdient. Vor dem zweyten, und dritten Jahrhundert nach Christi Geburth weis kein Schriftsteller von einem Sanchunia-
ton.

glyphen verstehen, die in dem berühmten Sonnentempel, der unter dem Namen Jupiter Hammons bekannt ist, gebräuchlich waren. (*Hamma* d. h. Pater Sol; *Hamman* d. h. Templum Solis, und überhaupt Simulacra, Anaglypta.) Die Schriftsteller thun auch einer heiligen Schrift der Babylonier Erwähnung. Die Hebräer wollen eine solche Schrift in den ältesten Zeiten gehabt haben. Sie sagen, das Samaritanische sey blos der gemeine Karakter, der zulezt gebraucht worden sey. Die Armenier, deren Sprache originelle Merkmale hat, haben ausser den alltäglichen Buchstaben, noch andre bildliche, und representatife Zeichen, die sehr sonderbahr aussehen. Nach dem Bericht des Theodoretus hatten die griechischen Hierophanten in ihrem Tempel einen Karakter, den sie den heiligen nannten, und der von dem gemeinen sehr verschieden war. Wenn das Faktum wahr ist: so ist es sehr wahrscheinlich, daß dieser Karakter kein andrer sey, als derjenige, den die ersten egyptischen Kolonien aus Egypten nach Griechenland

mit-

ton. Athenäus ist der erste, der ihn nennt. (Lib. III, 21.) Sein Fragment beym Eusebius (Praeparat. Evangel. *l. g. 10.*) riecht ganz nach Moses, Hesiod, und Berosus, und doch soll Sanchuniaton ohngefähr 1200 Jahre nach der grossen Ueberschwemmung gelebt haben. Mir ist es wahrscheinlicher, daß ihn sein angeblicher Uebersezer Φιλων Βυβλιος im 2ten Jahrhundert nach der Christl. Zeitrechnung ganz gezeuget. — Der Leser, der über die historische Glaubwürdigkeit der Alten urtheilen kann, wird in der Folge ähnliche kritische Anmerkungen zu machen, Gelegenheit finden.

mitgebracht hatten. Wahrscheinlicher ist es aber, daß zu derselbigen Zeit, die Buchstabenschrift in Egypten eingeführt war. Man hat auch behauptet, daß die Thracier sich symbolischer Karaktere bedient hätten. Das soll aber nur so viel heissen, daß sie, wie die Scythen, allegorische Zeichen zu Zeichen ihrer Ausdrücke haben gebrauchen können.

Wir finden in keinem Geschichtschreiber, daß unsre nordischen Völker, die Lateiner, Celten, Teutonen und andre Nationen sich dieser symbolischen Schrift bedienet hätten. Ohnerachtet des hohen Alterthums, welches einige Schriftsteller den nordischen Runen geben wollen, deren Namen nicht wie Spelman ihn in seinem Wörterbuch erkläret, ein Geheimniß, oder eine heilige Sache, sondern einen Strich, Streifen, gestochene Arbeit bedeutet; bin ich überzeugt, daß die Wilden Europens den Gebrauch der Schrift vor der Zeit nicht gekannt haben, ehe die Phönizier und die Griechen diese Gegenden bereiseten. Und zu dieser Zeit war die Buchstabenschrift schon die gewöhnliche Schriftart. Indessen, wenn gleich die alten nordischen Barbaren keine Schrift zu gebrauchen wusten: so pflegten sie doch um ihre Gedanken wirklich auszudrücken, sich symbolischer Figuren zu bedienen. Pherecides erzehlt; (beym Clemens Alexandr. Stromat. L. V. p. 567.) Idanturas, ein König der Scythen, die jenseits der Donau wohnten, habe dem König der Perser, Darius, der mit gewafneter Hand in sein Land eingefallen war, eine Maus, einen Frosch, einen Vogel, einen Pfeil, und einen Pflug gesendet, um ihm dadurch den unglück-

unglücklichen Erfolg seiner Unternehmung anzukündigen. Der König wollte nämlich so viel anzeigen: Ihr werdet durch unsre Pfeile umkommen, es sey denn ihr erhebt euch in die Luft, wie die Vögel, oder ihr verberget euch unter die Erde, wie die Mäuse, oder unter das Wasser, wie die Frösche. Denn der Boden, den wir bearbeiten, gehört euch nicht zu. Clemens von Alexandrien merkt an, daß nicht blos die Egyptier, die sich der Philosophie sehr gewiedmet haben, sondern auch alle barbarische Nationen, die nur die geringste Kenntniß von Philosophie hatten, ehedem die Schrift mit Symbolen gebraucht haben. Diese Art zu schreiben, muß dem Menschen sehr natürlich seyn, weil man sie bey Völkern antrift, die gar keine Verbindung mit einander gehabt haben.

118. Symbolische Figuren auf einfachere Schlüssel zurückgeführt. — Von der Sinesischen Schrift.

Man kann behaupten, daß so lange die symbolischen Figuren gebräuchlich gewesen, man nur selten und fast nie anders geschrieben hat, als durch Eingraben auf harte Materien 99). Die Beschwerlich-

99) Felsen waren die erste Materie, worauf geschrieben wurde. (*Lucan.* Pharsal. *III*, *222.*) Daher die Gewohnheit aller alten Völker, Geseze und Gebräuche, Akten und Verträge auf Säulen einzugraben, und auf die Nachkommenschaft zu bringen. Hierauf verfiel man auf metallene Platten, in die sich leichter graben lies, z. B. auf Bleyplatten, die man mit eisernen Griffeln beschrieb. Zu Mosis Zeiten, wenn er

lichkeit, die Weitläuftigkeit, das Mühsame dieser Methode, die Ueberladung der vereinigten, und zusammengesezten Symbole, sind sehr gute Gründe, aus welchen sich dieses vermuthen läßt. Wie aber einmal der Gebrauch der Symbole gemein war, wie man sich über ihren Gebrauch verglichen hatte: so war nichts natürlicher, als daß man diese Figuren durch einfachere Züge ausdrückte. Dadurch wurde die Methode fertiger; und eine Art von fliessender Schrift wurde eingeführt, die für den Schreibenden weit bequemer war; so bequem, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß die Abänderung nicht immer zugenommen, und mit nach und nach die ersten Züge der Gemählde sollte vereinfachet haben. Diese unausgemahlten Züge, diese Abkürzungen der Figuren, die noch nicht vergessen worden sind, waren die Schlüssel, die dem Auge die ganzen Wörter, oder Ideen vorstellten. Das war schon viel, wie man so weit war. Durch die Leichtigkeit, die man durch die neue For-

er anders der Verfasser des Gedichtes im Buch Hiob ist, scheint dieses Papier gewöhnlich gewesen zu seyn. (*Iob.* XIX, 23, 24.) Nach den metallenen mag man auf weichere hölzerne Blätter verfallen seyn. Dann gebrauchte man Blätter von Pflanzen, die innere Schale von den Bäumen, Thierhäute, hölzerne mit Wachs überzogene Flächen. Endlich Papier, Pinsel, gespicztes Rohr, Feder, Liqueurs. — Goguet belegt diese kurze Geschichte der Schriftmaterialien mit einer Menge von Beweisen aus alten Schriftstellern. (De l'origine des loix. *Part. I. Liv. I. Chap. 6.*)

Formel erhielte, hatte die Kunst auf einmal einen sehr schnellen Fortgang. Man hätte sich auch mit dieser lezten Methode begnügen können; ohngeachtet der Schwierigkeiten einer ausserordentlichen Verwickelung, die sie noch von ihrem Ursprung an sich hat; ohngeachtet der grossen Anzahl von Karakteren, die man bey dieser Methode noch immer gebrauchen muß, und die der unendlichen Anzahl von Ideen gleich ist, die sie nicht alle ausdrücken kann; und ohngeachtet das Leben eines Menschen bey weitem nicht zureicht, um alle diese Karaktere lesen und kennen zu lernen. Wir finden im äussersten Orient eine Menge von polizirten Völkern, die in Künsten und in der Moral geübt, und demohngeachtet bey dieser Methode stehen geblieben sind, ja, die nun aus Gewohnheit diese Methode der unsrigen vorziehen. Die Sinesen, das älteste bekannte Volk auf dem Erdboden, die die alten Gewohnheiten am treusten aufbehalten, haben ihre symbolische Schrift durch Schlüssel, nie verändert. Sie mahlen nicht die Töne der Stimme, sondern die Gegenstände der Gedanken vermittelst einer gewissen Anzahl von Wurzelfiguren, und vermittelst der unzehligen Verschiedenheiten, womit sie eine jede Wurzel überladen können.

Ich habe mich zu weitläuftig über die Schriftformeln der Amerikaner und der Egyptier ausgebreitet, als daß ich mich noch lange bey der Beschreibung der sinesischen Schrift aufhalten sollte, die durch den genauen Detail besser bekannt worden ist, in welchen sich unsre europäischen Missionarien, als in einen für die Geschichte des menschli-

chen Verstandes sehr merkwürdigen Gegenstand, eingelassen haben. Mehrere Gelehrte, unter andern Freret im sechsten Band der Abhandlungen der Akademie der Inschriften, haben sehr vortreflich von dieser Materie gehandelt. Es wird zureichen, wenn ich folgendes darüber bemerke: daß nach der gemeinen Meynung die älteste Schrift der Sinesen lediglich reel war, und die benannten Objekte vorstellte, z. B. ein Auge, eine Hand, u. s. w. und daß man noch immer die groben Bilder dieser Gegenstände in den Karakteren, die heute die Gegenstände ausdrücken, wahrzunehmen glaubt, dergleichen einige auf der neunten Tafel vorgestellt sind: Daß es scheint, daß die abgebildeten Gegenstände bald als Symbole gebraucht worden: Daß die Sinesen sich auch verschürzter Strickchen statt der Gedächtnißschriften bedienet, wie ich schon oben dergleichen angeführt habe. (Num. 106.) Daß Fohi statt der geknüpften Fäden Karaktere eingeführt habe, die aus der Verbindung mehrerer geraden, und parallelen Linien bestunden, davon einige ganz andre abgebrochen waren. Man nennt sie *Ko-va*, und dieses Wort bedeutet öffentlich ausgestellte Sachen. Es kann seyn, daß, wie Freret glaubt, die Fäden zur Zeichnung der Linien Gelegenheit gegeben, davon die ganzen Linien, die ganzen Fäden, und die abgebrochenen Linien die Knoten an den Fäden vorstellen. Das alte Buch *I-King* welches man nicht mehr verstehet, ist zum Theil in *hotou*, oder mit Fäden, und schwarzen und weissen Knoten, zum Theil in *Koua*, oder mit ganzen und halben Linien geschrieben. Eine jede

Linie

Linie besteht aus einem, zwey, oder dreyen Punkten, das heißt, sie ist kurz, mittelmässig, oder lang. Wenn die Punkte an einander stossen: so ist die Linie ganz; wenn sie getheilt ist: so geschieht es in zwey oder drey Theile. Man hat die ganzen und abgebrochenen Linien auf verschiedene Art gleichlaufend mit einander verbunden, um einen jeden Karakter zu bilden; und zwar, indem man, wo es nöthig war, bis sechs Parallellinien von zwoen Arten in einen einzigen Karakter verband; dergestalt, daß die Verschiedenheit aller möglichen Verbindungen immer eine gewisse Anzahl von Elementarkarakteren hergab. Man sagt, daß ein jeder von diesen Karakteren, der Bezeichnung einer gewissen Sache, oder einer gewissen allgemeinen Beschaffenheit der Wesen gewidmet war. So unvollständig auch diese Methode war: so kann man doch nicht läugnen, daß ihr Bau nicht sinnreich sollte gewesen seyn.

Sie scheint mir viele Aehnlichkeit mit den unbekannten Karakteren zu haben, die auf den Monumenten von Tschilminar, oder auf den Ruinen von Persepolis eingegraben waren, von denen uns Bruyn und Chardin Zeichnungen gegeben haben. Dieser Schriftkarakter besteht nur aus einem einförmigen Zug, wie die Linie der alten Sinesen. Es ist immer eine Art von Keil, oder von einem länglichten und sehr geraden Dreyeck. Diese Keile sind entweder senkrecht, oder mehr oder weniger auf eine oder auf die andre Seite geneigt: die Spize ist bald unten, bald oben; bald sind sie lang, bald kurz; bald einzeln, bald mehrere, zwey zu

zweyen

zweyen drey zu dreyen, viere zu vieren, beysammen. Man sieht leicht, daß aus dieser Verschiedenheit der Anhäufung und der Stellung einer gewissen Anzahl von Elementarkarakteren eine Art von Schrift für diese unbekannte Jahrhunderte hat entstehen können.

Die von den wirklichen Bildern abgewichene, und auf einfachere und leichtere Züge zurückgeführte Karaktere sind in Sina sehr alt. Man erzehlt, daß ein Regent von Sina, der acht und zwanzig Jahrhunderte vor der gemeinen Zeitrechnung regierte, diese Schrift vollkommener machte, die Karaktere vermehrte, und die Figuren derselben veränderte. Die Sinesen haben auch noch ein Buch, welches nach der damals eingeführten Form geschrieben worden. In der Folge breitete sich dieses Wachsthum nur immer weiter aus. Ohngefähr im zwölften Jahrhundert vor der gemeinen Zeitrechnung, hatte, nach der Angabe der Sinesen, die Schrift den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht. Sie sezen hinzu, daß die damals gebräuchlichen Karaktere alle auf philosophischen Gründen beruheten: daß sie die Natur der Dinge, die sie bedeuteten, ausdrückten; oder daß sie ihre Natur wenigstens bestimmten, indem sie die Beziehungen dieser Dinge selbst auf andre bekanntere Dinge bezeichneten. (Freret am angeführten Ort.) Man kann den eigentlichen und den figürlichen Sinn nicht besser als durch die Wörter ausdrücken: reelle-kyriologische Schrift, und symbolische Schrift. Wie kann man läugnen, daß die Karaktere von denen hier die Rede ist, nicht von den wirklichen Bildern einer jeden Sache abgeleitet

tet

tet seyn, und daß das ganze System dieser Methode nicht vielmehr auf einem nothwendigen und physischen Grund sollte beruhet haben, nämlich auf der Vorstellung der natürlichen Objekte selbst, als daß es willkührlich und verabredet gewesen? Ich erstaune darüber, wie Freret, der gelehrteste Mann, der zu unsern Zeiten gelebt hat, und der beste Räsonneur, wenn er nicht vorgefaßte Meynungen hatte, den Saz als Grundsaz hat angeben können, daß diese Zeichen, die aus blossen einfachen Zügen gebildet worden, ganz willkührliche Figuren seyen, die auf die bedeuteten Sachen keine andre, als eine blosse verabredete Beziehung gehabt.

Im dritten Jahrhundert litte die sinesische Schrift einen grossen Verlust, wenn es anders wahr ist, wie es wahr seyn soll, daß ein Kayser, der den Wissenschaften feind war, alle Bücher verbrennen ließ; und daß 50 oder 60 Jahr nachher, ein anderer Kayser alle Schriften, die man aus der Verfolgung hatte erretten können, hervorsuchte. Mit Hülfe dieser Ueberbleibsel, und mit Hülfe der Tradition wurde ein Theil der verlohrnen Karaktere aus dem Gedächtniß, und aus den gefundenen Schriften wiederhergestellt. Allein aus Mangel eines hinlänglichen Unterrichts vom wahren System der alten ursprünglichen Schrift, oder auch aus Mangel des gehörigen Fleisses, den man hätte anwenden sollen, führte man eine grosse Menge von sonderbaren Karakteren ein, die keine natürliche Aehnlichkeit mit den alten hatten [100]).

Man

100) Deutlicher und besser giebt der P. Amiot in seinem Lettre de Pekin sur le genie de la langue chinoise.

Man glaube nicht, daß die erstaunliche Anzahl von Schlüsseln, von denen man sagt, daß sie sich auf 80000 belaufen, alle ursprünglich und von einander unabhängig seyen. Da sie Worte bedeuten, und nicht Buchstaben: so haben wir wirklich eben so viele in unsern Sprachen. Der größte Theil von diesen Schlüsseln sind aus mehrern andern einfachern Zügen zusammengesezt; und wenn man sie vereinigt: so entwerfen sie das Gemählde einer aus mehreren einfachen zusammengesezten Idee. Es giebt also in diesen Verbindungen eine Analogie, nach welcher man leicht das Resultat errathen kann, wenn man die Bedeutung der einfachen Züge weis, aus

noise. *Bruxelles* 1773. S. 17. die verschiedenen Perioden an, die die sinesische Schrift von ihrer ersten Entstehung durchgegangen, und in deren keiner sie sich ähnlich geblieben. Die erste und älteste Schriftart heißt *Kou-ouen*, und aus ihr ist fast nichts mehr übrig. Die zwote wird *Tchoang-tsée* genannt. Sie war zu den Zeiten des Confucius gebräuchlich. Man kennt sie fast gar nicht mehr, wenn gleich einige Praler, sie zu verstehen, vorgeben. Die dritte heißt *Li-tsee*. Sie wurde zu den Zeiten des sinesischen Kaysers, *Chihoang-ti*, des allgemeinen asiatischen Bücher und Gelehrtenstürmers gewöhnlich. Die vierte heißt *Hing-chou*. Diese wird zum Druck gebraucht, gerade wie bey den Franzosen die runden und italiänischen Buchstaben. Die fünfte *Tsao-tsée* kam unter den Tartarischen Kaysern auf. Durch sie werden die Karaktere ganz verunstaltet.) Daher gebrauchen sie heut zu Tage blos die Mediziner zu Rezepten, und die Gelehrten zu Vorreden, und zu Inschriften. Nach diesen fünf verschiedenen Epochen haben sich die ursprünglichen Karaktere so verändert, daß sie ganz unkenntlich geworden.

aus denen eine jede zusammengesezte Figur besteht. Es verhält sich gerade, wie mit dem größten Theil unsrer Wörter, die fast alle zusammengesezt, und verlängert sind. Sie haben eine Derivation, nach welcher man sie leicht verstehen kann, so bald man den einfachen Ausdruck, von welchem sie abgeleitet sind, kennet. Bey uns sind die ursprünglichen Ausdrücke, und bey den Sinesen die einfachen Züge nur sehr gering an der Zahl. Sie kommen mit der kleinen Anzahl unsrer einfachen Ideen überein, die zur Bildung der Wurzeln, und der ersten Züge gedienet haben, aus denen die ganze Familie von unzehlichen abgeleiteten Wörtern in allen Sprachen abstammet. Der Pater Lecomte hat ein Verzeichniß von dergleichen Wörtern gemacht, welches die Zahl 328 nicht übersteigt, und aus deren verschiedenen Verbindung eine ungeheure Menge von Ausdrücken herkömmt. So ist es auch mit den einfachen Zügen, die aus der geraden, aus der krummen Linie, und aus dem Punkt zusammengesezt sind, und auf zweyhundertvierzehnerley Art gestellt und verändert werden können. Diese Züge sind eben so viele Wurzelkaraktere, die den allgemeinen Notionen entsprechen, als die Menschen ausdrücken können. (Freret am angeführten Ort). Man bemerke noch zwo Besonderheiten dieser Sprache. Fürs erste: es ist gar keine Beziehung unter dem Zeichen festgesezt, welches einen sichtbaren Gegenstand vorstellet, und unter dem Ton, den der ausgesprochene Name dieses Objekts für das Gehör hervorbringt. Statt daß bey uns aus B, und A, BA wird, so werden in dieser Sprache

zween verbundene Züge, davon jeder seinen Namen hat, durch einen Ton ausgesprochen, der bisweilen gar nichts von den beyden andern an sich hat. Fürs zweyte: Wegen dieses Mangels von Beziehung unter den Zeichen und den Tönen, spricht eine jede Nation, die sich dieser Arten von Karakteren bedient, die Karaktere mit den Tönen ihrer eigenen Sprache aus, indem sie den nämlichen Sinn an dieselbige anknüpft, in welchem sie geschrieben worden sind; dergestalt, daß eine jede von diesen Nationen dasjenige, was man geschrieben hat, sehr wohl versteht, ohne daß eine die andere verstehen würde, wenn die Schrift gelesen würde [101]). Die Rich-

101) De Brosses stellt die sinesische Schrift zu verständlich und zu leicht vor. Es ist wahr, die Sinesen haben nur 214 Grundkaraktere, (Characteres elementaires). Sie heissen bey den Grammatikern, clefs chinoises, und scheinen alle aus sechs simpeln Grundzügen zusammengesezt zu seyn, aus der horizontalen Linie, aus zwoen perpentikulären, einem Punkt, einer krummen Linie rechts, und einer krummen Linie links. Diese 214 clefs sind entweder einzeln angebracht, um eine einzelne Idee auszudrücken, oder sie sind verschiedentlich mit einader verbunden. In diesem Fall zeigt alsdenn jeder Theil der zusammengesezten Figur eine einfache Idee an, die mit zwoen, oder dreyen andern verbunden, eine dritte ganz verschiedene, aus jenen resultirende Idee, erzeugt. Oft macht ein solcher zusammengesezter Karakter die ganze Definition von einer Sache aus. Z. B. der sinesische Karakter, der die Nacht bedeutet, besteht aus drey clefs. Der eine bedeutet, die Finsterniß; der zweyte, die Handlung des Bedeckens; und der dritte, den Menschen. Da ist die Definition des Sinesen.
Die

Richtung der Zeilen in dieser Schrift ist senkrecht von oben nach unten, und die Zeilen gehen von der Rechten gegen die Linke in einem fort, wie ich es von egyptischen Hieroglyphen gemuthmaasset habe; ohngeachtet ich weit davon entfernt bin zu glauben, daß diese zwey Völker einen Ursprung haben sollten. Man findet in der That einige ähnliche Züge unter diesen beyden alten ausgebildeten Nationen; so wie man auch unter der wilden Celtischen Nation, und unter den Amerikanern einige Aehnlichkeit wahrnimmt. Aber um den neuen Saz festzusezen, daß die Sinesen eine Kolonie der Egyptier seyn, (ein Saz, dem die Geschichte schlechtweg widerspricht, und der der Behauptung des Lassiteau sehr ähnlich ist, nach welcher die Amerikaner eine Kolonie der Pelasger seyn sollen) müßte eben so starke, und so unwiderstehliche Beweise aufbringen, als die bisherigen schwach und unbündig sind [102].

So

Die Nacht ist die Finsterniß, die den Menschen bedeckt. — Aber ohngeachtet nur 214 Schlüssel, oder nur 6 Grundzüge sind: so kann man doch in den wenigsten Fällen die Grouppen verstehen, wenn man die Clefs einzeln versteht. Und eben deswegen ist auch das sinesische Schriftsystem das schwerste von der Welt. Man muß alle 80000 Karaktere, aus denen das ganze Schriftsystem besteht, einzeln erlernen. Und über dieser Erlernung verfließt ein ganzes menschliches Leben, und der gelehrteste und fleissigste Mandarin lernt wenige über die Hälfte der angegebenen Summe kennen.

102) Keiner unter allen alten und neuern Schriftstellern hat sich mehr Mühe gegeben, eine durchgängige Aehnlichkeit zwischen dem egyptischen, und dem sinesischen Schrift-

So ist die jezige Form der sinesischen Schrift beschaffen, deren Karaktere die unmittelbaren Zeichen der Ideen sind, die sie ausdrücken, und die keine Aehnlichkeit mit der Wörterschrift haben, deren Karaktere die unmittelbaren Zeichen der Bewegungen des Sprachorgans sind. So ist endlich die älteste mehr oder weniger verwickelte Methode beschaffen, die die bürgerlichen Nationen des Erdbodens befolgt haben, um eine gangbare und gemeinschaftliche Schrift zu gebrauchen.

119. Die

Schriftsystem zu finden, als de Guignes. Ich habe den 29, 30, und 34sten Band, der Abhandlungen der Königlichen Akademie der Inschriften, vor mir, in denen dieser Gelehrte in mehreren Aufsäzen die vollkommene Gleichheit beyder Schriftsysteme darthun, und daraus die Folge ziehen will, daß die Sinesen eine Kolonie von den Egyptiern seyen. Seine Gründe sind wenig genugthuhend, und oft so gekünstelt, daß ich gar nicht begreifen kann, wie sie ihn haben befriedigen können. In der orientalischen Bibliothek des H. Ritters Michaelis (Th. VI. S. 214.) findet man eine gründliche Widerlegung aller dieser Gründe. Needham wollte durch die Entdeckung der egyptischen Karaktere auf einer schwarzmarmornen Isis Büste, die im Königlichen Kabinet zu Turin aufbewahret wird; und durch Vergleichung dieser Karaktere, mit den sinenischen Hieroglyphen im grossen Lexikon der sinesischen Schrift zu Rom, und durch Entdeckung einer grossen Aehnlichkeit unter beyden, — der Hypothese des de Guignes zu Hülfe kommen. Aber der Brief des Jesuiten Amiot aus Peking hat dieses ganze Gebäude umgeworfen.

119. Die Vervielfältigung der reflektirten und der moralischen Ideen machte, daß man die symbolische Schrift verlassen mußte. — Vom Grund von der Erfindung der Buchstabenschrift.

Aber die Mängel dieser Formel, und einer jeden andern, die aus Symbolen besteht, haben andre Völker genöthiget, diesen alten Weg zu verlassen, auf welchem man immer mehr irre gieng, je mehr man vorwärts fortrückte; und sich einen neuen Weg zu bahnen, der von dem vorigen ganz verschieden ist. Wie die Vermehrung der Kenntnisse von Tag zu Tag gewisse Völker mehr ausbildete: so übte sich auch ihr Verstand mehr an den äusseren Gegenständen. Dadurch erhielten sie eine grössere Anzahl von einfachen, und eine neue Rangordnung von zusammengesezten Ideen. In eben dem Maaß, in welchem sich die Ideen vervielfältigten, mußten sich auch die Wörter, die sie ausdrückten, vervielfältigen, und so auch die ausdrucksvollen Figuren dieser Wörter. Aber man mußte bald um eines gewissen Hindernisses willen stehen bleiben, welches mit der symbolischen Methode unzertrennlich verbunden ist. So sehr man auch dafür sorgte, die Zahl der Symbole einzuschränken, und so geschickt man sich auch desselbigen Karakters oder desselbigen Schlüssels für andre Sachen zu bedienen suchte, die einige Beziehung auf einander haben; indem man eine Eigenschaft oder ein Stück der symbolischen Figur zusezte, wegthat, oder veränderte: so wurde doch diese Schrift am Ende durch die Menge

der Figuren unbrauchbar, die man nicht allein nach der Menge der Gegenstände, sondern auch der Urtheile vervielfältigen und verändern mußte, die der Verstand von den Gegenständen fället. Um also eine neue Methode zu finden, studirte man damals ohne Zweifel das Organ der Sprache mit grossem Fleis, und man fand, oder man glaubte wenigstens zu finden, daß die Töne der Stimme, mit welchen wir alles, was wir wollen, ausdrücken können, nur sehr klein an Zahl seyen. Man dachte also darauf, diese kleine Anzahl von Tönen durch eine gleiche Zahl von einfachen Karakteren, oder durch Buchstaben vorzustellen, deren verbundene Vermischung dem Verstand die Idee der äussern Gegenstände auf eine einfachere, kürzere und leichtere Art darstellt, als es durch die Figur dieser Gegenstände selbst hätte geschehen können; indem sie den Augen durch die Gewohnheit alles das vorlegen, was die Artikulationen der Organen ins Ohr überbringen. Anfänglich erfand man nur zwölf, oder sechzehn dieser einfachen Karaktere. Man sezte hierauf nach einer genauern Untersuchung mit nach und nach eine grössere Anzahl hinzu, die, wie man glaubt, die Zahl 24, oder 26 nicht übersteigt, Ich habe an einem andern Ort gezeigt, (Num. 28 u. f.) daß diese gemeine Meynung zum Theil zu weit, zum Theil nicht weit genug geht. Ich will mich übrigens nicht besonders bey der Abhandlung der Sylben und der Buchstabenschrift aufhalten. Beyde sind organisch, und sind, die Wahrheit zu sagen, fast gar nicht von einander unterschieden. Das, was ich von der einen bemerke,

merke, gilt beynahe eben so gut von der anderen. Sie sind blos in der Vielheit der alphabetischen Karaktere von einander verschieden, die die erstere nothwendig haben muß, um nicht den Ton der Stimme von der Form, die der Ton vom Organ erhält, abzusondern; dergestalt, daß ein jeder Konsonans durch die Anzahl der Vokalen vervielfältigt werden muß, die der Konsonans tönen macht, und umgekehrt.

120. Der Uebergang der zusammengesezten Karaktere zu einfachen hat gemacht, daß man die lezteren, Buchstaben (*Literae*) genannt hat.

Wie die neuen organischen einfacheren Karaktere zur Ersezung der Hieroglyphen, oder der bildlichen Karaktere der grossen, symbolischen Schrift gebräuchlich wurden: so nannte man sie Buchstaben, *literae*, oder man hatte ein anderes gleichbedeutendes Wort. Dieser Ausdruck bedeutet einfache Figuren, kleine Figuren, um sie von den alten, zusammengesezteren, und verwickelteren Karakteren zu unterscheiden. Das französische Wort *lettre* kommt vom Griechischen λίτος her, d. h. *simplex, tenuis, exilis*; und von *litera* hat man das Verbum *legere* durch das Supinum *lectum* gemacht. Diese Etymologie des Worts *lettre*, bey welcher sich Vossius vorzüglich aufhält, ist offenbar die richtige. Sie giebt einen richtigen Grund vom Namen an, den man den neuen Zügen beygelegt hat, um sie von den alten zu unterscheiden.

und sie zeigt zu gleicher Zeit die Spur des Ueberganges von den einen zu den andern an.

121. Man kann nicht angeben, zu welcher Zeit, und von wem die Buchstabenschrift eingeführt worden ist.

Es läßt sich gar nicht bezweifeln, daß die Natur nicht sehr frühe die ersten Elemente der Bilderschrift denen Völkern sollte angezeigt haben, die sie nur mit einer mässigen Dosis von Verstand begabt hatte. Es wäre daher sehr unnüz die Zeit einer Erfindung aufzusuchen, die so zu sagen mit der Entstehung des Menschen gemacht worden ist. Ganz anders verhält es sich mit der organischen Schrift, die die Frucht einer langen und gelehrten Beobachtung ist. Man kann nicht bestimmt angeben von wem, und zu welcher Zeit sie erfunden worden ist. Die Erfindung ist so alt, daß es uns an Monumenten hierüber mangelt, und die Tradition sagt auch nichts gewisses davon. Die gemeine Meynung, die diese Ehre den Phöniziern zuschreibt, sagt weiter nichts, als daß sie, als die Erfinder in Absicht auf uns, angesehen werden können, die wir diese Erfindung von ihnen haben. Einige alte Schriftsteller geben ihr ein sehr hohes Alterthum in Assyrien; aber es ist zweifelhaft, ob sie unter dem Wort *literae* die Buchstabenschrift oder die Schrift überhaupt verstanden haben. Andre Schriftsteller halten diese Erfindung für neu und schreiben sie den Egyptiern zu; vielleicht aber haben sie blos von der Zeit reden wollen, da Egypten die Buchstabenschrift für die alte in diesem Land gebräuchliche Schriftart einführte.

führte. Plinius scheint geglaubt zu haben, daß die Schrift so alt sey, wie der Mensch (*L. VII. C. 56.*) *Apparet aeternum literarum vsum.* Wahrscheinlich hat er sagen wollen, diese Kunst sey so alt, daß ihr Ursprung über alle menschliche Ueberlieferung hinausgehe. Denn er drückt sich bey der Gelegenheit so aus, da er über das hohe Alterthum der astronomischen Observationen nachdenkt, die die Babylonier auf Platten von gebrannter Erde aufgezeichnet. Oben hatte er gesagt, die Assyrier hätten immer den Gebrauch der Buchstaben gekannt, deren Erfindung einige andere Schriftsteller den Egyptiern, den Syrern, oder den Phöniziern zueigneten, die sie nach Griechenland gebracht. *Literas semper arbitros assyrias fuisse.* Wenn man über die Ehre dieser Erfindung streiten sollte: so ist es gewis, daß die Assyrier, eine sehr alte Nation zum wenigsten eben so viel Recht hätten, in Anschlag zu kommen, als irgend eine von den benannten Nationen. Vielleicht würden aber auch die Assyrier den Indianern, oder einer noch mehr orientalischen Nation weichen müssen. Wenn man die Ausdrücke des Plinius im strengsten Verstand nehmen, und mit ihm glauben will, daß die Schrift bey den Assyrern beständig im Gebrauch gewesen: so hat seine Meynung gar nichts unglaubliches, woferne er nämlich so viel hat sagen wollen, daß der Mensch von der ersten Zeit an, von seinem Vermögen, die groben Bilder der äusseren Gegenstände zu zeichnen, Gebrauch gemacht, um dasjenige den Augen vorzuhalten, und anzuzeigen, was er mit dem Organ seiner Stimme nicht nachahmen konnte. Man sieht

aber leicht, daß sein Saz gar nicht haltbar ist, wenn er auch von den natürlichen Hieroglyphen hat reden wollen, die als Symbole gebraucht werden, einer Erfindung der willkürlichen, und verabredeten Kunst, die die Natur ihm nicht angezeigt hat. Noch vielweniger ist sein Saz haltbar, wenn er von der Buchstabenschrift hat reden wollen, so wie wir sie noch haben, einer Erfindung, die viel feiner, und zusammengesezter ist, als die vorhergehende. Man kann sicherlich behaupten, daß diese Erfindung ein langes vorläufiges Daseyn des menschlichen Geschlechts voraussezt. Das allgemeine Beyspiel wilder Völker, die diese Art von Schrift nicht haben, beweiset, daß der menschliche Geist nur sehr spät, nach einer sehr grossen Uebung, und nach einer langen Entwickelung auf eine solche Erfindung hat verfallen können.

Antiklides glaubte, und bemühete sich (nach Plinius am angeführten Ort) durch alle Monumente zu beweisen daß man diese Erfindung der kleinen Buchstaben dem Egyptier Menon zu verdanken habe, der nur funfzehn Jahre vor den Zeiten des Phoroneus (Pharao) gelebt, der die alleralteste fremde Kolonie nach Griechenland gebracht hat: Aber Berosus und Epigenes, so fährt Plinius fort, behaupteten, daß diese Schrift wenigstens fünf bis sieben Jahrhunderte vor dem Jahrhundert des Phoroneus gewöhnlich war, dessen Auswanderung man in das achtzehnte Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung ansezt.

122. Von

122. Von den historischen Traditionen über die Fortpflanzung dieser Kunst von Volk auf Volk.

Nach dem Bericht Diodors (Buch. V.) hatten die Egyptier sowohl, als die Phönizier diese Kunst von den Syrern, den ersten Erfindern. Diese Syrer sind, wenn man dem Eusebius glauben soll, *Praepar. Evang.* (Lib. X.) die Hebräer. Er führt den Eupolem an, der da sagt, Moses habe sie seine Nation zuerst gelehret, und von ihr hätten sie die übrigen Nationen Canaans überkommen. Aber Moses sagt in seinen Schriften selbst nichts ähnliches. Er schreibt sich keine solche Erfindung zu, bey der sehr umständlichen Erzehlung von allem, was er gethan, und dem Volk, welches er regierte, vorgeschrieben hat. Die vielen Bücher, die er geschrieben, beweisen, daß die Schrift damahls im Orient schon eine sehr bekannte Sache war. Eben so leicht ließe sich dieses aus mehreren Stellen des Pentateuch beweisen, in welchem verschiedene andere Bücher angeführt, und ausgezogen worden sind: so wie auch aus dem Alterthum des Buchs Hiob, welches man noch vor älter hält, als die Mosaischen Schriften. Noch mehr, die aus ihrem Land durch den stürmischen Einbruch der Hebräer ausgetriebenen Phönizier breiteten diese Kunst im Okcident durchgehends aus. Gewis ist es also, daß diese Kunst damahls in Egypten und in Canaan sehr bekannt war [103]). Es ist möglich, daß diese

103) Voltaire macht sich also lächerlich, wenn er die Aechtheit, und das Ansehn der Mosaischen Schriften aus

diese Nationen sie von den Syrern, und daß sie die Syrer von den Assyrern oder Babyloniern erhalten haben, weil, nach dem Plinius die Schreibkunst so sehr alt unter diesen Völkern war. Es ist aber auch wahrscheinlich, daß auch diese Völker nicht die ersten Erfinder waren, sondern, daß sie sie von irgend einem Volk entlehnt, welches noch tiefer im innersten Asien, und noch näher am Aequator wohnte. Denn je weiter die Traditionen zurück gehen, desto mehr nähern sie sich diesem Land, und wir finden, daß alle Kenntnisse auf demselbigen Weg fortgegangen; daß sie aus dem innersten Asien gegen Abend, vom Aequator gegen Norden gerückt sind. Man hat auch bisweilen gesagt, daß unter den Griechen die Pelasger den Gebrauch der Schrift noch vor der Ankunft der Phönizischen Kolonien in Griechenland besaßen; daß sie aber diese Kunst zu der Zeit einbüßten, wie Griechenland durch die Ueberschwemmungen verwüstet wurde. Dieses gab zu einer andern Erzehlung Gelegenheit, daß nehmlich Cadmus, der Sohn des Argenor der erste sey, der die Schrift in diesen Gegenden eingeführt habe. (Diodor B. V.). Eustathius (*Illiad.* II. 841.) geht noch weiter. Er erzehlt: die Pelasger seyen die einzigen, die zur Zeit der Ueberschwemmung den Gebrauch der Schrift erhalten, und die übrigen griechischen Nationen hätten sie damahls eingebüßt. Diodor sagt an einem andern Ort, (B. III.) daß die neuen Buchstaben, die nach Griechenland gekom-

aus dem kindischen Grund bestreitet, daß zu Mosis Zeiten noch keine Schreibkunst erfunden gewesen.

gekommen, Phönizische Buchstaben seyen genannt worden, und daß die alten Buchstaben, deren man sich ehedem bedient, und die die Phönizischen verdränget, Pelasgische Buchstaben geheissen hätten. Er zeigt also deutlich an, daß die Kunst zu schreiben zur Zeit der Ueberschwemmung Griechenlandes nicht ganz bey den Pelasgern verlohren gegangen. Einige Gelehrten haben auch gemuthmaßet, daß sich die Ueberbleibsel dieser alten Pelasgischen Schrift bey den nordischen Runen im Norden Europens erhalten. Andre glauben, daß die Scythen das Volk seyen, von denen die alten Griechen die Schreibkunst gelernt. Aber woher weis man, daß die Scythen selbst diese Kunst verstanden haben? Die entgegengesezte Muthmassung würde sowohl in Ansehung ihrer, als der Pelasger selbst wahrscheinlicher seyn. Wenn die Pelasger wirklich diese Kunst verstanden; so hat es viel mehr Wahrscheinlichkeit, daß ihre Schrift aus symbolischen Figuren, als aus Buchstaben bestunde, und daß die Griechen ihre alte Pelasgische Methode fahren liessen, nachdem sie von den Phöniziern die Vortheile der neuen Methode kennen lernten. Palamedes ist gar nicht der Erfinder der Buchstaben unter den Griechen. Er hat weiter nichts gethan, als daß er, wie Simonides einige neue Figuren eingeführt hat, die zu mehrerer Bequemlichkeit doppelte Konsonanten ausdrückten. (Plinius VII. 66.). Es ist gewis, daß diese Erfindung durch die Morgenländer fortgepflanzt worden ist; es sey nun, daß Cadmus der Erfinder derselben sey, oder der Egyptier Cekrops, oder Linus, der Lehrer des Herku-

Herkules, das ist, eines Tyrischen Kaufmanns. Denn dieser Herkules kann nicht der Sohn des Amphitryon aus Theben seyn, weil uns die Geschichte lehrt, daß es in Griechenland Denkmähler gab, die zur Zeit des Amphitryons selbst geschrieben worden. Folglich haben die Europäer diese Erfindung von den Orientalern, und es ist gewis, daß die Buchstaben, die ihnen zugebracht worden, und deren sich seitdem das alte und neue Europa beständig bedient hat, phönizische Buchstaben sind.

123. Die phönizischen Buchstaben sind die ältesten von den uns heut zu Tage bekannten Buchstaben, und die Europäischen haben ihren Ursprung aus ihnen.

Man lasse also, nach der gemeinsten Sage, den Phöniziern die Ehre diese vortrefliche Kunst der organischen Schrift erfunden zu haben. Sie sind wenigstens in Absicht auf uns die Erfinder; denn sie sind das Volk, welches durch ihre Reisen zu den Abendländern die Schreibkunst ausgebreitet haben. Davon giebt es eine Menge von Beweisen, unter welchen derjenige der beste ist, der aus der Sache selbst hergenommen wird, ich meine, aus der Etymologie der Figur eines jeden von unsern gemeinen Karakteren, die sich im Samaritanischen findet. Der phönizische Karakter ist einerley mit dem Canaänischen. Daran kann gar nicht gezweifelt werden, weil es ja das nehmliche Volk, und dasselbige Land ist. Aus eben dem Grund ist der Kananäische Karakter fast eben derselbe mit dem Samaritanischen.

Aber

Aber der Samaritanische ist der alte hebräische Karakter. Dieses läßt sich aus den alten Sekeln von Palästina, deren Inschriften aus Samaritanischen Karakteren bestehen, schließen. Daraus folgt, daß der Phönizische der nehmliche, oder doch beynahe mit dem alten hebräischen Karakter einerley ist. Die Cadmus, das heißt, die Menschen aus dem Orient haben diesen Karakter sowohl auf die Griechen, (die ihn von der Linken zur Rechten umkehrten, nachdem sie sich anfänglich desselben nach morgenländischer Art, und hierauf abwechselnd auf zweyerley Weise bedient hatten, da man vorwärts gieng, und wieder zurück kam, wie die Ochsen, wenn sie pflügen,) als auch auf die Etrusker, und Osker in Italien, die die Gewohnheit von der Rechten zur Linken zu schreiben beybehielten, und sich blos der grossen Anfangsbuchstaben bedienten. Die Lateiner, Abkömlinge von den Oskern, bildeten ihre Sprache nach dem Griechisch-Eolischen Dialekt, der in ihren Provinzen die Oberhand hatte. Sie bedienten sich statt des kleinen Karakters gewisser Buchstaben nach Art der Griechen, und zum Kapitalkarakter gebrauchten sie die oskischen, und etruscischen Figuren, die sie umkehrten, um Einförmigkeit in ihrer Schrift zu haben. Die beyden Inschriften mit oskischen Buchstaben, die man in der unterirrdischen Stadt, Herkulaneum gefunden hat, haben eine ausnehmende Aehnlichkeit mit den Lateinischen verkehrten Kapitalbuchstaben. Das ist die Etymologie von der Figur unsrer Karaktere. Mir scheint es übrigens wahrscheinlicher, daß die Etrusker ihre Buchstaben unmittelbahr von den orientalischen

lischen Kolonien, als von den Griechen entlehnt haben. Sie sind denen sehr ähnlich, die Skaliger für Buchstaben Thebanischer Inschriften hält; und was das meiste ist, die Etrusker schrieben von der Rechten zur Linken. Ich glaube auch, daß die Lateiner ihre Buchstaben unmittelbahr von den Etruskern genommen, und daß sie sie in der Folge den eolischen Buchstaben in Grosgriechenland, von denen sie sehr wenig verschieden waren, fast ähnlich gebildet, und den Linien die Richtung von der Linken zur Rechten gegeben. Die Buchstaben, die Cadmus nach Griechenland gebracht, würden den Lateinischen noch ähnlicher seyn, als den gemeinen Griechischen, wie wir sie noch haben, und wie sie die Griechen durch den Gebrauch abgeändert hatten, woferne nehmlich ihre Form so aussah, wie sie Skaliger bey den drey alten Inscheiften vorgestellt hat, von denen Herodot sagt, daß er sie mit Cadmeischen Buchstaben geschrieben gesehen, die denen Jonischen im Tempel des Apollo zu Theben in Beotien sehr ähnlich seyen. (ad An. Euseb. 1617. M. s. *Henselius* Synops. Harmonic. p. 88.) Die alleraltesten Inschriften, die unter den Griechen vorhanden waren, kamen, die eine vom Amphytrion, dem jüngsten Sohn des Cadmus; die zwote vom Hippokoon, dem Sohn des Laius; und die dritte vom Laodamas, dem Sohn des Eteokles. Ich werde hier einige Beweise, die ich fast alle aus Bochart hernehme, anführen; um zu zeigen, daß die Figuren der griechischen Buchstaben, und auch der unsrigen, nothwendig vom Cananäischen Karakter herkommen, der sich ohne Zweifel dem Egyptischen,

tischen, wegen der Nachbarschaft beyder Völker, sehr näherte, wenn er nicht völlig der nehmliche war, wie dieses wirklich noch viel wahrscheinlicher ist, und wie diejenigen behaupten müsten, die dafür halten, daß die Schreibkunst unmittelbahr aus Egypten nach Griechenland übergegangen sey.

124. Beweise, daß die griechischen, etruscischen, und lateinischen Buchstaben aus dem Canandischen, oder Phönizischen herkommen.

1. Cadmus, ein Heviter von Geburth, und der Küchenmeister des Königs von Phönizien, war der Anführer einer Kolonie, die nach Griechenland gieng. Seine Gemahlin Harmonia, die nach dem Bericht des Euhemerus, eine von den Kammermusikantinnen des Königes, und wahrscheinlich in eben dem Land um den Berg Harmon bürtig war, brachte, wie es scheint, zum erstenmahl die Musik nach Griechenland. Was die Schreibkunst betrift: so ist es fast gewiß, daß ihr Gemahl sie hinbrachte, der die Griechen ohne Zweifel keine andre Buchstaben gelehret haben wird, als die Buchstaben seines Vaterlandes. Man hält die ionisch-griechischen Karaktere für die ältesten von allen griechischen Buchstaben. Herodot sagt (Buch V. Kap. 58.), daß die Karaktere, deren sich die Phönizier zu seiner Zeit bedienten, mit den alten Jonischen einerley seyen, deren Figur und Ton man seitdem ein wenig abgeändert habe. Er sezt hinzu, daß in diesem Distrikt Griechenlandes das Wort Phönizisch so viel bedeute, als Buchstaben. Hesychius giebt das Wort

Wort ἐκφοινίξαι durch das Synonim ἀναγνῶσαι, (von ἀναγινώσκω lego.) [104]).

125. Beweis des Ueberganges der symbolischen Figuren in Buchstabenfiguren.

2. Ohngeachtet der Angabe der Griechen, sagt der Philosoph Krates, daß ihre Sprache die allerälteste auf dem Erdboden sey; musten sie doch selbst bekennen, daß die appellatifen Nahmen ihrer Buchstaben nicht aus ihrer eignen, sondern aus irgend einer andern barbarischen Sprache hergenommen seyen [105]). Alpha, sagt Plutarch, ist der Nahme, den Cadmus unserm ersten Buchstab gegeben hat;

104) Wenige Schriftsteller bestimmen deutlich genug, was sie unter dem Phönizischen und unter dem Punischen verstehen. Diejenigen reden am deutlichsten, die dasjenige Phönizisch nennen, was in Palästina und Phönizien von den Cananitern gesprochen wurde; und Punisch ist die Sprache, wie sie zu Carthago gebräuchlich war. Daraus erhellet, daß das Hebräische phönizisch ist. Es ist das Cananitische, wie es die Israeliten gesprochen. Die Voreltern Abrahams wohnten jenseits des Euphrats und sprachen chaldäisch. Abraham hingegen und seine Familie gewöhnten sich gewis die Landessprache von Canaan an, wie sie unter den Einwohnern dieses Landes 215 Jahre lang herumzogen. Phönizisch und Hebräisch ist also einerley. Die phönizischen Innschriften auf den Münzen, und auf den Denkmählern sind mit denselbigen hebräischen Buchstaben geschrieben, die wir in der Bibel finden. Das Punische, oder das Carthaginiensische ist dieselbige Sprache; aber ganz mit dem Afrikanischen vermischt. Man vergleiche den 27sten Absatz des Verfassers.

105) Beym Varro De Lingua Latin. *Lib. VII.*

hat; denn die Phönizier nennen einen Ochsen so [106]. In der That, wenn man auf die Figur des samaritanischen Aleph Acht giebt: so findet man in derselben eine grobe Zeichnung eines Ochsenkopfes mit seinen beyden Hörnern. Man siehet hier eine Spur des Ueberganges der Hieroglyphen zu den Kursifbuchstaben. Und es ist gar nicht sonderbahr, daß die Cananäer, oder die Egyptier ihre Nachbaren dem ersten Buchstaben den Nahmen, und die Figur des nüzlichsten Thieres gegeben, welches von ihnen so sehr verehret wurde, und welches in ihrer alten symbolischen Schrift so gemein war. Uebrigens ist es nicht völlig gewis, daß der Ochse der erste Buchstab im einfachen Alphabet der Egyptier gewesen; denn Plutarch sagt an einem andern Ort, daß der erste Buchstab in ihrem Alphabet ein Ibis sey, der das Maul unten bey seinen Beinen habe; wodurch eine Art von Dreyeck vorgestellt worden sey. Daher kann es vielleicht kommen, daß das grosse *A* eine beynahe dreyeckigte Form hat, statt, daß das ordentliche *a* (und vorzüglich das Griechische *α*) sich mehr der Form eines horizontal gelegten Ochsenkopfes nähert. Kurz dieses mag auf eine Art geschehen seyn, auf welche es will: so findet man immer den Uebergang der hieroglyphischen Figuren zu einfachen Karakteren darinnen.

126. Das Cananäische Alphabet mit dem Griechischen verglichen.

3. Die Nahmen der gemeinen und der griechischen Buch-

106) Plutarchs Sympos. *Lib. IX. Q. 3* — Ueber dieses ganze Kapitel verdient verglichen zu werden. (*Wachteri*) Naturae et Scripturae concordia. *Lips.* 1753. 4.

Buchstaben sind die nehmlichen, wie die von den hebräischen Buchstaben, A. B. C. D. E. u. s. w. *Alpha*, *Beta*, *Gamma*, *Delta*, *Ebsylon*, u. s. f. *Aleph*, *Beth*, *Gimel*, *Daleth*, *He*, u. s. w. Die Ordnung der Buchstaben ist beynahe in allen Alphabeten dieselbige, und diese Ordnung ist sehr alt; wie man das, wie Selden sagt, aus den Akrostichen in den Schriften Davids, und Jeremiä beweisen kann. Die lezten zusammengesezten Karaktere die am Ende des griechischen Alphabets vorkommen, sind, wie bekannt, in der Folge vom Simonides, oder vom Epicharmus hinzugesezt worden.

127. Vom Ursprung der Figur unsrer Karaktere.

4. Da die umgekehrte Figur der samaritanischen Karaktere sich den Griechischen sehr nähert: so ist es wahrscheinlich, daß die phönizischen Karaktere, wenn sie anders mit den Samaritanischen nicht völlig einerley, doch von ihnen nicht mehr unterschieden waren, als die lateinischen von den griechischen verschieden sind, und vielleicht hielten sie gerade die Mitte zwischen dem Samaritanischen und dem Griechischen. Es ist wahr, daß die Buchstaben, die man auf den phönizischen Münzen findet, nicht mehr Aehnlichkeit mit den griechischen Karakteren haben, als mit den Samaritanischen. Aber man muß dabey bemerken, daß diese Afrikanische Monumente von ihrer Quelle sehr entfernt sind; und daß sie durch das beständige Kommerz mit Ausländern,

und

und durch den grossen Abstand der Oerter und der Zeiten haben können verändert werden [107]).

5. Die Griechen, deren Akcent sanft und fliessender war, als der Akcent der Phönizier, haben die Gutturalaspirationen der Orientaler in Vokale umgebildet. Aber die benachbartern Jonier behielten den Buchstaben *H* als eine Aspiration, woraus die andern Griechen ein ofnes und langes *E*, gemacht hatten. Der Jonische Gebrauch, der vielleicht anfänglich durch die Etrusker erhalten worden war, ist in die lateinische Sprache übergegangen, und aus dieser ist er in unsre lebende Sprachen gekommen. Der Hauch *H*, der in unsern lateinischen Dialekten so gewöhnlich ist, und der im griechischen Alphabet, als blosser Hauch nicht mehr vorkömmt, war demohngeachtet in den ältesten Zeiten, ehe Palamedes die Doppelkonsonanten Θ, φ, χ erfunden, die die Stelle des H vertretten, in dem griechischen Alphabet vorhanden. Dem Bericht des Marius Viktorinus zu Folge, schrieben die Griechen damahls THEÓS, ΠΗΙΆΟS, KHPÓNOS. Nachdem aber der Gebrauch der Doppelbuchstaben diesen Karakter überflüßig gemacht: so bediente sich Simonides des Zeichens *H* um das lange é, oder das ητα auszudrücken. Denn bis auf diese Zeit war das lange é mit einem blossen Epsylon geschrieben worden. Endlich versammlete Callistratus von Samos alle griechische Buchstaben; er zog die Jonischen, als die ältesten vor; er stellte sie in Ordnung, und brachte mit den alten, und mit den

107) Daß die Figur der ersten griechischen Buchstaben die Figur der Phöniziſchen war, sagt Herodot ausdrücklich. (Buch V. Kap. 56.)

den Buchstaben, die Palamedes und Simonides eingeführt hatten, 24 an der Zahl heraus. Dieses Alphabet wurde von den Atheniensern unter dem Archontat des Euklides angenommen. (*Andron. in Tripode, ap. Suidam in v.* Σαμίων).

6. Man glaubt gewöhnlich, Cadmus habe den Griechen nicht mehr, als sechzehn Karaktere gegeben. Aber die Unterscheidungszeichen (*notae distinctivae, signationes*) muß man nothwendig hinzusetzen. Βαυ, welches das Vau ו, der sechste samaritanische Buchstab ist, und das Sigmatau σ, waren wahre Buchstaben, und stunden ehedem wirklich im griechischen Alphabet, ob sie sich gleich in unserm heutigen griechischen Alphabet nicht finden. Denn das eolische *F* ist mit dem Konsonanten der Lateiner und der Franzosen und der Franzosen *V* einerley. Die Lateiner sprachen es nicht so sanft aus wie wir, sondern scharf gepfiffen *F*. Das *F* ist bey ihnen und bey uns der sechste Buchstab, wie bey den Samaritanern. Im ethiopischen Alphabet ist das *Waw* auch der sechste Buchstab. Die Ordnung und der Nahme der Buchstaben zeigen es deutlich, daß es derselbige Buchstab ist, wie bey den Chaldäern, und Phönizìern *Alf, Bet, Geml, Dent, Haut, Waw,* u. s. w. Man erinnere sich an das, was wir Num. 117. angemerkt haben, daß nehmlich die Ethiopier im Besitz der hieroglyphischen Schrift waren, ehe sie noch ein Alphabet hatten. Diodor sagt, daß sie zwo Arten von Schrift gehabt, und man sollte fast aus der Erzählung des Heliodors schliessen, daß sie zwo Arten von Buchstaben hatten; die eine Art waren die Royalbuchstaben, die den Karakteren der

egyp-

egyptischen Priester, oder, wie man ihn wahrscheinlich verstehen soll, den Hieroglyphen ähnlich waren; und die zwote Art machten die gemeinen Buchstaben aus. Auf solche Weise haben die Ethiopier zu gleicher Zeit, während eines gewissen Zeitraums die alte Methode, der reellen, und die neue Methode, der Wörterschrift angewandt.

Der Beweis, daß das zweyte Zeichen, des ϛ *sigmatau* in eben der Ordnung bey den Griechen den sechzehnten samaritanischen Buchstab ersezte, und einen Theil von ihrem Alphabet ausmachte, fließt daraus, daß er sich in der Reyhe der Ziffern erhalten hat, wo er das sechzehnte Zeichen ist, wie im orientalischen Alphabet, an statt, daß das σ *sigma*, oder das Endigungs *S* weiter hinten steht. Der Beweis, daß das griechische Alphabet dem Samaritanischen folgt, und daß das ϛ *Sigmatau*, oder das *S* in dem einen und in dem andern der sechzehnte Buchstab sey, fließt aus dem coptischen Alphabet, welches offenbahr mit dem Griechischen einerley ist. (Denn das Coptische ist ein verdorbenes Griechisches, welches in Egypten seit der Zeit verdorben wurde, da dieses Land unter die Botmäßigkeit der Nachfolger des Alexanders kam.) Das coptische Alphabet ist *Alpha*, *Vida*, *Gamma*, *Dalta*, *Ei*, *So* u. s. w. In einer alten Handschrift der Abtey Fulda, wo man die Namen der griechischen Buchstaben ganz ausgeschrieben findet, ist der sechste Buchstab zwischen den Epsylon und dem Zeta einer, der ἐπίσιμον heißt, und seine Form ist ein *S*. Zwischen dem πι und dem ῥό steht ein anderer Buchstab inne, welcher κοππην, oder κόΦα heißt, und der offenbahr das ק *Khof* oder κόΦα

der

der Orientaler, und das *q* der Lateiner ist, davon die Griechen keinen Gebrauch machten. Die Lateiner haben unmittelbar von den Phönizieren das ꝑ *Khof* oder das umgekehrte *q* angenommen, welches in den Alphabeten dieser beyden Nationen zwischen dem *p*, und dem *r* mitten inne steht, und welches die Griechen gar nicht hatten.

128. Von der Richtung der Linien.

Die Richtung der Linien bey allen Orientalern geht, wie bekannt, von der Rechten zur Linken; das ist gerade das Gegentheil von der unsrigen. Die bey den Samaritanern gewöhnliche Art der Richtung der Linien war auch der Grund, daß die Griechen wahrscheinlich in den ältesten Zeiten, wie sie die Schreibkunst eben erhielten, auch dieser Art folgten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die alten Inschriften von Theben von der Rechten zur Linken geschrieben waren. Sie sind alle drey viel älter, als der trojanische Krieg. Wenn man Bustropheda unter ihnen findet; wie bey der Sigeeischen Inschrift, so ist das auch ein Zeichen, daß sie sehr alt sind. [108]) Diese scheinen gerade die Zeit zu bezeichnen, in welcher die Griechen anfingen die Richtung ihrer Linien zu verändern. Bey dem allen ist es wirklich eine sehr befremdende Erscheinung, daß ein Volk hierinnen eine Verände-

108) Wie alt diese so genannte umkehrende Zeilenrichtung bey den Griechen sey, kann man daraus abnehmen, daß auch die berühmte *Arca Cypselica* mit einer solchen Innschrift beschrieben war; Ferner die Geseze Solons zu Athen; die Sigeische und Nemeische Inschrift. *Muratori* Tom. I. p. 35. *Montfaucon* Palaograph. Graec. *Lib. II. Cap.* 1.

änderung vornimmt. Wie kann ein Volk auf den Gedanken verfallen, die gewöhnliche Richtung der Linien abzuändern? Man sollte fast muthmaassen, daß die Griechen zu der Zeit eine Schrift besassen, die die Richtung der abendländischen Schrift hatte, und daß sie blos die Buchstaben aufnahmen, die die Morgenländer mitbrachten. Aber ist es wohl eine natürlichere Vermuthung, daß ein Volk, welches den Gebrauch der Schrift, und eigner Buchstaben kennt, diese seine Schrift und Buchstaben aufgeben, und andre annehmen wird? Auf der einen Seite so wohl, wie auf der andern findet sich eine grosse Sonderbarkeit, von welcher man keine gute Gründe anzugeben weis. Doch dieses ist nicht das einzige Beyspiel. Die lateinischen Buchstaben haben im Norden den Gebrauch der Runischen abgestellt. Die Lateiner hatten die Buchstaben der Etrusker ihrer Nachbaren aufgenommen, und sie gaben ihnen eine entgegengesezte Richtung, wie die Griechen, ihre andern Nachbaren. Aber nicht allein die Lateiner, die zwischen den Eoliern in Großgriechenland, und zwischen den Tyrrheniern in Etrurien, mitten inne wohnten, nahmen die griechische Richtung der Buchstaben auf, wie sie etruscische Buchstaben aufnahmen; sondern auch die Ethiopier in Abissinien, die Sabäischen Ursprungs sind, und das chaldäische Alphabet haben, führen ihre Zeilen von der Linken zur Rechten; folglich in einer der morgenländischen gerade entgegengesezten Richtung. Die griechische und lateinische Richtung der Zeilen wurde ohne Zweifel auch in Etrurien bald aufgenommen, wie die Römer ihre Herrschaft bis dahin auszu-

deh-

dehnen anfiengen. Ueberhaupt, wenn sich ein mächtiges oder gelehrtes Volk mit einem unwissenden, oder schwächern vermischet: so nimmt das Leztere, vornehmlich was Wissenschaften anlangt, sehr viel von jenem an, und behält auch noch etwas von dem Seinigen übrig. Das unwissende Rom erhielt von den Etruskern sehr viel, und wie es stärker wurde; so gab es ihnen noch mehr zurück.

Obgleich die entgegengesezte Richtung der Linien die Aehnlichkeit, die sich unter ein paar Sprachen finden kann, nicht ausschließt, wie wir es z. B. an der phönizischen, und der griechischen Sprache wahrnehmen: so bezeichnet doch dieselbige Richtung eine sehr grosse Analogie unter den Sprachen, und kann diejenigen gewissermaaßen leiten, die die Sprachen unter gewisse allgemeine Klassen bringen wollen. Es giebt mancherley Arten der Richtung der Zeilen. Die Wahl derselben hat von der Fantasie, oder von der Bequemlichkeit derer abgehangen, die sie zuerst eingeführt haben. Sie kann horizontal seyn, von der Rechten gegen die Linke, wie im Orient: Horizontal von der Linken gegen die Rechte, wie im Okcident: Horizontal, aber wechselsweise von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten, wie man sie an gewissen Inschriften findet: senkrecht, (wie in den sinesischen Sprachen, und wie ich glaube bey den hieroglyphischen Inschriften auf den egyptischen Pyramiden,) von oben nach unten, oder von unten nach oben, oder auch wechselsweise von oben nach unten, und wieder von unten nach oben zurück: Ferner können die Linien entweder von der Rechten zur Linken, oder von der Linken zur Rechten anein-

neinanderhangen: und was sich noch mehrere an- re Arten denken lassen. Es scheint bey dem er- ten Anblick nicht sehr natürlich, daß man irgend ine Art der Zeilenrichtung sollte haben einführen önnen, bey welcher die Hand über die Linien ge- en mußte, die sie schon hergeführt, wie dieses bey er horizontalen Schrift statt finden würde, wenn nan alsdenn die Zeilen von unten nach oben fort- ühren wollte; oder auch bey der perpendikularen Schrift, wenn sie von der Rechten zur Linken soll- en fortgeführt werden. Denn in dem Fall würde ie Hand das auslöschen, was sie eben frisch ge- chrieben. Aber es ist so gut, als gewis, daß nan anfänglich bey der Einführung der Kunst ur sehr selten schrieb. Man schrieb blos, wenn nan das Andenken merkwürdiger und öffentlicher Begebenheiten erhalten wollte; und da wurden die Karaktere in harte Materien eingegraben. Nur achdem die Wissenschaften weit gekommen, und ie Nationen sehr ausgebildet worden, hat man ngefangen fliessend und häufig mit der Feder, der dem Pinsel auf weniger dauerhafte Materien u schreiben, die sich aber leichter bearbeiten lies- en. Und damals folgte man in der Richtung der inien dem gemeinen Gebrauch, er mochte gut, der böse seyn. Wenn man nur mittelmässig auf- nerksam war: so konnte man dem Auswischen eicht bevorkommen, welches man leicht vermeiden ann, wenn man mit dem Pinsel, und welches man ar nicht befürchten darf, wenn man mit dem Griffel auf Palmblätter, oder auf gewächsete Ta- eln, oder auf andre Materien schreibt. Ob es ber gleich nicht wahrscheinlich scheint, daß irgend ein

ein Volk seiner Schrift die horizontale Richtung gegeben, und die Linien von unten nach oben vervielfältiget, indem es mit der Hand über das, was es geschrieben, weggefahren: so findet man doch auch davon ein Beyspiel. „Die Thibetaner, „sagt Rubruquis (*Voyage de Tartarie* c. 39.) „schreiben wie wir, von der Linken zur Rechten. „Die Tanguten schreiben von der Rechten zur Lin„ken, wie die Araber, und sie vervielfältigen ihre „Zeilen, indem sie sie in die Höhe führen.“ Dieser Verfasser irrt sich in der Anwendung des Faktums. Die Schrift in Thibet, und Tangut ist gewis einerley. Aber im Faktum selbst irrt er sich nicht. Chamberlayn hat uns ein Muster von der Schrift der Mantschu, der Nachbarn von Tangut geliefert, wo man sieht, daß sie, so wie es Rubruquis erzehlt, diese ungewöhnliche Richtung bey der Fortführung ihrer Zeilen haben.

129. Die Art, nach welcher man erkennen kann, von wem ein Volk das Lesen und die Schrift hat.

Man kann vermittelst der Ausdrücke, die bey den Nationen die Handlung des Lesens und des Schreibens ausdrücken, leicht erkennen, von wem sie die Kunst zu schreiben erhalten haben. Z. B. daß die Preussen und die Russen sie von den Griechen haben, sieht man daraus, weil bey beyden die Kunst zu schreiben *Gromata* heißt, von γράφειν. Die Deutschen, die sie von den Römern haben, sagen in ihrer Sprache schreiben, von *Scribere*.

Achtes

Achtes Kapitel.

Von der Zahlenschrift durch Ziffern.

130. Die Ziffern sind eine idealische Schrift.
131. Die Finger der Hand sind das erste Organ des Ausdrucks der Zahlen durch Gestus.
132. Vom Gebrauch der Buchstaben statt der Ziffern.
133. Die römische Ziffern sind nicht Buchstaben, sondern Bilder von der Bewegung der Finger. — Von der Progression dieser Ziffern von fünf zu fünf.
134. Von den Figuren unsrer wirklichen Ziffern.
135. Daß sie ursprünglich aus Indien abstammen.
136. Von den wunderbahren Wirkungen der arabischen Ziffern.
137. Es ist wahrscheinlich, daß die Griechen den Gebrauch der Null gekannt haben.
138. Von der Decimalskale, und von ihren Mängeln.
139. Die Duodecimalskale wäre vorzuziehen.
140. Tablatur der Duodecimalskale für Theile des Ganzen.

* * *

130. Die Ziffern sind eine idealische Schrift.

Ich muß noch etwas von der Buchstabenschrift hinzusezen, die unmittelbahr zum Verstand vermittelst des einigen Organs des Gesichts spricht, und die den ausserordentlichen Vortheil hat, mit jeder Stimme von verschiedenen Völkern ausgesprochen zu werden, obgleich ein Volk die Sprache des andern nicht versteht. Im gemeinen Leben hat man bey den Ziffern, oder den Zahlenzeichen, Gebrauch davon gemacht. Wir haben die Ziffern, deren wir uns heut zu Tage bedienen von den Arabern, einem in der Mathematik sehr bewanderten Volk; und die Araber haben sie ohne Widerspruch von den Brachmanen, die grosse Philo-

sophen

sophen und grosse Arithmetiker waren. Um es im Vorbeygehen zu sagen: so werde ich, je mehr ich die Geschichte und die Alterthümer studire, immer geneigter zu glauben, daß alle alten Kenntnisse, selbst die Kenntnisse der Chaldäer und der Egyptier aus diesem Land herkommen, von dem man weis, daß Ninus und Sesostris mit ihm bekannt gewesen; und ferner, daß je mehr man auf den Ursprung der Dinge zurückkommen kann; desto mehr sich die Quelle derselben Indien, und den unter dem Aequator liegenden Klimaten nähert.

131. Die Finger der Hand sind das erste Organ des Ausdrucks der Zahlen durch Gestus.

Obgleich das Numerische in den Gegenständen nicht wirklich vorhanden, und ob es gleich ein blosses Verhältniß ist, welches aus einer imaginärischen Ordnung besteht, die der Mensch um seiner Bedürfniß und Bequemlichkeit willen eingeführt hat: so ist dieses Bedürfniß doch so häufig, daß diese Erfindung gewis eine von den ersten menschlichen Erfindungen ist. Die Extremitäten der beyden Hände, die in zehn Theile gespalten sind, ist das ursprüngliche Organ, und die erste Anzeige desselben gewesen. Das war eine arithmetische Tafel, die die Natur selbst gebauet, und die jeder Wilde beständig für sein Bedürfniß bereit hatte [109]). Der Gebrauch derselben ist gewis lange vor der

Schrift

109) Daß viele rohe, barbarische Völker bis auf Zehn zu zehlen gewohnt gewesen, sagen viele Alten; z. B. Plutarch de placitis Philosoph. *Lib. I. Cap. 3.* Vitruvius *Lib. III. Cap. 1.* Das war Anweisung und Folgsamkeit der Natur.

Schrift vorhergegangen, weil wir sie bey tausend Nationen finden, die keine Schrift haben; und es kann seyn, daß die indianischen Hieroglyphen, die uns heutzutage zu Ziffern dienen, ein Rest der alten idealischen Schrift durch Schlüssel sind, die vor der gemeinen Buchstabenschrift vorhergehen.

Beynahe auf allen Obelisken siehet man eine Figur, die die Gestalt eines Rechens hat, wo allemal neun Zähne unter einen oder mehrere Querstriche versammlet waren. Scharfsinnig hat Bianchini gemuthmaaßet, daß diese Figur eine Maschine oder eine arithmetische Tafel vorstelle. In diesem Fall war ihre Rechnung neuntheilig. Eine sehr bequeme Rechnungsart, die gewisse besondre Eigenschaften hat, die man einzig, in dieser Zahl findet. Es kann aber doch seyn, daß die Egyptier, wenn sie auch nur neun Figuren für die Zahlen hatten, wie wir, doch noch ein gewisses Zeichen hatten, wie wir, welches wir nicht mehr kennen, und welches sie zur Figur hinzusetzten, um die Decimalskale vollständig zu machen. Die Zahl der Querlinien an den Rechen kann zur Anzeige gedient haben, ob die Anzahl der Zähne, als Einheit, oder als Quadrat, oder als Würfel gebraucht worden; ob es ein Neuner, oder ein Neuner von einem Neuner u. s. w. sey; kurz zur Anzeige des Werthes, den wir die Zehner, Hunderte, Tausende u. s. w. nennen. Bianchini (*Decad*. I. C. 3. p. 3.) erklärt weitläuftig genug, wie ohngefähr die Egyptier dieses Instrument haben brauchen können. Diejenigen, die sich mit der Entzifferung der Hieroglyphen abgeben, werden sehr wohl thun, wenn sie seine Hypothese lesen.

132. Vom Gebrauch der Buchstaben statt der Ziffern.

Wie einmal die Buchstabenschrift vorgezogen wurde: so bediente man sich aus Bequemlichkeit, um nämlich vermittelst einer abgekürzten Formel die Zahlen mit einfachen Zeichen auszudrücken, (die so gemein ist, daß wir das Wort einer, als den Artikel des Substantifs gebrauchen, ein Schluß, eine Figur,) zu dieser Absicht der alphabetischen Buchstaben, die aber nicht, wie gewöhnlich, als Zeichen von Tönen der Stimme angesehen, sondern für ausdrucksvolle Figuren der numerischen Grössen gehalten wurden. So haben die Hebräer und die Griechen mit Buchstaben nach der Ordnung des Alphabets gerechnet. Α, Β, Γ, Δ, statt 1, 2, 3, 4, u. s. w. 110)

133.

110) Dieser Gebrauch der alphabetischen Buchstaben zu Zahlzeichen kann nicht eher da gewesen seyn, als die Buchstaben ihre angewiesene, bestimmte und unveränderliche Stelle in der Reyhe der Buchstaben des Alphabets schon bekommen hatten. Daher finden wir, daß die Griechen anfänglich mit den Anfangsbuchstaben der Wörter, die die Zahlen ausdrücken, rechneten. Sie sezten also z. B. Π für πεντε; Δ für Δεκα; Η für Ηεκατον; Χ für Χιλια. So sehen die Zahlzeichen auf dem Parischen Marmor aus. Die Zahl unter fünfe, wird durch Anhäufung mehrerer einzelner Striche angedeutet. Nur wie im griechischen Alphabet in der Folge der Zeit alle Buchstaben bey allen griechischen Völkerschaften und Städten in derselbigen Ordnung an einander gereyhet waren, konnte man ihnen die Zahlenbedeutung geben, die sie blos von ihrem Plaz bekamen, den sie im Alphabet einnahmen.

133. Die römische Ziffern sind nicht Buchstaben, sondern Bilder von der Bewegung der Finger. — Von der Progression dieser Ziffern von fünf zu fünf.

Nicht so verhält es sich mit den lateinischen Ziffern, ob sie gleich durch Figuren ausgedrückt sind, die einigen Buchstaben ihres Alphabets ähnlich sind, nämlich I, 1. V, 5. X, 10. L, 50. C, 100. D, 500. M, 1000. Aber diese zwey oder drey lezten Zeichen sind wahrscheinlich nicht aus einer Zeit, noch so alt als die erste Erfindung. Man gieng damals nicht so weit in den Rechnungen. So bald als eine Zahlengrösse so groß wurde: so hielten sie die Wilden für unendlich.

Es liegt offenbar weder im Werth, noch in der Ordnung dieser vermeyntlichen Buchstaben etwas, was ein Verfahren anzeigen sollte, welches aus den Buchstaben des Alphabets hergeleitet worden. Man findet etwas ganz verschiedenes darinnen, was mit der rohen Methode an den Fingern zu rechnen, zusammenhängt, und uns die Spur der ersten Erfindung zu entdecken scheint. Die Zifferschrift scheint hier der ursprünglichen Schriftart ähnlich zu seyn, wo man die Bilder der Gegenstände abzeichnet. Eins ist mit römischen Ziffern durch den Buchstaben I, durch das Bild eines in die Höhe gehobenen Fingers ausgedrückt: zwey; drey; viere, durch II, III, IIII, durch zwey, drey, vier ausgestreckte Finger vorgestellt [111]). Fünfe durch den Buch-

111) Sehr sorgfältig unterscheiden einige römische Schriftsteller die Benennung der Zahlzeichen von der Benennung der Buchstaben, weil ihre Zahlzeichen im Grund keine Buchstaben sind. Buchstaben heissen lite-

Buchstaben V, das Bild des Daumens, und eines ausgestreckten Fingers, dabey die übrigen Finger niedergebeuget sind. Zehn, durch zwey V, davon das eine mit der Spize umgedrehet, und an das andre angesezt ist. Diese Figur ist dem X ähnlich. Funzig, oder fünf Zehner durch den Buchstaben L, der das Bild des Daumens, und des Zeigefingers der linken Hand ist, wenn beyde in der vorgestellten Lage gehalten werden. Der Buchstabe C, der hundert bedeutet, könnte dieselbige Figur seyn, wenn man dieselben beyden Finger krümmt. Der Buchstab D, der die Zahl fünfhundert anzeigt, ist der gekrümmte Finger der rechten Hand, wenn er an den Daumen derselben Hand gehalten wird. Die Figur CIↃ, statt tausend, ist die vorhergehende doppelte Figur, (statt zweymal 500) die mit der linken so wohl, als mit der rechten Hand gebildet wird, indem man die beyden Daumen aneinander stößt, die eine gerade Linie zwischen zwey krummen hervorzubringen scheinen. Um fertiger schreiben zu können, hat man diese Bewegung der Hand durch ein M oder ∞, der Form einer liegenden arabischen 8, ausgedrückt. Allein alle diese lezten Zahlen scheinen mir zu groß, als daß sie bey wilden Völkern sollten vorhanden gewesen seyn. Diejenigen, die wir kennen, gehen nicht so weit. Wenn die Grösse zu zahlreich wird: so begnügen sie sich, dieselbe durch einen allgemeinen und unbestimmten Gestus auszudrücken; z. B. sie nehmen eine Hand voll Haar in die Hand. Es kann auch seyn, daß das C für hundert, und das M für tausend, die wahren Anfangs-

literae; Zahlzeichen *lineolae*. M. s. *Gellius* Noct. Attic. X. 1.

angsbuchstaben dieser Worte (*centum, mille*) sind:
aß man nur nicht weis, warum fünfhundert durch
in D ist bezeichnet worden: und daß diese leztern so
ie auch einige andere zusammengeseztere Formeln
los wegen grösserer Bequemlichkeit zur ersten Er-
ndung in einem aufgeklärteren Jahrhundert hin-
gesezt worden sind. Mir scheint indessen die
ben angeführte Meynung natürlicher und wahr-
heinlicher.

Man merke: die arithmetischen Figuren der
Römer gehen in einer Progression von fünf zu fünf
rt; sie ändern ab, und fangen von fünf zu fünf
it der Einheit an, als wenn am Ende dieser Zahl
e arithmetische Tafel erschöpft wäre. Um durch
infe zu rechnen, geschieht die Bewegung nur mit
ner Hand. Mit beyden Händen geschiehet sie
ır, wenn ein zweyter neuer und vollständiger
ünfer ausgedrückt werden soll, und um den Zeh-
r der Einheiten, oder den Zehner der Hunderte
bezeichnen. Das ist ein offenbares Zeichen, daß
an anfänglich nur auf eine Hand bey dem Rech-
n gesehen; und ein sicherer Beweis, daß die
tihmetische Decimalskale den zehn Fingern der
yden Hände ihre Entstehung zu verdanken hat.
ie lateinische Ziffer hat eigne Figuren für fünf,
r zehn, (zweymalfünfe) für funfzig, für hun-
rt, für fünfhundert, für tausend. Man sezt
einer jeden von diesen fünftheiligen Figuren,
chdem man nöthig hat, die Einheiten, die Fün-
, die Zehner, die Hunderte.

Aus einer Stelle im Plutarch (*In Isid.*) kann
ansehen, daß diese Methode durch fünf zu zeh-
auch bey den Pelasgern oder den wilden Grie-
chen

chen gewöhnlich war. Denn er sagt, daß in ihrer Sprache πεμπάζεσθαι, ehedem schlechthin rechnen bedeutete. Hieraus sieht man, daß sich Bianchini in seinem System über die Entstehung der Figur der lateinischen Ziffern geirret hat. (*Hist. Univ. p.* 112.) Denn dieses System sezt als Grundsaz voraus, daß die Progression der Rechnung durch 10 geschehen, statt daß sie offenbar durch 5 geschehn ist.

134. Von den Figuren unsrer wirklichen Ziffern.

In Europa haben wir uns dieser groben Art zu rechnen, bis in das dreyzehnte Jahrhundert bedient, in welchem der gelehrte Astronom Alphonsus, König von Castilien den Gebrauch der Indianischen Ziffern einführte, die die Araber aus Afrika nach Spanien gebracht hatten. Ich bin nicht hinlänglich unterrichtet, um sagen zu können, ob unsre Figuren noch kenntlich seyn sollten, wenn man sie mit den Originalzügen vergleichen sollte. Denn es ist leicht möglich, daß sie bey einer so alten und so fernen Auswanderung sehr abgeändert worden.

Die heutigen Malabarischen, Benjanischen, und Brachmanischen Ziffern, die ich in Kupfer habe stechen lassen, (M. s. Tafel, VIII.) sind in allen ihren Zügen den Unsrigen nicht ähnlich. Aber Indien ist sehr gros. Wer weis wann und welchem Volk sie die Araber ehedem entlehnt haben? Die Züge verändern sich bey allen Nationen in einer kurzen Zeit, wenn sie keine Druckereyen haben, die ihre Form bestimmt. Wenn man nur mit freyer Hand schreibt: so macht es ein jeder nach seiner Art

und

nd nach seiner Geschicklichkeit. Was für eine rosse Verschiedenheit findet sich nicht unter dem gedruckten Deutschen, dem Gothischen, dem Italiäischen, und der viereckigten Schrift? Wie verhieden sind nicht unsre Handschriften aus verhiedenen Jahrhunderten? Die Wissenschaft sie zu kennen, macht eine eigne Kunst aus. Man sieht nterdessen sehr wohl ein, daß unsre Figuren 1, 2. , 4, 7, die Arabischen sind nur etwas verändert, der blos aufgerichtet; daß das 9, der arabischen igur völlig ähnlich ist; daß das Punkt, oder die Null bey uns, wie bey ihnen zur Bezeichnung der Decimalprogression dienet; man mag nun 1., 2.., der 10, 200 schreiben. Eben so leicht bemerkt an ferner, daß die drey ersten Ziffern, die der Grund nd die Basis von den übrigen sind, nach der Mehode der ursprünglichen Bilderschrift gebildet woren, bey welcher einer, zwey, drey Züge oder inger vertikal oder horizontal gezeichnet werden, e, statt daß sie einzeln sollten gelassen worden yn, durch die schnelle Feder oft verbunden woren, und die überflüssigen Schwänzchen eingebüßt aben [112]).

135. Daß sie ursprünglich aus Indien abstammen.

Man schreibt die Erfindung unsrer Ziffern verschieenen Nationen zu, denen Griechen, den Lateinern, den Karthaginiensern, den Celten, den Scythen [113]). Es ist aber kein Zweifel, daß sie nicht

112) Bey Wachter am angeführten Ort sind die natürliche kyriologische Figuren gezeichnet.

113) Der B. Huet giebt sich sehr Mühe, die so genannten

nicht aus dem Orient kommen sollten. Das Wort Ziffer haben wir entweder aus dem Arabischen, oder aus dem Hebräischen Saphar, numerare. Ferner, die Richtung der Zifferschrift geht, nach Art der Orientaler von der Rechten zur Linken. Die Zahlen zur Rechten sind die einfachsten, und je mehr sie gegen die Linke rücken, desto mehr wächst ihr Werth. Wir haben, ohne es zu bemerken, bey unsern Ziffern diese morgenländische Formel, die Ziffernschrift von der Rechten zur Linken zu führen, beybehalten, ob wir gleich in der Praxis von der Linken zur Rechten mit den höchsten Ziffern anfangen, die wir auch, wenn wir sie aussprechen, zuerst nennen. Die gemeine Meynung, nach welcher diese Ziffern von den Arabern oder den Saracenen abstammen sollen, die von den Mauren in Afrika herkommen, die Spanien unterjochten, ist die einzige richtige Meynung. Die lezteren aber hatten sie den gelehrtesten Männern zu Folge von den Indianern. „Unter den zehn Ziffern der Perser, sagt „Chardin (Band I. S. 3) giebt es eine, die aus zehn „einfachen Figuren zusammengesezt ist, die sie *asab* „*Iudi*, die Rechnung oder die Ziffer der Indianer, „nennen; weil sie den gemeinen Ziffern der Indianer „völlig ähnlich sieht; und ich glaube, daß sie auch da„von hergenommen worden ist. Ich finde, daß, wenn „man unsre Ziffern genau dagegen hält, auch diese dar„aus abstammen. Es verdient hiebey angemerkt zu „werden, daß das Arabische Wort Syfer, wovon unser „Wort Ziffer herkommt, indianischen Ursprungs ist. „Daraus sollte man fast schliessen, daß die Araber,

„(die

ten arabischen Ziffern aus der Figur der griechischen Buchstaben abzuleiten. M. s. *Huetiana* §. 48. und Demonstrat. Evangel. *Prov. IV. p.* 251.

„(die zuerst mit Ziffern gerechnet, statt daß man vor-
„her mit alphabetischen Buchstaben rechnete, wie alle
„Völker des Orients, und wie die Griechen und die
„Lateiner) diese Art von den Indianern gelernt. Die
„Perser behaupten dieses Wort sey persischen Ur-
„sprungs, und bedeute Reise, Progression, Fortrü-
„cken; denn die Ziffern seyen ja der Weg der Zahlen-
„progression. Aber darinnen stimmen sie doch über-
„ein, daß die Indianer ihnen die Ziffern gegeben ha-
„ben. Dieses findet man auch in ihren alten Schrift-
„stellern, die diese Figuren sehr oft *Hazab ell Ind*: die
„Arithmetik des indianischen Volks, nennen."

Herr de Guignes sezt hierüber hinzu: „Es
„scheint mir, dieses Faktum könne gar nicht streitig
„gemacht werden. Unsre Ziffer, die wir von den Ara-
„bern haben, wird von diesen Völkern die indische Zif-
„fer genant, und ich habe Gelegenheit gehabt, mich zu
„überzeugen, daß sie noch in Indien, und besonders
„in der Sprache der Telongusen vorhanden ist. Die
„Araber sezten ohne Zweifel damals die Ziffern in die
„Stelle ihrer Buchstaben, die die Stelle der Ziffern
„vertraten, wie sie nach Indien reiseten, um die Wis-
„senschaften der Brachmanen zu erlernen. Sie brach-
„ten sie nach Spanien, wo es eine sehr grosse Anzahl
„von Gelehrten gab: und aus Spanien haben sich
„die Ziffern über ganz Europa ausgebreitet.

136. Von den wunderbaren Wirkungen der arabischen Ziffern.

Die Einführung des Gebrauchs dieser Figuren, und die einfache Methode ihrer Stellung, aus welcher die Decimal, Quadrat, und Kubik Progression entsteht, ist einer von den größten Schritten, die in den Wissen-

schaf-

schaften gethan worden sind. Ich halte dafür, daß wir ihr einen grossen Theil unsers Vorzugs zu verdanken haben, den wir in den mathematischen Wissenschaften vor den Alten haben; und daß man ohnmöglich dahin hätte kommen können, wo man in diesem Stück hin gekommen ist, wenn wir uns der schwierigen Methode der Zahlenbuchstaben immerfort bedient hätten, die die Römer gebrauchten. Wir thun mit den Vorzügen, die wir in diesem Stück vor den Alten haben, sehr gros; Allein ein grosser Theil unsrer Verdienste kömmt dem Instrument zu, welches die Alten nicht hatten, und welches wir nicht erfunden haben. In der Erfindung der Null, der man ein für sich passives, aber in die andern Zahlen wirkendes Vermögen giebt, liegt sehr viel Künstliches. Nach dieser Erfindung fehlte es nun nicht mehr viel, eine jede Zahl bis auf zehn durch einen einzelnen Karakter auszudrücken; und nun war es, wie es scheint, nicht sehr schwer die Hypothese zu erfinden, die in der Reyhe der Ziffern die Decimalprogression voraussezt. Unterdessen hat doch dieser kleine Umstand zu sehr grossen Verrichtungen Aufschluß gegeben.

Das wird sich auch allemal ereignen, wenn von Rechnungen, Verbindungen, und der Ordnung moralischer Ideen die Rede ist. Denn da diese Arten von Dingen gar nicht in der Natur vorhanden, sondern blosse Arten sind wirkliche Wesen wahrzunehmen, die der menschliche Verstand zu seinem eigenen Gebrauch schaft und verknüpfet: so reifen sie ausserordentlich leicht, und entwickeln sich auf diesem innerlichen Boden vortreflich. Der Verstand findet in sich selbst Materie und Form. Er ist zu gleicher Zeit das Werk und der Werkmeister, und er übt sich mit einem gewis glück-

lichen

lichen Erfolg an den Dingen, denen er das Wesen gegeben hat. Aus diesem Grund hat man die mathematischen Wissenschaften, die Algebra, und die Gemotrie genaue Wissenschaften genannt. Sie sind auch in der That nur die einzigen, die es seyn können. Sie haben aber diesen Vorzug blos deswegen, weil sie nur im Menschen, und durch den Menschen da sind, nur durch die Verknüpfung abgezogener Betrachtungen des Verstandes, der sie hervorgebracht hat, und ausser welchem sie kein wirkliches Daseyn haben. Sie sind Nichts, als blosse Verhältnisse, als eingebildete Wesen, die ausserhalb des Gedankens, dem sie ihr Daseyn zu verdanken haben, und der sie beschauet, Nichts sind. So ist die vollkommmene Kenntniß eines Gegenstandes beschaffen, den der Mensch in sich selbst hervorgebracht hat, der ihm zu diesem hohen Grade der Gewißheit und der Genauigkeit verhilft, den er nicht erreichen kann, wenn sein Verstand sich mit wirklichen, physischen ausser ihm vorhandenen Gegenständen beschäftiget, von welchen er nur eine sehr unvollständige Idee haben kann. Auf solche Weise hat vielleicht die Präzision der genauen Wissenschaften nicht so viel Nutzen für die übrigen Wissenschaften, als man glaubt. Denn die Gegenstände ihrer Operation Zahlen und Linien, denen sie ihre Genauigkeit zu verdanken haben, sind in der Natur gar nicht vorhanden. Der erste und der Hauptvorzug eines jeden Wesens ist gewiß die reelle Wahrheit von seinem physischen Daseyn. Eine Pflanze, ein Faktum, haben diesen kenntlichen Vorzug vor einer Zahl, oder einer mathematischen Linie [114].

Dem-

114) Eben hierinnen liegt der grosse Unterschied zwischen der Mathematik und der Philosophie. Der Mathematiker

Demohngeachtet muß man gestehen, daß die Arithmetik und die Geometrie so sehr wichtige und nüzliche Wissenschaften für den Menschen, und so ausnehmend brauchbar für die Ordnungsstud, die der Mensch sich in der Wahrnehmung der äussern Gegenstände, und in dem Gebrauch derselben persönlich macht; daß man diese beyde Wissenschaften nicht genug erheben, ihre Erfindung nicht genug bewundern, und den Mathematikern für ihre Arbeiten nicht erkenntlich genug seyn kann, die ihren Fortgang befördert, und die Kunst erfunden haben, sie, wie Instrumente, auf so unendlich viele Gegenstände anzuwenden, die dem menschlichen Geschlecht vortheilhaft sind.

137. Es ist wahrscheinlich, daß die Griechen den Gebrauch der Null gekannt haben.

Man hat in der vorhergehenden Tafel, die die Ziffern verschiedener Völker vorlegt, bemerken können, daß einige Nationen die Null durch ein Punkt ausdrückten. Ich habe eben von dieser vortreflichen Erfindung eines Zeichens geredet, welches die vorhergehende Ziffer um zehnmal grösser macht. Ich seze hinzu, daß sie den alten griechischen Nationen nicht unbekannt gewesen, ob wir sie gleich nicht von ihnen haben. Dieses schliesse ich aus den Worten *κατι, κοντα, genti, ginta, centum,* die das Komplement der Zehner, oder die Zehner der Zehnern anzeigten. Dieses Wort bedeutet gewiß ein Punkt; denn es kömmt von *κεντεω* (*pungo*) her, so wie auch *κέντρον* (das Hauptpunkt, das Mittelpunkt) davon herkömmt. Man sezte es anfangs nach den ersten Zehner, um alle folgenden damit zu bezeichnen.

εικατι,

tiker bekümmert sich gar nicht darum, ob so was in der Natur da ist, was er Dreyeck, Quadrat, u. s. w. nennt. Seine Begriffe sind wahr, so bald sie möglich sind. Nicht so des Philosophen, der sie von der Natur abziehen muß, und der nur alsdenn wahre Begriffe hat, wenn sie mit den Gegenständen in der Natur übereinstimmen.

ἰκαντι, duigenti, das heißt, das Punkt zweymal, den Zehner zweymal. Denn die Lateiner sagten anfänglich *duiginti*, für *bis-ginti*, oder viginti, (im Französischen *vingt*, im Englischen *twenty*). Eben so *τριακοντα triginta; ἑκατον, centum*. Was den ersten Zehner betrift: so hatten diese Nationen dazu ein Wort, welches die doppelte Bewegung, oder die Bewegung zwoer Hände ausdrückte: denn das bedeutet *δικα, decem, dis*, (wie man schon aus der Aehnlichkeit der Französischen Wörter *deux*, und dix schliessen kann). Die Benennung der grossen Zahl Χιλια, Μυριας, *mille*, die wir nicht blos als eine Zahl, sondern auch bey Unterredungen als einen Ausdruck gebrauchen, welcher eine unendliche Grösse anzeigt, kömmt von den orientalischen Wörtern *chel*, (Alles, Ganz) und *mila* (die Fülle, die Menge) her. Vom leztern stammen auch die Wörter, multum, multitudo u. s. w. ab.

138. Von der Decimalskale und ihren Mängeln.

Man hat gesagt, daß die erste Rangordnung der Zahlen bis auf zehn, und die Decimalprogreßion ihren Ursprung von den zehn Fingern der Hände haben:

Hic numerus magno tunc in honore fuit:
Seu quia tot digiti per quos numerare solemus, &c.
OVID Fast. 3.

Die Hand ist das ursprüngliche Organ vom Ausdruck der Zahlen. Aber, da sich die Natur dieses eben nicht vorgesezt hatte, wie sie die Hände bauete, und da man hier blos ein Instrument gebrauchte, welches zu etwas anderm gemacht war: so ist auch die Anwendung desselben nicht so vollkommen, als sie hätte seyn sollen, weil es bey der Division eine Menge von unbequemen Brüchen giebt. Denn in der Skale nach Zehnen läßt sich blos 2 und 5 mit einander multipliciren, um das Produkt 10 zu machen.

139. Die Skale nach Zwölfen wäre vorzuziehen.

Die Duodecimalskale wäre viel besser gewesen, wenn man nur noch zwo Ziffern mehr, für zehn und eilf erfun-

erfunden, und zwölf durch o mit der Einheit linker Hand: 1o, bezeichnet hätte. Was jezt Hundert ist, wäre alsdenn 12 mahl 12, und das schriebe man so: 1oo, an statt daß es jezt 144 heißt. Diese Zahl ist das Produkt von 2. 3. 4. 6. Drey Viertheile, die Helfte, zwey Drittheile, ein Drittheil, und ein Sechstheil eines Ganzen, das in zwölf Theile getheilt ist, lassen sich wieder ein jedes mit einer einzigen Ziffer ausdrücken. Zwölf ist die vollkommenste Gränze, bey welcher eine natürliche Ordnung von Zahlen, die nur aus wenigen Ziffern bestehen soll, aufhören kann. Denn wolte man eine solche Ordnung bis auf 6o fortsezen, (und das ist die erste Zahl, wo 10 und 12 zusammenkommen, indem sie 6 mahl 10, und 5 mahl 12 ist): so würde das Gesicht durch so vielerley Zahlfiguren, deren man bis an 6o haben müßte, zu sehr überladen 115). Und in der That, wenn

115) Da der Verfasser die Vortheile der Dodekadik so schwärmerisch herausstreicht: so ist es der Mühe werth etwas genauer die Vortheile der Dekadik, und der Dodekadik gegen einander abzuwiegen, um daraus ihren wahren Gehalt zu berechnen. Diejenige von ein Paar Arten die Zahlen zu bezeichnen, ist wohl die vorzüglichere; welche 1.) Eine Zahl mit wenigern Zeichen ausdrückt, als die andre. In diesem Stück wäre die Dodekadik der Dekadik offenbahr vorzuziehen. Jene drückt zum Beyspiel die Zahl, hundertzehn durch 94 aus. Aber nach der Dekadik ausgedruckt, hat eben diese Zahl drey Ziffern. — 2.) Die von der bezeichneten Zahl am leichtesten den möglichst deutlichen Begrif giebt. Hier ist der Vorzug der Dekadik vor der Dodekadik so ausserordentlich groß, daß er, woferne unsere Sprachen nicht umgeschaffen werden, gar nicht kompensirt werden kann. Unsre Sprachen haben nehmlich für eine jede Einheit irgend einer Klasse dekadischer Zahlen ein eignes Wort. Hingegen muß eine jede Einheit der höheren Klasse in der Duodecimalskale durch drey, vier, ja, wenn die Zahl groß wird, durch zwölf und mehrere Wörter ausgesprochen werden. Z. B. die Zahl 1ooo heißt nach der Dodekadik: tausend, sieben hundert, acht

wenn gleich eine lange Gewohnheit fast überall der Art nach Zehnen zu zehlen, den Vorzug gegeben hat: so ist man doch bey vielen Gelegenheiten genöthiget, zur andern seine Zuflucht zu nehmen, wenn die Rechnung geschwind, und genau soll geführt werden; zumahl wenn die Reyhe in gleichen Verhältnissen immer vom Grössern aufs kleinere geht. Man bedienet sich ihrer bey Gra-

acht und zwanzig. Nach der Decimalskale heißt sie tausend. — 3.) Diejenige, so am wenigsten zum Irrthum Anlaß giebt. Hier verliert die Duodecimalskale wiederum gegen die Dekadik. Denn man muß nicht nur zwey Zahlzeichen, für die Zahlen, zehn und elf, bey jener mehr behalten; sondern auch noch 21 Produkte der einzelnen Zahlen muß man sich mehr eindrücken; nehmlich die Produkte von eins bis elf, mit zehn und elf. Da nun die Anzahl der einzelnen Produkte von 1 bis 9 in allem 45 ist: so wird man bey der Duodecimalskale wenigstens noch die Helfte Fehler mehr begehen, als bey der Decimaleintheilung. Und da die Produkte mit zehn und elf, nicht so leicht zu behalten seyn würden: so würde man auch das Rechnen überhaupt nicht so lange aushalten können. — 4.) Die die meisten Eigenschaften der bezeichneten Zahl, und zwar am bequemsten entdeckt. Wenn es auf die leichtere Entdeckung der einfachsten Theiler der Zahlen ankömmt: so sind sich Dekadik und Duodekadik so ziemlich gleich. Jene entdeckt die einfachen Theiler 2, 3, 5, 11, leicht; und diese eben so leicht 2, 3, 11, 13. Indessen hat die Dekadik darinnen einen Vorzug, daß sie gerade den Theiler 5 leicht zeigt, dessen Entdeckung nüzlicher ist, als des Theilers 13, weil jener öfterer vorkömt, als dieser. — 5.) Endlich, die die meisten und kleinsten einfachen Theiler hat. Hier leistet die Dekadik die Vortheile nicht, die die Dodekadik leistet. Denn beyde haben zwar gleich viele einfache Theiler, (nehmlich zehn die Theiler 2 und 5, und zwölf die Theiler 2, und 3:) aber der eine Theiler bey der Dodekadik 3, ist kleiner, als der eine bey der Dekadik 5; Folglich kann die Dodekadik mehrere Brüche in zwölftheilige verwandeln, als die Dekadik in zehntheilige. Indessen

Graden, Füssen, Zollen, Geldsorten, als: Sous 116). Man muß hierauf sehr Acht haben, wo Maaße einzuführen sind, beym Münzwesen, und kurz bey jedem Werkzeug des Rechnens, was es auch für eins sey. So hat man heut zu Tage eine französische Goldmünze von 24 Livres, und eine silberne von 120 Sous, und von diesen beyden Zahlen beträgt die eine zweymahl zwölf, die andere zehnmahl zwölf. Bey der täglichen Abtheilung der herrschaftlichen Gebühren, die von liegenden Gründen, welche unaufhörlich zertheilt, und wieder vereinigt werden, gegeben werden müssen, bedienet man sich die-

ser

dessen auch dieser Vortheil der Dodekadik ist so sehr groß nicht, weil man auch den Bruch $\frac{1}{3}$ in zehntheiligen Brüchen so genau als man will, und sehr bequem ausdrücken kann, nehmlich durch 0,33333 - - - — Nimmt man dieses alles zusammen: so mögte vielleicht die Duodecimalskale, von der sich de Brosses so viel verspricht, weniger vortheilhaft seyn, als unsre gewöhnliche Dekadik.

116) Aber es bleiben im gemeinen Leben noch Dinge genug übrig, die sich nicht auf dergleichen Brüche ohne Unbequemlichkeit bringen lassen. Das ist der Fall bey Gewichten; bey der Eintheilung des Pfundes in Lothe, Quentchen, u. s. w. Uebrigens ist es bekannt, daß man solche im gemeinen Leben gebräuchliche Eintheilungen bequem auf Decimaltheile bringen kann. Z. B. Zwölf Theile entstehen, wenn man das Ganze halbiret, die Helfte wieder halbiret, und dann dieses Viertheil in drey Theile eintheilet. Diese Eintheilung ist etwas leichter gemacht, als die in Zehn, und daher mag es kommen, daß man sie besonders bey Maaßen beliebt hat. — Da der Verfasser den Nahmen *As*, statt der Einheit gebraucht: so hätte noch bemerkt werden können, daß diese Eintheilung des Ganzen nach Zwölfen bey den Römern gewöhnlich war, wo eine jede Menge Zwölftheile ihren eignen Nahmen hatte. Aber aus eben dem Umstand, daß man sie schon längst gekannt, und doch die Decimalarithmetik vorgezogen, und immerfort gebraucht, läßt sich schließen, man habe bey dem Gedanken des V. keinen beträchtlichen Vortheil gefunden.

ser Skale nach Zwölfen, so daß man die Theile des Ganzen dadurch ausdrückt. Dieses Verfahren ist bequem, und die Formel nicht sehr gemein. Man wird mir also vielleicht Dank wissen, daß ich sie hier beyfüge.

140. Tablatur der Duodecimalskale für Theile des Ganzen.

Die Einheit, oder das komplete As.	1	
Helfte.	06	(das ist, sechsmahl ein Zwölftheil der angenommenen Einheit.)
Viertheil.	03	
Dreyviertheil.	09	
Achttheil.	016	(Man bemerke, daß dieses Ein und ein halbes heiße, nicht Sechzehn.)
Sechzehntheil.	009	
Zwey und dreißigtheil.	046	
Vier und sechzigtheil.	0023	
Drittheil.	04	
Zwey Drittheile.	08	
Sechstheil.	02	
Zwölftheil.	01	
Vier und zwanzigtheil.	006	
Acht und vierzigtheil.	003	
Sechs und neunzigtheil.	0016	
Neuntheil.	014	
Achtzehntheil.	008	
Sechs und dreyßigtheil.	004	
Zwey und siebzigtheil.	002	
Hundert und vier und neunzigtheil.	001	(Alles ausgeschrieben heißt es: Zwölftheil des Zwölftheils.)

In dieser Tafel bemerkt man beym ersten Anblick, aus der Gestalt und Stellung der Ziffern, und der Nullen, daß die Nullen hier nach der entgegengesezten Seite in Absicht auf die Stellen stehen, die sie, bey der gewöhnlichen Art Zahlen zu schreiben, haben. Diese gewöhnliche Art nehmlich, ist eine Skale für Multiplikation, gegenwärtige aber gehört für Division. Die Wirkung der Null ist hier diese, daß sie die Ziffer, die ihr zur rechten Hand steht, um eine oder mehr Ordnungen von Dutzenden erniedriget. Bey unsrer gewöhnlichen Arithmetik ist die Wirkung der Null gerade die entgegengesezte;

nehm-

nehmlich, sie erhöhet die Ziffern, denen sie zur rechten Hand steht, um eine oder mehr Ordnungen von Zehnern. Diese Tafel zeigt mit Leichtigkeit, wie sich die partes aliquotae gegen einander, oder gegen das Ganze verhalten. Z. B. Ein Sechsunddreyßigtheil ist ein Zwölftheil des Drittheils. Ein Sechzehntheil ist ein Zwölftheil von Dreyviertheilen. Ein Sechs und neunzigtheil ist ein Zwölftheil vom Achttheil. Ein hundert und vier und vierzigtheil ist ein Zwölftheil des Zwölftheils u. s. w.

Ende des ersten Bandes.

Verzeichniß der Kapitel,

die in diesem Bande enthalten sind.

Kap. I. Allgemeiner Plan dieses Werks; — Beweis, daß die Etymologie weder eine unnütze, noch eine ungewisse Wissenschaft sey. : : : Seite 41

Kap. II. Von der Brauchbarkeit der Etymologie für die übrigen Wissenschaften. : : : 75

Kap. III. Vom Organ der Stimme, und von der Operation eines jeden von den Theilen, aus denen es zusammengesezt ist. : : : 140

Kap. IV. Vom Nasenvokal, und vom Organ des Gesangs. : : : 194

Kap. V. Von dem organischen und allgemeinen Alphabet, welches aus einem Vokal, und aus sechs Konsonanten besteht. : : : 216

Kap. VI. Von der primitifen Sprache, und von der Onomatopoiie. : : : 231

Kap. VII. Von der symbolischen und der Buchstabenschrift. : : : 318

Kap. VIII. Von der Zahlenschrift durch Ziffern. 461

Band. I.

oder der Freye Vocal.
oder der tönende Vocal.
e Vocal.
der aus der Mitte der Sprachröhre ausgespro=
:
us der ganzen Länge der Röhre.
der vom äussersten Ende der Röhre tönet.
llenhauch.
e Mittelvocale zwischen der Mitte und dem
äussern Ende der Röhre.

tiefe, und verlängerte Vocale, und zwar
us der ganzen Länge, oder aus der
vom äussersten Ende der Sprachröhre.

by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Band. I.

[…] oder Consonanten des neuen
[…]ischen Alphabets.

[Z]AHNB:		NASENB:		ZUNGENB:	
	D.		s.		L.
	Th.		st.		N.
	T.		ts.		R.
	Dgh.		scr.		gN.
	Dj.		sc.		gL.
	Dz.		sp.		
	Dr.		spr.		
	Tr.		spl.		
[G]AUMENB:			str.		
	J.		scl.		
	z.		Sr.		
	ch.		sm.		
			sf.		
			sl.		
			sn.		

zed by Google

Stüno

r DI
ken Da
n. voce

Die mit d
Pn. E

Cr

N. I

x. chr

ol. sp

by Google

sanctificatum	*sit*	*tuum*	*regnum*
sanctificato	*si*	*tuo*	*regno*
santificado	*sa*	*tu*	*reyno*
sanctifié	*so*	*ton*	*regne*

Digitized by Google

Digitized by Google

XXX (2 Bde) VII.89
II.92

Digitized by Google

Digitized by Google